

BRAUNSCHWEIGISCHES JAHRBUCH
FÜR
LANDESGESCHICHTE

BRAUNSCHWEIGISCHES JAHRBUCH
FÜR
LANDESGESCHICHTE

IM AUFTRAGE DES
BRAUNSCHWEIGISCHEN GESCHICHTSVEREINS

HERAUSGEGEBEN VON
HORST-RÜDIGER JARCK

Der ganzen Reihe
Band 86

2005

SELBSTVERLAG DES BRAUNSCHWEIGISCHEN GESCHICHTSVEREINS

Das Braunschweigische Jahrbuch für Landesgeschichte erscheint in der Regel jährlich.

Die Zusendung von Manuskripten erbitten wir an die Schriftleitung in:

38302 Wolfenbüttel, Forstweg 2, Telefon (0 53 31) 93 52 45

info@geschichtsverein-bs.de

Anmeldungen zur Mitgliedschaft im Verein, die zum freien Bezug der Zeitschrift berechtigt,
werden an die gleiche Anschrift erbeten.

Über das Programm und die Aktivitäten informiert auch

www.geschichtsverein-bs.de

Der Mitgliedsbeitrag beträgt 21,00 €, für Jugendliche in der Ausbildung 10,00 €.

Bankkonten: NORD/LB, Kontonr. 144 592, BLZ 250 500 00

Postbank Hannover, Kontonr. 95 047 306, BLZ 250 100 30

Schriftleitung:

Ltd. Archivdirektor Dr. Horst-Rüdiger Jarck

Bibliographie:

Bibliothekarin M. A. Ewa Schmid

Rezensionen und Anzeigen:

Archivdirektor Dr. Ulrich Schwarz

Vertrieb:

Buchhandlung Graff

Sack 15

38100 Braunschweig

E-Mail: infos@graff.de

ISSN 1437-2959

Druck und Verarbeitung: poppdruck, 30851 Langenhagen

Vorstandsmitglieder des Braunschweigischen Geschichtsvereins

1. Vorsitzender	Dr. Horst-Rüdiger Jarck
2. Vorsitzender	Dr. Walter Hagena
Schatzmeister	Dipl.-Kfm. Sascha Köckeritz
Geschäftsführer	Johannes Angel
Ehrenmitglieder	Dr. Richard Moderhack Dr. Günter Scheel
Beirat	Dr. Annette Boldt-Stülzebach Dr. Martin Eberle Dr. Gudrun Fiedler Dr. Manfred Garzmann Dr. Hans-Henning Grote Dr. Hans-Ulrich Ludewig Prof. Dr. Wolfgang Milde Prof. Hartmut Rötting M. A. Dr. Bettina Schmidt-Czaia Dr. Ulrich Schwarz Prof. Dr. Harmen Thies
Ehrenbeirat	Dr. Dieter Lent Prof. Dr. Gerhard Schildt Dr. Gerd Spies Dipl.-Kfm. Klaus Webendoerfer Dr. Mechthild Wiswe

INHALT

Aufsätze

<i>Oker, Schunter, Wabe</i> und weitere Flußnamen im Braunschweiger Stadtgebiet von Herbert Blume	11
Holzversorgung von Schmelzhütten im Harzrevier der frühen Neuzeit (16./17. Jahrhundert) von Hans-Joachim Kraschewski	37
Das Beckenschlägerhandwerk in Braunschweig und Magdeburg von Elke Bujok	65
„Tüchtige Gelehrte sind zuweilen schlechte Korrektoren“: Der Braunschweiger Wissenschaftsverlag C.A. Schwetschke & Sohn (heutiger Appelhans-Verlag) von Wolfgang Lent	81
„Wer aber vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart“. Dr. med. Julius Bockemüller – Opfer nationalsozialistischer Willkürherrschaft von Diethelm Krause-Hotopp.	95
Ein Mann (in) seiner Zeit – Ewald Hecker, Vorsitzender des Aufsichtsrats der Ilseder Hütte (1929–1945). Anmerkungen zu einer Biographie von Arnim Plett	109
Das Harzburger Gymnasium vor, während und nach der nationalsozialistischen Zeit von Eberhard Völker	129

Kleinere Beiträge

Zur Datierung eines Streits zwischen dem Kloster Riddagshausen und den Bauern von Klein Schöppenstedt von Horst Eckert	159
Warum reiste Michael Praetorius im Jahre 1612 mit der Wolfenbütteler Hofkapelle nach Prag ? von Siegfried Vogelsänger.	167
Scharf(f)enbergs Welfischer Stammbaum (1582–1589) von Christian von Heusinger.	171

Märchenhaft mittelalterlich. Der Braunschweiger Altstadtmarkt im Werk Otto Speckters von Matthias Ohm	179
---	-----

Bibliographie

Bibliographie zur Braunschweigischen Landesgeschichte 2004 – mit Nachträgen von Ewa Schmid	187
--	-----

Rezensionen und Anzeigen

A h r e n s S.: Die Lehrkräfte der Universität Helmstedt (1576–1810) (D. Lent)	226
B e h r e n s H.A. (Hg.): Zwischen Herrschaftsanspruch und Schuldendienst. Beiträge zur Geschichte der Grafschaft Regenstein (U. Schwarz)	219
B e i n R.: Ewiges Haus. Jüdische Friedhöfe in Stadt und Land Braunschweig (S. Wagener-Fimpel)	238
B i n n e r J. (Hg.): „...und trug das Zeichen OST.“ Zwangsarbeit in Stadt und Landkreis Peine (G. Pischke)	242
C a m a s s i P. (Bearb.): Divina Officia. Liturgie und Frömmigkeit im Mittelalter (Ch. Heusinger)	216
F i s c h e r D., U. O s t m a n n u n d R. K ü n z l.: Digitale Karte der Historische Landnutzung (J. Diehl)	229
F r i e d J. u. O. G. O e x l e (Hg.): Heinrich der Löwe. Herrschaft und Repräsentation (G. Spreckelmeyer)	213
F u h r i c h - G r u b e r t U.: „öffentlich und ungehindert“. 300 Jahre Evangelisch-reformierte Gemeinde Braunschweig (E. Eschebach)	230
G a t t e r m a n n C.H.: Der Ausländereinsatz im Landkreis Osterode 1939–1945 (G. Pischke)	242
H e ß G.: Literatur im Lebenszusammenhang. Text- und Bedeutungs- konstituierung im Stammbuch Herzog Augusts des Jüngeren von Braunschweig-Lüneburg 1579–1666 (K. Skovgaard-Petersen)	220
Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig. Kunstmuseum des Landes Niedersachsen. 250 Jahre Museum. Von den fürstlichen Sammlungen zum Museum der Aufklärung. Ausstellung in der Burg Dankwarderode (M. Fimpel)	228
K i e k e n a p B.: Karl und Wilhelm. Die Söhne des Schwarzen Herzogs (G. Schildt)	236

Kraft St.: Geschlossenheit und Offenheit der „Römischen Octavia“ von Herzog Anton Ulrich (H. Ch. Mempel)	225
Medefind H. (Bearb.): Die Kopfsteuerbeschreibungen der Stadt Braunschweig von 1672 und 1687 (J. Schmid)	223
Mittmann M.: Bauen im Nationalsozialismus. Braunschweig, die „Deutsche Siedlungsstadt“ und die „Mustersiedlung der Deutschen Arbeitsfront“ in Braunschweig-Mascherode (G. Fiedler)	240
Ruhleder M.: Die Damen von Steterburg. 1000 Jahre Stift Steterburg (E. Eschebach)	224
Schlottheuber E.: Klostereintritt und Bildung. Die Lebenswelt der Nonnen im späten Mittelalter. Mit einer Edition des „Konventstagebuchs“ einer Zisterzienserin von Heilig-Kreuz bei Braunschweig (1484–1507) (Th. Scharff)	218
Vögel B.: „Wir waren fast noch Kinder“. Die Ostarbeiter vom Rammelsberg (G. Pischke)	242
Wolff K.: Braunschweigische Medizinalgeschichte(n) (G. Wacker)	232
Zadach-Buchmeier F.: Integrieren und Ausschließen. Prozesse gesellschaftlicher Disziplinierung: Die Arbeits- und Besserungsanstalt Bevern im Herzogtum Braunschweig auf dem Weg zur Fürsorgeerziehungsanstalt (Th. Krüger)	234

Chronik

Chronik des Braunschweigischen Geschichtsvereins vom Oktober 2004 bis Oktober 2005	245
--	-----

Nachruf

Nachruf auf Ottokar Israel (1919–2004) Von Manfred R. W. Garzmann.	251
---	-----

VERZEICHNIS DER AUTOREN:

Dr. Herbert Blume, Braunschweig
Dr. Elke Bujok, München
Dr. Horst Eckert, Cremlingen
Dr. Manfred R. W. Garzmann, Braunschweig
Dr. Christian von Heusinger, Braunschweig
Dr. Hans-Joachim Kraschwewski, Marburg
Dr. Diethelm Krause-Hotopp, Braunschweig
Dr. Wolfgang Lent, München
Dr. Matthias Ohm, Schleswig
Arnim Plett, Peine
Ewa Schmid, Groß Biewende
Dr. Eberhard Völker, Bad Harzburg
Prof. Dr. Siegfried Vogelsänger, St. Hernot-Crozon, Bretagne

VERZEICHNIS DER REZENSENTEN:

Jürgen Diehl, Wolfenbüttel – Dr. Erika Eschebach, Braunschweig – Dr. Gudrun Fiedler, Braunschweig – Dr. Martin Fimpel, Wolfenbüttel – Dr. Christian von Heusinger, Braunschweig – Thomas Krueger, Alfeld – Dr. Dieter Lent, Wolfenbüttel – Dr. Hans Christian Mempel, Goslar – Dr. Gudrun Pischke, Bovenden – Prof. Dr. Thomas Scharff, Wolfenbüttel – Prof. Dr. Gerhard Schildt, Braunschweig – Joachim Schmid, Groß Biewende – Dr. Ulrich Schwarz, Wolfenbüttel – Dr. Karen Skovgaard-Petersen, Kopenhagen – Dr. Goswin Spreckelmeyer, Wolfenbüttel – Dr. Gabriele Wacker, Cremlingen-Hordorf – Dr. Silke Wagener-Fimpel, Wolfenbüttel

Oker, Schunter, Wabe

und weitere Flußnamen im Braunschweiger Stadtgebiet

von

Herbert Blume

1. Vorbemerkungen

Richard Andrees „Braunschweiger Volkskunde“¹, sachlich zwar nicht mehr in allen Hinsichten aktuell, dennoch ein inzwischen klassisch gewordenes Handbuch von Wert, enthält neben zahlreichen im eigentlichen Sinne volkskundlichen Kapiteln (von Haus- und Dorfformen, Alltagsleben und Festtagsbräuchen, Volksglauben, Kinderspielen u.a.m. im Land Braunschweig handelnd) auch drei germanistisch-sprachhistorische Kapitel über „Die niederdeutsche Sprache in Braunschweig“, „Die Ortsnamen“ und „Die Flurnamen und Forstorte“. Einen Abschnitt über die Braunschweiger Flußnamen sucht man jedoch vergebens. Dem verdienstvollen Autor, der Geologie und Mineralogie studiert und sich die Volkskunde erst später autodidaktisch erarbeitet hatte, standen für die drei genannten Artikel genügend Literatur sowie ein paar fachkundige germanistische Ratgeber zur Verfügung. Die moderne Erforschung der Flußnamen indessen steckte damals erst in ihren Kinderschuhen, so daß Andree da auf brauchbare Hilfe kaum hätte zurückgreifen können.

Der bei Andree zu vermissende Überblicksartikel ist bis heute nicht entstanden. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist die von der Germanistik betriebene Flußnamenforschung, was die Gewässernamen im Umfeld Braunschweigs betrifft, zwar nicht untätig gewesen, doch ist es in der Regel bei verstreut publizierten Einzelaussagen geblieben. Eine Ausnahme bildet für unsere Gegend der Übersichtsartikel von Wilhelm Seelmann über „Die ältesten Flußnamen des Harzes“.² Er berührt mit den Flußnamen *Oker*, *Ecker* und *Ilse* braunschweiges Gebiet jedoch nur partiell und ist, aus heutiger Sicht betrachtet, in vielem korrekturbedürftig. In Adolf Bachs großem Standardwerk „Deutsche Namenkunde“,³ bis heute durch nichts Neueres ersetzt, sind die Namen braunschweiger Flüsse stiefmütterlich behandelt: nur ganz beiläufig (zur Lokalisierung von Müden an der Aller) wird der Name *Oker* erwähnt, die etymologische Erläuterung des Namens *Schunter* ist nicht präzise, *Wabe* und *Schölke* z.B. kommen nicht vor.⁴

¹ 2., vermehrte Auflage. Braunschweig 1901.

² In: Zeitschrift für Ortsnamenforschung 11 (1935), S. 31–28.

³ Auskunft über Flußnamen findet man in Bachs „Deutscher Namenkunde“ in den Teilbänden II, 1 und II, 2 „Die deutschen Ortsnamen“ (Heidelberg 1953–1954).

⁴ Da Bach Flußnamen im gesamten deutschen Sprachgebiet erörtern muß, läßt sich von vornherein nicht erwarten, daß er auch auf lokale Namen, die ganz unproblematisch sind (wie in Braunschweig etwa *Sandbach* oder *Mittelriede*), einginge.

Für Autoren wie Seelmann und auch noch Bach ist es charakteristisch, daß sie bemüht sind, alle hiesigen Flußnamen aus dem Appellativwortschatz⁵ nur des Germanischen herzuleiten. Damit bleibt ihnen aber der Zugang zur angemessenen Deutung sehr alter Namen wie *Oker*, *Aller*, *Ilse* verwehrt. Einen entscheidenden Neuanatz haben in dieser Hinsicht um die Mitte des 20. Jahrhunderts die Forschungen des Indogermanisten Hans Krahe erbracht, der überzeugend hat darlegen können, daß große Teile Europas (vom Baltikum und Don im Osten bis an die französische Atlantikküste im Westen und von Norddeutschland, z.T. auch Skandinavien im Norden bis etwa zu den Alpen im Süden) von einem Netz von Flußnamen überzogen sind, die sämtlich nach ein und demselben Prinzip gebaut sind und dort den ältesten Bestand der Flußnamenlandschaft bilden. Sie bestehen aus idg.⁶ Wortwurzeln und einem oder mehreren idg. Stammbildungssuffixen. Da sich dieses Namensnetz über Teile Europas erstreckt, in denen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit verschiedene idg. Sprachvölker gelebt haben (Balten, Slaven, Germanen, Kelten), da aber zugleich keine der genannten Sprachgemeinschaften je im gesamten Gebiet dieses Flußnamennetzes ansässig war, kann man die Namengebung keiner dieser Sprachgruppen allein zuschreiben, sondern muß mit einer Entstehung dieser Flußnamen in einer Epoche rechnen, die vor der Aufgliederung der idg. Sprachgemeinschaft dieses Territoriums in die genannten Sprachgruppen liegt. Es geht hierbei um die Gleichartigkeit von Flußnamen wie *Isar* (Bayern), *Iser* (Riesengebirge), *Isère* (Frankreich). Die Zusammengehörigkeit dieser drei Namen fällt auch dem sprachlich sensibleren Laien auf, sie bildet in diesem großen Netz aber gleichsam nur die Spitze eines Eisbergs: es sind drei aus Hunderten von Namen. Krahe hat für dieses Namensnetz den Begriff der „Alteuropäischen Hydronymie“ eingeführt. Seine Erkenntnisse⁷ und die daran anschließenden Forschungen von Wolfgang P. Schmid⁸ und anderen haben gelehrt, (auch) in Deutschland mehrere typologisch-historische Schichten der Flußnamenbildung zu unterscheiden: 1. die „alteuropäischen“, d.h. vorgerm., vorkelt., vorslav. etc., aber idg. Namen, zu denen in unserer Gegend u.a. die schon erwähnten *Oker*, *Aller*, *Ilse* gehören, 2. die germ. Namen wie *Schunter*, die z.B. mit durchaus germ., aber im ältesten Dt. schon nicht mehr produktiven Suffixen gebildet sein können, und

⁵ „Nomina appellativa“ (Klassenbegriffe) nennt man die große Menge der „normalen“ Substantive (z.B. *Nagel Schraube, Licht, Schatten, Freude, Trauer*), die keine Namen („Nomina propria“) sind.

⁶ In diesem Beitrag werden die folgenden in der Sprachwissenschaft gebräuchlichen Kürzel verwendet: aengl. (altenglisch), aeur. (alteuropäisch), aind. (altindisch), aisl. (altisländisch), ahd. (althochdeutsch), and. (altniederdeutsch, altsächsisch), anord. (altnordisch), aschwed. (altschwedisch), dän. (dänisch), dt. (deutsch), engl. (englisch), fries. (friesisch), frz. (französisch), gall. (gallisch), germ. (germanisch), got. (gotisch), griech. (griechisch), hd. (hochdeutsch), idg. (indogermanisch), kelt. (keltisch), lat. (lateinisch), lett. (lettisch), lit. (litauisch), mhd. (mittelhochdeutsch), mnd. (mittelniederdeutsch), nd. (niederdeutsch), ndl. (niederländisch), nhd. (neuhochdeutsch), nnd. (neuniederdeutsch), nordnds. (nordniedersächsisch), ostfäl. (ostfälisch), ostfries. (ostfriesisch), schwed. (schwedisch), slav. (slavisch), tschech. (tschechisch).

⁷ Zusammenfassend dargestellt in: Hans KRAHE, *Unsere ältesten Flußnamen*. Wiesbaden 1964.

⁸ Wolfgang P. SCHMID, *Alteuropäisch und Indogermanisch*. In: Akademie der Wissenschaften und Literatur (Mainz). *Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse* 1968, Nr. 6, S. 243–256. – DERS., *Alteuropäische Gewässernamen*. In: Ernst EICHLER u.a. (Hrsg.), *Namenforschung – Name Studies – Les noms propres*. Berlin, New York 1995/96, S. 756–762.

schließlich 3. die relativ jungen, dt. Namen wie *Sandbach* oder *Mittelriede*, deren Bestandteile auch heute noch jedem, der Hd. und auch Nd. kann, verständlich sind.

Krahe selbst hat den Anstoß zu einer systematischen Kartierung und Katalogisierung aller deutschen Flußnamen zu namenkundlichen Zwecken gegeben.⁹ Das Unternehmen ist noch nicht abgeschlossen und hat auch das Zuflußgebiet der Oker noch nicht erfaßt. Darüber hinaus sind im Umfeld dieser Forschungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Dissertationen entstanden, in denen bestimmte Teilbereiche der deutschen Flußnamenlandschaft ausführlich namengeschichtlich beschrieben sind. In unmittelbarer Nähe des Braunschweiger Landes gehört hierzu die Arbeit von Bernd-Ulrich Kettner über „Flußnamen im Stromgebiet der oberen und mittleren Leine“.¹⁰ Da die historisch-etymologische Beschreibung der Flußnamen des gesamten Stromgebiets der Oker, wie das Beispiel der Leine zeigt, leicht ein Buch füllen könnte, werde ich für den Zweck dieses Aufsatzes den Blick lediglich auf die Namen der Flüsse richten, die im heutigen Stadtbereich Braunschweigs fließen oder ihn berühren. Damit soll – zugleich als ein Beitrag zur braunschweigischen Landesgeschichte – zumindest ein Teil eines sprachgeschichtlichen Überblicks über die Flußnamen des Braunschweiger Landes erbracht werden, den man seit Andrees Zeiten vermissen kann. Erfasst werden in der folgenden Darstellung außer den Namen der heutigen Flüsse und Bäche auch die Namen einiger seit dem Mittelalter durch Überbauung und dergl. verschwundener Fließgewässer († *Limbeke*, † *Lämmchenriede*, † *Rennel*, † *Ritterbrunnen*, † *Tannenriede*). Unberücksichtigt dagegen bleiben die zahlreichen jungen, oft erst mit der Verkoppelung entstandenen *Graben*-Namen sowie die Namen künstlich geschaffener Gewässer wie *Fuhse-Kanal*, *Mittelland-Kanal*.

2. Ableitungsbildungen

Im folgenden werden zunächst die durch Derivation (Ableitung: Wortstamm + Suffix, z.B. *König* + *-lich* > *königlich*) gebildeten Flußnamen, danach die durch Komposition (Zusammensetzung: Wortstamm + Wortstamm, z.B. *König* + *Reich* > *Königreich*) gebildeten erörtert. Mittels Ableitung (allerdings in durchaus verschiedenen sprachgeschichtlichen Epochen) sind die Braunschweiger Flußnamen *Oker*, *Wabe*, *Schunter*, *Schölke*, *Wasche* sowie † *Rennel* gebildet.

2.1. Oker

Der Name der Oker ist seit dem 8. Jahrhundert in beachtlicher Dichte überliefert. Hier eine Auswahl aus den Belegen:

⁹ In der Buchreihe „Hydronymia Germaniae“ (begründet von Hans KRAHE, Hrsg. von Wolfgang P. SCHMID, Stuttgart 1962 ff.).

¹⁰ Rinteln 1972 (Diss. Göttingen 1968).

- E. 8. Jh. (zu 748) supra fluvium *Obacro* (Kleinau, S. 446)¹¹
 E. 8. Jh. (zu 780) ultra *Obacro* fluvio (ebenda)
 E. 8. Jh. (zu 775) *Obacerum* fluvium (ebenda)
 um 820 (zu 748) supra fluvium *Ovacra* (ebenda)
 um 820 (zu 748) ad *Ovacrum* fluvium (ebenda)
 um 830 (zu 748) *Obacra* (ebenda)
 1. H. 9. Jh. (Mi 12.) iuxta fluvium *Oncra* [recte: *Oucra*] (ebenda)
 888 ultra fluvium *Ouaccram* (ebenda)
 E. 9. Jh. *Ovacrus* (ebenda)
 E. 9. Jh. *Ovacra* (ebenda)
 10. Jh. super fluvium *Hobachar* (ebenda)
 994 *Oueccara* (ebenda)
 997 *Ouacra* (ebenda)
 1013 *Ovecra* (ebenda)
 um 1020 *Ovokare* (ebenda)
 1142 *Ovakare* (ebenda)
 1142–1159 iuxta *Ovacram* (ebenda)
 1128 *Ovakara* (ebenda)
 1157 *Ovekare* (ebenda)
 1180–1184 (14. Jh.) *Ovekera* (ebenda)
 1196 *Ovekera* (Kleinau, S. 447)
 A. 13. Jh. *Ovecare* (Kleinau, S. 446)
 1222 *Ovakara* (ebenda)
 1277 *Ovekere* (Kleinau, S. 447)
 1278 *Ovekera* (ebenda)
 1278 *Ovekere* (ebenda)
 1285 ad *Ovecaram* (Kleinau, S. 446)
 1307 adiacente *Ovakra* (ebenda)
 1322 (E. 17. Jh.) *Overke* (Kleinau, S. 447)
 um 1350 *Oveker* (ebenda)
 1371 *Oveker* (UB Braunschweig VI, S. 678)¹²
 1543 Torn an der *Ocker* (Wieries, S. 83)¹³
 1611 der alte *Okerthurmb* (ebenda)
 1654 *Ocker* (Merian; S. 57)¹⁴
 1838 *Oker* (Blumenhagen, S. 33)¹⁵

¹¹ Die Quellenangaben zu den nach KLEINAU (Hermann Kleinau, Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig, 3 Bde, Hildesheim 1967/1968), hier: Bd. 2, S. 446f., angeführten Belegen siehe dort.

¹² UB der Stadt Braunschweig, Bd. 6, Hrsg. von Manfred R. W. GARZMANN, bearb. von Josef DOLLE, Hannover 1998.

¹³ Richard WIERIES, Geschichte des Amtes Harzburg nach seinen Forst-, Flur- und Straßennamen. Neubearbeitung, 2. Aufl., Braunschweig 1937.

¹⁴ [Matthaeus Merians Erben]: Topographia [...] Der Vornembsten Stäte [...] in denen Hertzogthümern Braunschweig und Lüneburg [...]. Franckfurt 1654. Neue Ausgabe [...] von Lucas Heinrich WÜTHRICH, Kassel 1961.

Außerhalb der wissenschaftlichen Diskussion, in Laienkreisen, wird bisweilen die Ansicht vertreten, die *Oker* heiße so, weil ihr Wasser zu Zeiten des Hochwassers oft von gelbbrauner Farbe, eben *ocker*, sei. Aus dreierlei Gründen kann dies nicht stimmen. Erstens spricht man *ocker* mit kurzem *o*, *Oker* aber mit einem langen¹⁶. Zweitens ist es im Deutschen nicht üblich, Gegenstände kurz und bündig mit dem Adjektiv zu benennen, das die in ihrem Äußeren dominierende Farbe bezeichnet. Den Kanarienvogel würde man nie den **Gelb* genannt haben, die Dohle nie die **Schwarz*, einen Fluß nie (in diesem Sinne) die **Ocker*. Drittens – und dieses Argument wiegt am schwersten – erscheint in der obenstehenden Belegreihe die *Oker* vom 8. bis ins 14. Jahrhundert ausschließlich in Formen wie *Obacra/Ovakara/Oveker*, enthält also im Anschluß an den anlautenden Vokal durchgängig einen bilabialen Konsonanten (bald , bald <v> geschrieben). Das Adjektiv *ocker* hingegen hat ein solches oder <v> nie enthalten. Dt. *ocker* ist früh aus lat. *ochra* ‚gelbbraune Erdfarbe‘ entlehnt, das seinerseits eine Übernahme von griech. *ωχρα* ‚dass.‘ ist. Im Ahd. lautet das Wort *ockar*, ebenso müßte es auch im And. lauten, ist aber erst für die mnd. Epoche (*ocker*) belegt. Wäre der Flußname wirklich aus dem Farbadjektiv entwickelt, so müßte unsere Belegreihe nur aus Formen wie **Ockar* oder **Ocker* bestehen.¹⁷

Für die wissenschaftliche Erklärung eines Siedlungs- und Flußnamens gilt das Prinzip, daß von den ältesten Belegformen auszugehen ist. Dieser Grundsatz gilt allerdings nicht, wenn die allerfrühesten Belege eines Namens von den sich anschließenden (mittelalterlichen) Belegen in ihrer Lautstruktur signifikant abweichen und zugleich aus Texten stammen, deren Schreibort weit vom topographischen Ort der Siedlung oder des Gewässers entfernt liegt. Dann besitzen die ein wenig späteren Belegformen höheren Aussagewert. Im Fall der *Oker* hat bereits W. Seelmann 1930/31 darauf aufmerksam gemacht,¹⁸ daß die aus dem 8. bis 10. Jahrhundert stammenden dreisilbigen Namenformen des Typs *Obacro*, *Ovacra*, *Hobachar* in fernab gelegenen Schreiborten aufs Pergament gelangt sind und daß deshalb die aus hiesigen Schreiborten wie Halberstadt stammenden jüngeren viersilbigen Formen (um 1029 *Ovokare*, 1128 *Ovakara*) größeres Vertrauen verdienen. Als Ausgangspunkt der Namenentwicklung des Flusses wie auch der Analyse ist (zugleich auch im Hinblick auf die laut- und suffixhistorischen Gegebenheiten der and. Epoche) die Form **Ovakara* anzusetzen. Die and. Form **Ovakara* hat sich über mnd. **Ovakare* und 1157 *Ovekare* (Abschwächung der unbetonten Vokale *a* zu *e* auf dem Weg zum Mnd.) sowie 1278 *Ovekere* (Abschwächung des nebetonigen *a* zu *e*) und 1371 *Oveker* (Schwund des auslautenden *e*) bis zur heutigen Form *Oker* (Kontraktion der ersten

¹⁵ Wilhelm BLUMENHAGEN, *Wanderung durch den Harz, mit Stahlstichen nach Ludwig Richter*. Leipzig 1838, Neudruck Hildesheim 1972.

¹⁶ In den frühneuzeitlichen Belegen 1543 und 1654 *Ocker* bezeichnet das <ck> entsprechend damaligen Schreibgewohnheiten nicht etwa die Kürze, sondern gerade die Länge des vorausgehenden Vokals, wie das heute noch z.B. im Ortsnamen *Bockenem* der Fall ist, der mit langem [o:] ausgesprochen sein will.

¹⁷ Umgekehrt ist auch die Behauptung falsch, der Farbstoffname *Ocker* trage seinen Namen nach dem Fluß- und Siedlungsnamen *Oker*, „weil diese Farbe ursprünglich in den Ockerschen Hütten gewonnen wurde“, wie dies bei WIERIES, *Amst Harzburg* (wie Anm. 13), S. 83, zu lesen ist.

¹⁸ Wilhelm SEELMANN, *Die Oker. Ein Beitrag zur deutschen und dänischen Namenforschung*. In: *Jb. des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung* 56/57 (1930/31), S. 188–194.

beiden Silben) entwickelt. Auf neuniederdeutsch (plattdeutsch) heißt der Fluß in Braunschweig und Umgebung *Auker*.

Der Name **Ovakara* ist um eine Silbe länger als die sonstigen im Alter vergleichbaren dreisilbigen Namen wie etwa *Ilsina* (*Ilse*), *Warina* (*Warne*), *Indrista* (*Innerste*), *Alara* (*Aller*). Offensichtlich liegt in **Ovakara* eine Zusammensetzung vor (deren Behandlung im Kapitel „Derivation“ sich gleichwohl wird rechtfertigen lassen; s.u.). Zwei Möglichkeiten der Segmentierung sind erwogen worden: (1) *ova + kara*, (2) *ov + akara*.

Zu 1 (*ova + kara*). E. Förstemanns Versuch, den Namen der Oker als ein gemischt-sprachiges Kompositum aus dem and. Bestimmungswort *owe* ‚Wasser‘ und einem slavischen Grundwort *kar* zu verstehen¹⁹, hat zu Recht keine Nachfolge gefunden, vor allem, weil mit slavischer Namengebung im Flußbereich der Oker nicht gerechnet werden kann. Neuerdings hat – ohne Bezugnahme auf Förstemann – J. Udolph²⁰ die Möglichkeit erwogen, **Ovakara* als eine bereits aeur. Zusammensetzung aus idg. **kar-* ‚Stein, steinig‘ und idg. **av-* (**au-*) ‚Quelle, Flußlauf‘ zu betrachten (vgl. lett. *avuôts* ‚Quelle‘, aind. *avāni-* ‚Lauf, Bett eines Flusses, Strom, Fluß‘). Udolph weist in diesem Zusammenhang auf den steinigen Oberlauf der Oker im Harz hin. Gegen Udolphs Vorschlag spricht jedoch zunächst die (von ihm selbst erwähnte) mangelnde germ. Lautverschiebung des idg. *k* zu germ. *h* (im niedersächsischen Namen *Harste*, mit *h*, ist das idg. Stein-Wort enthalten, nicht aber in **Ova-kara*), darüber hinaus aber auch die Tatsache, daß das anlautende kurze *a* von idg. **av-* im Germ. (also auch im Namen der Oker) ein *a* geblieben sein müßte und nicht zum bis heute gültigen *o* geworden sein könnte. Schließlich wäre auch die sich ergebende semantische Struktur des Namens (‚die Fluß-Steinige‘?) problematisch.

Zu 2 (*ov + ak[a]ra*). Die Deutungsversuche, die seit dem 19. Jahrhundert von der zweiten Segmentierungsmöglichkeit Gebrauch gemacht haben, sind vielfältig und bewegen sich z.T. im Grenzgebiet von Vor-Wissenschaft und Wissenschaft.²¹ Th. Lohmeyer²² sah im Wortteil *-acra* ein Kompositum aus *ac-* ‚Berg‘ und *-(a)ra* ‚Fluß‘, somit ‚Bergfluß‘, im ersten Bestandteil des Namens *ob-* die Präposition *ob* ‚oberhalb‘, so daß sich für ihn als Gesamtbedeutung von **Ovac(a)ra* ‚Hochbergfluß‘ ergab. Lohmeyers methodischer Fehler liegt darin, daß er mit *ac-* und *-(a)ra* kurzerhand zwei Substantive postuliert, deren historische Existenz völlig ungesichert ist. An Lohmeyers Deutungsversuch eng angelehnt ist der von E. Damköhler,²³ der im Erstglied *ob-* nun keine Präposition mehr erblicken möchte, sondern das Relikt eines and. Substantivs *obast* ‚Eile‘. Demnach bedeute *Obacrus*, *Ovakara* ‚schneller Bergfluß‘. Damköhlers lautgeschichtliche Argumentation ist jedoch fehlerhaft und seine Deutung deshalb hinfällig, wie W. Seelmann²⁴ gezeigt hat. Seelmann selbst sieht im Namen

¹⁹ Ernst FÖRSTEMANN, Die deutschen Ortsnamen. Nordhausen 1863, S. 33.

²⁰ Jürgen UDOLPH, Zur Kritik am Konzept der alteuropäischen Hydronymie. In: Namenkundliche Informationen 83/84 (2003), S. 21–39. Hier: S. 27f.

²¹ Die vorwissenschaftlichen Deutungsversuche werden hier nicht vollständig referiert.

²² Th. LOHMEYER, Neue Beiträge zur Etymologie deutscher Flußnamen. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen 70 (1883), S. 354–440. Hier: S. 427.

²³ Eduard DAMKÖHLER, Johann Heinrich Reß. In: Brsg. Magazin 2 (1896), S. 141–143. Hier: S. 143.

²⁴ SEELMANN, Oker (wie Anm. 18).

**Ovakara* ein Kompositum aus einem Grundwort **akara* ‚Fahrwasser‘ und einem and. Bestimmungswort **ovo* mit der Bedeutung ‚Landbebauer, Bauer‘. Das Grundwort **akara* betrachtet er als zusammengesetzt aus dem nordgerm. Stamm **ak-* ‚antreiben, fahren‘ (aisl. *aka*, ‚antreiben‘, dän. *age*, schwed. *åka* ‚fahren‘) und dem (wie er meint) Substantiv **ara* ‚Fluß‘ (als Flußname seines Erachtens vorliegend u.a. im Namen der *Ahr*, Nebenfluß des Rheins), beides zusammen ergebe ‚Fahrwasser‘. Der Gesamtname **Ovakara/Oker* bedeutet für Seelmann dann ‚Fahrwasser der Bauern oder Ansiedler‘.²⁵ Er denkt dabei an den vor seiner Besiedlung und Entwässerung im späteren [sic!] Mittelalter „zeitweilig so ziemlich von Wasser überschwemmt[en]“ Papenteich, in dem „das Okerbett das Fahrwasser für die Kähne und Flöße der Bewohner gewesen“ sei.²⁶ Seelmanns Ziel war es, „zu erweisen, daß die Oker einen dänischen Namen hat“.²⁷ Er nahm an, daß der Name **Ovakara* im Zeitabschnitt vom 2. bis 6. Jahrhundert von jütischen Einwanderern ins Land getragen worden sei, denen nach einer zu Seelmanns Zeit verbreiteten Ansicht auch die dt. Ortsnamen auf *-leben* zu verdanken seien (*Haldensleben*, *Ascherleben*, *Eisleben*, *Rossleben* u.v.a.m.).

Seelmanns Deutung, die sich vor dem Erkenntnishorizont seiner Zeit immerhin vertreten ließ, ist heute aus mehreren Gründen nicht mehr haltbar. Zunächst darf die Ansicht, die Germanen hätten sich von Jütland und Südsandinavien aus nach Süden ausgebreitet und dabei u.a. auch ein bestimmtes Ortsnamen-Muster (dän. *-lev*, schwed. *-löv*) mitgebracht (die ostfälischen und thüringischen *-leben*-Namen), als widerlegt gelten²⁸. Somit ist auch der Annahme, der Namenteil **akara* sei dänisches Importgut, der Boden entzogen. Darüber hinaus aber konnten Seelmann um 1930 die erst in den 40er und 50er Jahren des 20. Jahrhunderts von H. Krahe erkannten Beziehungen zwischen den von ihm als „*aur.*“ bezeichneten Flußnamen noch nicht bekannt sein. Erst mit Krahes Ansatz ist das Instrumentarium zur angemessenen Erklärung eines Namens wie des der Oker zur Verfügung gestellt worden.

Vor diesem Hintergrund muß der Name **Ovakara* wie folgt expliziert werden: **Ovakara* ist in die Elemente **ov-* + **-akara* zu segmentieren. Basis des Zweitelements **akara* ist die Wurzel germ. **ak-*, die auf die idg. Vorform **ag-* (enthalten in lat. *agere* ‚treiben, handeln‘, griech. *agein* ‚führen, treiben‘, aber auch in aisl. *aka* ‚antreiben‘, dän. *age*, schwed. *åka* ‚fahren‘) zurückgeht. Von dieser idg. Basis sind im System der *aur.* Hydronymie mit unterschiedlicher Suffigierung nicht nur die Flußnamen **Ag-a* (1. *Aga* in Lettland; 2. *Aka* in Norwegen) und **Ag-asta*/**Ag-ista* (*Aist*, Nebenfluß der Donau bei Linz) abgeleitet worden²⁹, sondern auch mehrere mit dem Suffix **-ira*/**-ara*: **Ag-ira* (1. die *Aire*, Nebenfluß der Aisne im Département Meuse; 2. die *Eger* [tschech. *Ohře*], 805 *Agara*, in Böhmen; 3. eine weitere *Eger*, 760 *Agira*, Nebenfluß der Wörnitz; 4. die *Ager*, 810 *Agira*, Nebenfluß der Traun). Diese vier sind also „Namengeschwister“ von *Oker* und *Ecker*. Die in Böhmen, Bayrisch

²⁵ Ebenda, S. 190.

²⁶ Ebenda.

²⁷ Ebenda, S. 193.

²⁸ Vgl. Jürgen UDOLPH, *Namenkundliche Studien zum Germanenproblem*. Berlin, New York 1994, S. 497–513.

²⁹ Siehe H. KRAHE, *Flußnamen* (wie Anm. 9), S. 54f.

Schwaben und Oberösterreich befindlichen Namen *Eger* und *Ager* haben ihr idg. *-g-* wegen des relativ späten Vordringens der Germanen in diese Gebiete unverschoben bewahrt, in den Namen der Flüsse Oker (<**Ov-akara*) und Ecker (<**Akira*), die in autochthon germanischem Gebiet fließen, ist die Verschiebung von *g* zu *k* regelgerecht vollzogen worden³⁰. In den Wurzeln der Namen *Oker* und *Ecker* ist somit das Vorwärtstreiben, Vorwärtsdrängen des Wassers benannt³¹.

Im Präfix **ov-* des Namens **Ov-akara* liegt das and. Pendant **ova/oba* jener (heute selten gewordenen) hd. Präposition *ob* ‚oberhalb‘ (ahd. *oba*, mhd. *obe*) vor, die uns noch in Ortsnamen wie *Rothenburg ob der Tauber* oder *Obwalden* (Teil des Kantons Unterwalden) sowie als Präfix von Verben wie *obliegen*, *obsiegen*, *obwalten* und Substantiven wie *Obacht*, *Obdach*, *Obhut*, *Obmann*, *Obst* („was man noch obendrauf ißt“) begegnet. Den Namen *Oker* darf man somit als ‚Ober-Ecker‘ verstehen³². Zwar ist das Quellgebiet der Ecker am Brocken mindestens so hoch gelegen wie das der Oker am Bruchberg, doch werden diejenigen, die einst dem Flußnamen **Akara* das Präfix **ov-* zur Unterscheidung von der Ecker (<germ. **Akira*) vorangesetzt haben, von dem Eindruck geleitet worden sein, die Oker sei der bedeutendere Fluß von beiden. Dazu paßt, daß es bis heute die Ecker ist, die bei ihrem Zusammenfluß mit der Oker bei Vienenburg ihren Namen verliert, und nicht umgekehrt die Oker.

Die Präfigierung des Flußnamens **Akara* mit dem Element **ov-* muß in einer Zeit erfolgt sein, als die Namen **Akira* (> *Ecker*) und **Akara* sich im Klang nur erst ganz wenig unterschieden. Als die Ecker schon **Ekira* hieß, wäre eine **Akara* mit ihr kaum noch zu verwechseln gewesen. Da die *i*-Umlautung von germ. *a* zu *e* (hier: **Ekira*) zu Beginn der and. Epoche schon weitgehend abgeschlossen ist, dürfte die Erweiterung des Namens **Akara* zu **Ov-akara* spätestens in der Völkerwanderungszeit eingetreten sein.

Wer den Namen *Oker* (**Ov-akara*) als ‚Ober-Ecker‘ (**Akira*) deutet, muß erklären, wieso denn der Name *Oker* einen langen Stammvokal (und daher einfaches *-k-*) besitzt, wohingegen der Name *Ecker* seit dem frühen 15. Jahrhundert (1222 *Ekere*, 1420 *bi der Eckeren*, 1462 *vppe der Eckeren*)³³ mit kurzem Stammvokal und daher *-ck-* erscheint. Das ist bisher nicht geschehen. Es geht nicht an, um die Verdoppelung des *-k-* zu erklären, mit einer germ. Vorform **Akra* zu rechnen, in der das *-r-* dann

³⁰ Vgl. Herbert BLUME, Sprache. In: Horst-Rüdiger JARCK, Gerhardt SCHILDT (Hrsg.), Die Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausendrückblick einer Region. Braunschweig 2000, S. 45–62. Hier: S. 47f.

³¹ Zum Element idg. **Agara* im Namen der Oker bereits H. KRAHE, Über einige Gewässernamen mit *st*-Suffix. In: Beitr. zur Namenforschung 10 (1959), S. 1–17, bes. S. 8f. Krahes Deutung des *Oker*-Namens weist bereits in die Richtung, die auch hier eingeschlagen worden ist, bleibt jedoch unnötigerweise zurückhaltend, was die germ. Lautverschiebung im Namen der *Oker* und den Zusammenhang von *Oker* und *Ecker* betrifft. Siehe auch: KRAHE, Flußnamen (wie Anm. 9), S. 79. – In Anlehnung an Krahe spricht sich auch Dieter BERGER (Geographische Namen in Deutschland. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich 1993, S. 205) für einen Zusammenhang von *Oker* und *Ecker* aus. Seine Darstellung ist jedoch fehlerhaft im Detail und nicht problembewußt.

³² Die Erklärung des Namens *Oker* als ‚Ober-Ecker‘ ist zögernd bereits von Louis WILLE (Der Name der Oker. In: Der Harz. Illustrierte Monatsschrift des Harzes. 1925, S. 221f.) erwogen worden, allerdings bei Mißdeutung des Namens *Ecker* (u.a. als ‚Eckerfluß, Eichenfluß‘).

³³ Belege nach SEELMANN, Flußnamen des Harzes (wie Anm. 2), S. 11.

die reguläre Ursache der westgerm. Konsonantengemination wäre. Zwar taucht im System der aeur. Hydronymie die Suffixvariante *-ra* neben *-ira* und *-ara* durchaus auf, nur ginge uns beim Ansatz **Akra* der *i*-Umlaut-Faktor verloren, der aus einer **Akira* über **Ekira* und *Ekere* schließlich eine *Ecker* gemacht hat³⁴. Die Ecker hieße heute dann **Acker*.

Die Kürze des Stammvokals im Namen *Ecker* muß deshalb eine andere Ursache haben. Seelmanns oben angeführte Belege zeigen, daß die Vokalkürzung 1222 (*Ekere*) noch nicht eingetreten war. *Ekere* läßt sich ohne Konsonantenverdoppelung über and. **Ekira* und vor-and. **Akira* auf idg./aeur. **Agira* zurückführen. Der Eintritt der Kürzung erst nach 1222 dürfte ein Hinweis darauf sein, daß hier die (insbesondere von W. Flechsig untersuchte)³⁵ ostfäl.-mnd. Kürzung des Stammvokals und Verdoppelung des Folgekonsonanten in Wörtern mit bestimmten Suffixen (vor allem *-el*, *-en* und *-er*) vorliegt. Dieser Prozeß hat dazu geführt, daß nordnds. Wörtern wie *Leipel*, *Slötél*, *Vagel*, *Kattrepel* (Ortsname) heute im ostfäl. Nd. Formen wie *Leppel*, *Slöttel*, *Vögge*, *Kattreppeln* (Straßenname) entsprechen. Bisweilen ist von diesem Prozeß auch der Konsonant *-k-* betroffen, nämlich im ostfäl. Substantiv *Prickel* ‚Dünkel, ungerechtfertigter Stolz‘ (gegenüber *Prökel* ‚dass.‘)³⁶. Wie im ostfäl. Substantiv *Prickel* dürfte das einfache *-k-* auch im ostfäl. Namen *Ekere* (1222) zum doppelten in *Eckere(n)* (1420) geworden sein³⁷. Im Namen der Oker liegen dagegen andere Quantitätsverhältnisse vor. Das ursprünglich kurze *o* des Wortes **ov-* wird in offener Silbe (in der es sich im Präfixkompositum plötzlich vorfindet) automatisch verlängert. Dieser Prozeß ist im Nd. bereits vor 1200 beobachtbar³⁸. Seit dieser Zeit sind alle Belegformen des Namens (*Ovekere* usw.) deshalb mit langem [o:] zu lesen. Mit dem bilabial zu sprechenden, dem englischen „double u“ phonetisch ähnlichen *-v-* ergibt das anlautende *ô* von *Oveker* im hohen und späten Mittelalter einen Diphthong, der dem ostfälischen [ou] (entstanden aus mnd. *ô* in mnd. Wörtern wie *hôn* ‚Huhn‘, *bôk* ‚Buch‘) gleicht und der im 16./17. Jahrhundert schließlich zu einem [au] wird: ostfäl. *Hau*, *Bauk*. Dieser Lautentwicklung schließt sich der diphthongisch gewordene Stammvokal von *Oveker* etc. an, und es ergibt sich daraus folgerichtig der heutige nd. Name der Oker: *de Auker*. In der hd. Variante des Flußnamens hingegen bleibt das lange (sog. „tonlange“) *ô* resistent gegenüber allen Möglichkeiten, mit seinen Folgelauten verschliffen zu werden, so daß nach deren allmählichem Schwund schließlich die Lautform *Oker* entsteht.

Fazit: Der Name *Oker* ist einer der beiden benachbarten Harzflußnamen

³⁴ Aus diesem Grunde habe ich im Artikel über den Namen der Oker im Ergänzungsband zum Braunschweiger Stadtlexikon (Hrsg. von Manfred GARZMANN, Wolf-Dieter SCHUEGRAF und Norman-Mathias PINGEL, Braunschweig 1996, S. 100) den Zusammenhang zwischen den Namen *Oker* und *Ecker* bestritten. Von dieser Ansicht bin ich inzwischen, wie hier ersichtlich, abgerückt.

³⁵ Werner FLECHSIG, Ostfälische Kurzvokale in offener Silbe. Ein lautgeschichtlicher und dialektgeographischer Überblick. In: Jb. des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 103 (1980), S. 129-174.

³⁶ Franz WREDE, Plattdeutsches Wörterbuch des Kirchspiels Sievershausen, Krs. Burgdorf i. Han. Celle 1060, S. 193.

³⁷ Daß in manchen Fällen auf die Suffixe *-el*, *-en*, *-er* noch ein auslautendes *-e* folgen kann, zeigen Beispiele wie *Lewwere* ‚Leber‘, *neggene* ‚neun‘, *sebbene* ‚sieben. Der Name *Eckere* läßt sich also durchaus in diesen Zusammenhang stellen. Vgl. FLECHSIG, Kurzvokale (wie Anm. 35), S. 144.

³⁸ Vgl. Agathe LASCH, Mittelniederdeutsche Grammatik. 2. Aufl. Tübingen 1974, S. 37f.

idg./aur. **Agara* und **Agira*, in deren idg. Wurzel **ag-* als Benennungsmotiv das Vorwärtsstürmen des Wassers (im Harz) angesprochen ist. Der Name **Agara* muß in vorgerm. Zeit entstanden sein, vorsichtig gesprochen also zu Beginn des 1. Jahrtausends v. Chr., wenn nicht bereits im davor liegenden Jahrtausend. Die enge räumliche Nachbarschaft von germ. **Akira* (> *Ecker*) und **Akara* (> *Oker*) und die große Klangähnlichkeit beider Namen müssen die Namenbenutzer später, in germ. Zeit, dazu bewogen haben, den Fluß, der heute *Oker* heißt, als die „Ober-Akara“ zu bezeichnen. Diese spezifizierende Erweiterung des Namens muß vor dem Eintreten des *i*-Umlauts im And. vollzogen worden sein. Als Terminus ante quem hierfür ergibt sich das 8. Jahrhundert n. Chr. Die *Oker* somit: ‚Die obere Vorwärtsdrängende‘.

2.2. † *Rennel*

Rennel (mask.) muß im Mittelalter der Name eines heute nicht mehr vorhandenen Baches gewesen sein, der am (nach ihm benannten) Rennelberg entsprang und von dort stadteinwärts entlang der heutigen Celler Straße und der Langen Straße der *Oker* zufließte, in die er in Höhe der Hagenbrücke mündete. Die Anlage der mittelalterlichen Stadtbefestigung mit Mauer und Graben um 1200 bedeutete für den *Rennel*, daß er nun bereits im Bereich des Petritors endete. Seit wann der gesamte Bach zu existieren aufgehört hat, habe ich nicht ermittelt. Der Name *Rennel* ist als Braunschweiger Gewässername nicht überliefert, er lebt aber im Namen *Rennelberg* fort. Auf dem nordwestlich vor der Stadt gelegenen (nur wenige Meter hohen) Rennelberg befand sich im Mittelalter das Zisterzienserinnenkloster zum Hl. Kreuz. Die Vorstadt, die sich im späten Mittelalter um das Kloster gebildet hatte, wurde im 17./18. Jahrhundert dem neuerlichen Ausbau der Stadtbefestigung geopfert. Nach Schleifung der Befestigungsanlagen zu Beginn des 19. Jahrhunderts war auf dem Rennelberg Platz geworden für den Bau eines neuen Stadtgefängnisses (1885), das bis heute als Justizvollzugsanstalt dient. An diese Institution denken Braunschweiger heutzutage, wenn sie metonymisch vom „Rennelberg“ sprechen.

Der Name *Rennelberg* ist im Mittelalter seit dem 13. Jahrhundert außerordentlich reich belegt, weil das Kreuzkloster urkundlich oft erwähnt ist. Die geradezu erdrückende Überzahl der mnd. Namenbelege, in denen das Rennelberg-Kloster uns begegnet, besteht aus Varianten einer *l*-haltigen Grundform *Rennelberg* (z.B. 1241 in *Renneleberch*, 1314 *upme Rennelberghe*, 1329 *Rennelberg*, 1358 *tho dem Rennelberge*). Höchst selten sind dagegen Formen, in denen das *-l-* fehlt (1323 *qui Renneberch dicitur*). Die Deutung der Namen *Rennelberg* und *Rennel* hat deshalb von einer mnd. Form *Rennelberg* auszugehen³⁹. Dem Vorschlag von J. Angel, der – offenbar auf der Basis einer von ihm gewählten Grundform *Renneberg* – den Namen dergestalt erklärt, daß in ihm die Erinnerung an mittelalterliche Pferdemarkte und -rennen im Klosterbezirk fortlebe („Turnier- und Rennspiele“, „Rennen u. Laufen [der] Pfer-

³⁹ Ausführlicher zur Wahl der Grundform und zur Deutung des Namens *Rennelberg*: Herbert BLUME, Rautheim, Rennelberg, Rünigen. Drei Braunschweiger Ortsnamen. In: Robert PETERS, Horst P. PÜTZ, Ulrich WEBER (Hrsg.), *Vulpis Adolatio*. Festschrift für Hubertus Menke zum 60. Geburtstag. Heidelberg 2001, S. 89–100.

de“)⁴⁰, wird man daher nicht folgen können. Im Irrtum befanden sich aber auch schon die gelehrten Schreiber des Mittelalters, die den von ihnen offensichtlich nicht mehr verstandenen Namen *Rennelberg* fälschlich mit *mons cursorum* ‚Läuferberg, Rennerberg‘ (so in einer großen Zahl von Urkunden) ins Lateinische übersetzten.

Das Bestimmungswort des Namens *Rennelberg* bildet vielmehr ein and. Substantiv **rennil* ‚Bach, Rinnsal‘ (bzw. seine vor-and. Vorform), ein Wort, das – wie die permanente Mißdeutung des Namens *Rennelberg* durch die Braunschweiger Schreiber des späten Mittelalters zeigt – im 13. Jahrhundert, als es mnd. **rennel* hätte lauten müssen, bereits nicht mehr bekannt war. Die einmalige Existenz des Wortes im hiesigen frühesten Nd. bzw. Vor-And. ist aber aus seinen Entsprechungen in weiteren neu- und altgerm. Sprachen erschließbar: ostfries.-nnd. *Rennel* ‚Bach‘⁴¹, schwed. *rännil* ‚Bach, Rinnsal‘ (< aschwed. **rännil*)⁴², mit ablautendem Vokal aengl. *rynel* ‚Wasserlauf, Strom‘, engl. *runnel* ‚Rinnsal, Rinnstein‘.⁴³ And. **rennil* (< germ. **rann-ila-z*) verhält sich zu and. **renn-jan* ‚rennen‘ wie nhd. *Schlüssel* zu *schließen*, nd./hd. *Nippel* ‚Brustwarze‘ zu nd./hd. *nippen*⁴⁴. Das Wort **rennil* bedeutete also ursprünglich ‚ein Gewässer, das rinnt‘. Daß appellativische Gewässerbezeichnungen sekundär zu Namen werden, kommt häufig vor: die Zahl der deutschen Bäche und Flüsse, die einfach nur *Beke*, *Riede*, *Aue*, *Ache* heißen (was alles einfach nur ‚Bach‘ bzw. ‚Fluß‘ bedeutet), ist beträchtlich. Auf solche Weise ist auch der Braunschweiger **rennil* vom Appellativ zum Namen geworden.

Die Namengeschichte des Fließchens †*Rennel* läßt Rückschlüsse auf das Alter der Besiedlung im Bereich der späteren Stadt Braunschweig zu. Bereits zu Beginn der mnd. Epoche (ab ca. 1200) wurde das Wort **rennel* in Braunschweig nicht mehr verstanden. Der unmittelbar zuvor verschwundene Bach wird deshalb zu Ende der and. Epoche (die um 1200 endet) schon nicht mehr als **rennil* bezeichnet worden sein. Bedenkt man darüber hinaus, daß das im ostfries. Nd. bezeugte Substantiv *Rennel* (da es außerhalb Ostfrieslands keine nd. Entsprechungen besitzt) ja dem fries. Substrat des dortigen Nd. entstammen kann,⁴⁵ so darf man auf sehr frühen Schwund des Wortes **rennil* in Braunschweig schließen. Die Namen **Rennil* und *Rennelberg* müßten dann entweder in frühester and. Zeit (um ca. 750) oder sogar in vor-and. Zeit (vor 750) geprägt worden sein. Daß der (sich hiermit als archaisch erweisende) Name

⁴⁰ Johannes ANGEL, *Rennelberg*. In: Braunschweiger Stadtleikon. Hrsg. von Luitgart CAMERER, Manfred R.W. GARZMANN und Wolf-Dieter SCHUEGRAF unter besonderer Mitarbeit von Norman-Mathias PINGEL. Braunschweig 1992, S. 191.

⁴¹ J. TEN DOORNKAAT KOOLMAN, *Wörterbuch der ostfriesischen Sprache*. 3 Bde. Norden i.O. 1879–1884. Hier: Bd. 3, S. 30 b.

⁴² Elof HELLIQVIST, *Svensk etymologisk ordbok*. 3:e upplagan. 2 Bde. Lund 1970, S. 868.

⁴³ Wolfgang PFEIFER [u.a.]: *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*. 2. Aufl., 2 Bde. Berlin 1993, S. 1130.

⁴⁴ Ebenda, S. 926.

⁴⁵ Hierzu stimmt, daß drei niedersächsische Bäche namens *Rönnel* (bei Varel, bei Brake und in Butjadingen), sich auf altem fries., erst sekundär nd. gewordenem Sprachterritorium befinden. Siehe: Fritz WITT, *Beiträge zur Kenntnis der Flußnamen Nordwestdeutschlands*. Diss. Kiel 1912, S. 117.

Rennelberg ungestört in Gebrauch geblieben ist, kann als Hinweis auf eine ununterbrochene Siedlungstradition in Braunschweig gedeutet werden, die dann – vorsichtig formuliert – älter als die frühesten archäologischen Funde (9. Jahrhundert) wäre⁴⁶.

2.3. Schölke

Die Quelle der Schölke ist der Jödebrunnen, im Westen Braunschweigs unmittelbar südöstlich der Abfahrt Braunschweig-Weststadt der A 391 (sog. Westtangente) gelegen. Vom Jödebrunnen aus strebt die Schölke in ungefähr nördlicher Richtung der Oker zu. Bevor sie östlich an Lehndorf vorbeifließt, nimmt sie noch die Kleine Mittelriede und den Neuen Graben (vom Madamenweg bzw. dem Raffteich kommend) auf, quert unweit der nach ihr benannten Schölkestraße die Hildesheimer Straße, dann auch die Celler Straße und erreicht die Oker am Südrand von Ölper. Der Lauf der Schölke ist im 20. Jahrhundert zu großen Teilen überdeckt und verrohrt worden. Weil man ihrer kaum ansichtig wird, ist die Schölke von allen Fließgewässern Braunschweigs das ihren bei Bürgern wohl am wenigsten bekannte.

Eine *Schölke* gibt es nicht nur in Braunschweig. In der näheren und der nicht allzu fernen Umgebung der Stadt kommt der Flußname vier weitere Male vor. Im Stadtgebiet von Salzgitter begegnet der Name zweimal: eine *Schöllke*, Zufluß zur Fuhse (1686 *auf der Schöllcken* [Flurname], 1750 *beym Schöllecken* [Flurname]), entspringt bei Bruchmachtersen⁴⁷, eine weitere *Schölke*, ebenfalls in die Fuhse mündend (1686 *die Schöllecke*), entspringt bei Salder⁴⁸. Der Name der letzteren ist in die Lebenstedter Straßennamen *Am Schölkegraben* und *An der Schölke* eingegangen. Bei Uhrde (Krs. Osterode/Harz) fließt eine *Schöleke* (1538 *an der Scholcken*, 1663 *in der scholcken*, 1784 *Schölken Teich*, 1836 *Schöleke*)⁴⁹, und *Schölecke* ist auch der Name eines Fließchens, das am Rande des Flechtinger Höhenzugs entspringt und bei Weferlingen (Sachsen-Anhalt) von Osten her in die Aller mündet. Der älteste Beleg des Braunschweiger Flußnamens stammt aus dem Jahr 1365: Der Fluß wird dort nicht um seiner selbst willen erwähnt, sondern erscheint nur beiläufig als Ortsangabe im Zusammenhang eines Strafverfahrens wegen Totschlags: Zwei Braunschweiger Bürger werden verfestet, weil sie gemeinsam einen gewissen Tileke, Meier in Zweidorf, totgeschlagen und dessen Sohn verletzt haben. *Dit scah uppe dem velde bi der scoleken*⁵⁰.

Im Namen *Schölke* steckt zweifelsfrei das germ. Verbum **skuljan* ‚spülen, im Wasser hin- und herbewegen‘, das nicht nur im Nordgerm. (u.a. dän. *skylle*, schwed. *skölja* ‚spülen‘) breit belegt ist, sondern auch im Nd. bis in die mnd. Epoche bewahrt worden ist: mnd. *scholen* [auszusprechen: schölen] ‚strömen, Wellen schlagen; eine

⁴⁶ Den Braunschweiger Stadtarchäologen sei empfohlen, künftig statt des langen Namens *Rennelbergsbach*, der sich hiermit als pleonastischer Ausdruck (‚Bachbergsbach‘) erwiesen hat, den kurzen Namen *Rennel* zu benutzen.

⁴⁷ Mechthild WISWE, Die Flurnamen des Salzgittergebietes. Braunschweig 1970, S. 379.

⁴⁸ Ebenda.

⁴⁹ Bernd-Ulrich KETTNER, Flußnamen im Stromgebiet der oberen und mittleren Leine. Rinteln 1970, S. 269.

⁵⁰ Dies geschah auf dem Feld bei der Schölke. – UB der Stadt Braunschweig. Bd. 6 (wie Anm. 12), Nr. 220, S. 314.

Flüssigkeit hin- und herbewegen, im Wasser hin- und herbewegen⁵¹. Die Braunschweiger *Schölke*, wie auch die gleichnamigen Bäche in Salzgitter, Uhrde und bei Weferlingen, trägt ihren Namen somit wegen ihrer Eigenschaft des Strömens, Wellenschlagens, (Unter-)Spülens (in Hochwasserzeiten).

Der Bestandteil *Schöl-* des Namens ist damit erklärt, was aber hat es mit dem auslautenden Element *-ke* auf sich? Handelt es sich hier um das nd. Suffix *-ke* (dem hd. *-chen* verwandt), das z.B. in Substantiven wie *Glisseke* ‚gefrorene Rutschbahn‘ enthalten ist, oder um einen Rest des mnd. Substantivs *beke* ‚Bach‘? M. Wiswe äußert sich im Zusammenhang der beiden Bachnamen in Salzgitter zu dieser Frage nicht, während B.-U. Kettner sich mit großem Nachdruck dafür ausspricht, daß fast alle nd. Flußnamen mit der Endung *-ke* auf Komposita mit dem Grundwort *beke* zurückzuführen seien⁵². „Der FlußN *Schöleke* [bei Osterode] ist durch Abschwächung aus **Schölenbeke* entstanden; diese Form geht zurück auf die Partizipialform **schölende beke*“.⁵³ Kettners Annahme einer zugrunde liegenden Partizipialform ist jedoch weder für diesen noch für die drei anderen *Schöl(e)ke*-Namen außerhalb Braunschweigs zwingend, weil es überall an mnd. Belegen mangelt, die das geforderte Partizip erkennen ließen⁵⁴. Im Fall der Braunschweiger *Schölke* hingegen gibt es den einen, bereits erwähnten mnd. Frühbeleg: *bi der scoleken* (1365, s.o.). Bei der Herkunft des Namens aus einer Partizipialkonstruktion wäre für das 14. Jahrhundert hier eine Nom.-Sg.-Form wie **skolenbeke*, **skolemke* o.ä. zu erwarten. Da in der Form von 1365 keinerlei Spur eines Partizips zu erkennen ist, müßte, wenn man denn auf dem Ansatz eines Kompositums mit dem Grundwort *beke* beharren möchte, von einer Struktur „Verbstamm + *beke*“ ausgegangen werden, in diesem Fall also von mnd. **schöle-beke* (bzw. dessen and. oder germ. Vorstufe). Lautliche Parallelfälle wie *Velpke* (Krs. Helmstedt) (um 1150 *Vilebeke*, 1224 *Vilbeke*, um 1400 *Velbeke*)⁵⁵, *Salbke* (Stadtteil von Magdeburg) (979 *Salabechi*, 1016 *Salbeke*) oder *Sülpke* (Bach bei Badenhausen, Krs. Osterode/Harz) (1488 *sulpke*)⁵⁶ zeigen, daß ein Bachname mit der mnd. Grundform **schöle-beke* im Jahr 1365 in Braunschweig etwa **Schölbeke* gelautet haben und heute **Schölpke* lauten müßte. Er lautete aber 1365 *scoleke* (auszusprechen: *Schöleke*) und lautet heute *Schölke*. Ein Kompositum mit *beke* kann im Braunschweiger Namen *Schölke* demnach nicht vorliegen.

Vielmehr muß es sich hier um eine Ableitungsbildung handeln, in der das nd. Diminutiv- und auch Flußnamensuffix *-ke* unmittelbar an den Verbstamm germ. **skulja(n)*, and. **skolia(n)*, mnd. *schöle(n)* angetreten ist. Ebenso konstruiert (Verbstamm + *-ke*) ist auch das bereits erwähnte nd. Substantiv *Glisseke* ‚gefrorene Rutschbahn‘

⁵¹ Die verschiedentlich geäußerte Vermutung, im Namen der Fuhse- und Oker-Zuflüsse sei das mnd. Substantiv *scholke* ‚Sumpf, Tümpel‘ enthalten, weist M. Wiswe (Flurnamen, wie Anm. 47, S. 380) mit Recht zurück.

⁵² KETTNER, Stromgebiet der Leine (wie Anm. 19), S. 358–363.

⁵³ Ebenda, S. 269.

⁵⁴ Der einzige von KETTNER, Stromgebiet der Leine (wie Anm. 19), S. 269, für die *Schöleke* (Krs. Osterode) angeführte *n*-haltige Beleg *an der Schölenke* stammt von 1882/83 und ist deshalb nicht beweiskräftig.

⁵⁵ KLEINAU, Geschichtliches Ortsverzeichnis (wie Anm. 11), S. 648.

⁵⁶ KETTNER, Stromgebiet der Leine (wie Anm. 19), S. 302.

(mit dem Verbum mnd. *glissen* ‚gleißen, glänzen, glatt sein‘). Da norddeutsche Flußnamen mit *ke*-Suffix innerhalb der Sprachgeschichte des Germanischen ein hohes Alter aufweisen können, wie das Beispiel der *Selke* (aur. Stamm **Sala* ‚Saale‘ + germ. **-ika*) zeigt, wird auch der Name *Schölke* keineswegs erst in mnd. Zeit entstanden sein, sondern dürfte aus and. Zeit (ca. 750–ca. 1200) stammen oder noch um Jahrhunderte älter sein.

2.4. Schunter

Die Schunter entspringt oberhalb Räckes am Osthang des Elms und fließt an (u.a.) Süplingenburg, Hattorf, Lehre, Hondelage, Querum und Wenden vorbei der Oker zu, in die sie zwischen Walle und Groß Schwülper mündet. Alte Belegformen des Flußnamens lauten:

Scuntera (Kleinau, S. 560)⁵⁷

Scuntera (ebenda)

Scuntre (ebenda)

1. H. 13. ultra *Scunthram* (ebenda)

1320 *Scuntera* (ebenda).

Im Anschluß an A. Schmid⁵⁸, die in ihren Überlegungen wiederum an einen Aufsatz von H. Krahe⁵⁹ anknüpft, ist der Name *Schunter* als das Femininum eines Adjektivs anzusehen, das im Germ. **skunt-ra-z* (mask.), **skunt-rā*, (fem.) (Bedeutung: ‚eilig, eilend‘) gelautet hat und das, wenn es heute noch existierte, im Dt. **schunter* lautete. Der Name der Schunter bedeutet ursprünglich also ‚die Eilende‘. Die im Namen enthaltene germ. Wurzel **skunt-* ergibt, zurückprojiziert ins Idg., die Form **skund-*, die in eben dieser Form in aind. *skūdate* ‚er, sie, es eilt‘ vorliegt. Das offenbar in and./ahd. Zeit schon ausgestorbene, aber im Namen *Schunter* noch bewahrte germ. Adjektiv **skuntra-z* steht in einer Reihe mit anderen Adjektiven, die mit einem *-r*-Suffix gebildet sind: etwa dt. *bitter* (zu *beißen*), *schütter* ‚alleinstehend, gelichtet‘ (zu *scheiden*), *wacker* (zu *wachen*), *wahr* (zu *wesen* ‚sein‘) u.a.m.⁶⁰ Gemeinsam ist den Adjektiven dieses Ableitungstyps ihr hohes Alter: dieser Derivationsstyp war in frühgerm. Zeit, d.h. vor Christi Geburt, zwar noch produktiv, jedoch nicht mehr zur Zeit der altgerm. Einzelsprachen (Got., Ahd., Aengl., Anord. etc.) und somit auch nicht mehr in and. Zeit. Die hieraus sich ergebende Entstehungszeit des Namens der Schunter ist die germ. Epoche, deren Beginn um 500 v. Chr. anzusetzen ist.

Darüber hinaus ist zu bedenken, daß in den germ. Einzelsprachen neben der im *Schunter*-Namen erhalten gebliebenen Stammaslaut-Variante **skunt-* auch eine auf *-d* auslautende Variante **skund-* (< idg. **skundh-*) vorkommt. Sie ist belegt etwa in and. *far-skundian* ‚zu Eile antreiben‘, ahd. *scunden* ‚antreiben, drängen, nötigen‘,

⁵⁷ KLEINAU, Geschichtliches Ortsverzeichnis (wie Anm. 11). Belegnachweise siehe dort.

⁵⁸ Anneliese SCHMID, Die ältesten Flußnamen im Stromgebiet des Neckar. In: Beitr. zur Namenforschung 13 (1962), S. 97–125, insbes. S. 103f.

⁵⁹ In: Beitr. zur Gesch. der deutschen Sprache und Literatur 69 (1947), S. 483–485.

⁶⁰ Vgl. Hans KRAHE, Wolfgang MEID, Germanische Sprachwissenschaft. Bd. III: Wortbildungslehre. Berlin 1967, S. 78f.

aisl. *skunda* ‚zur Eile antreiben‘, schwed. *skynda sig* ‚sich beeilen‘. Im Idg. haben also die Varianten **skund-* und **skundh-*, im Germ. demzufolge die Varianten **skunt-* und **skund-* nebeneinander gestanden. Daß das im Namen der *Schunter* enthaltene Adjektiv **skuntraz* mit seinem Stammauslaut *-t* gerade nicht mit der im Germ. sonst bewahrten Variante des Wortstamms (idg. **dh*) übereinstimmt, sondern mit der im Aind. (*skūdate*), also außergerm. bezeugten Variante (idg. **d*), ist ein Hinweis auf die zeitlich tiefe Verwurzelung des germ. Adjektivs **skuntraz* im Idg. Der Flußname *Schunter* wird daher in früher germ. Zeit, d.h. bereits im 1. vorchristlichen Jahrtausend geprägt worden sein.

2.5. Wabe

Die Wabe entspringt im Reitlings-Tal des Elms, fließt durch Erkerode und an Lucklum, Sickte, Rautheim, Riddagshausen und Gliesmarode vorbei, bis sie nordwestlich Querums von der Schunter aufgenommen wird. Die Überlieferung des Namens beginnt im 13. Jahrhundert:

- 1211 Aqua, que vulgo *Wevene* nominatur (Kleinau, S. 665)⁶¹
- 1304 (18. Jh.) *Wavena* (ebenda)
- 1345 an de *Wavene* (ebenda)
- um 1750 *Wabe* (Karte 18. Jh., Bl. 3729 Braunschweig)⁶²

Die in den drei Frühbelegen *Wevene*, *Wavena*, *Wavene* noch erhaltene Endung *-ene* läßt erkennen, daß im Namen der Wabe eine Ableitungsbildung mit dem ursprünglich aeur. Suffix **-ina/*-ana* vorliegt, das in der näheren Umgebung Braunschweigs in aeur. Flußnamen wie *Ilse* (< **Ilsina*),⁶³ *Warne* (Zufluß zur Oker bei Börßum, 1370 *Werne* < **Warina*)⁶⁴ oder *Holtemme* (um 1050 *Holtemna* < **Holt-amina*)⁶⁵ enthalten ist. Neben Flußnamen mit der Suffixvariante *-ina* (hier: **Ilsina*, **Warina*, **Holt-amina*) gibt es auch solche mit der Variante *-ana*. Zu ihnen gehört z.B. der Name der *Ohm* (8. Jh. *Amana*) in Hessen⁶⁶ (mit dem ins Lateinische umgedeuteten Ortsnamen *Amöneburg* < **Amanaburg*, der sich zum Namen *Ohm* verhält wie der Name *Ilseburg* zum Namen *Ilse*: beide Ortsnamen bewahren das *-n-* des Flußnamensuffixes **-ina/*-ana*).

Der Suffixwechsel zwischen **-ina* und **-ana* begegnet uns im Fall der Wabe nun in ein und demselben Flußnamen. Die Belegform *Wevena* von 1211 setzt die Variante **-ina* voraus, weil das *-e-* in der ersten Silbe *We-* nicht ohne das umlautbewirkende *-i-* von *-ina* erklärbar ist. *Wevena* (1211) geht also auf älteres **Wavina* zurück, während die umlautlosen *Wavena* (1304) und *Wavene* (1345) ein älteres **Wavana* voraussetzen. Ein solches Schwanken der Namensuffixe zwischen zwei Varianten

⁶¹ KLEINAU, Geschichtliches Ortsverzeichnis (wie Anm. 11), S. 665.

⁶² Karte des Landes Braunschweig im 18. Jh. 2. Aufl. Wolfenbüttel: Nds. Staatsarchiv 1965.

⁶³ KRAHE, Flußnamen (wie Anm. 7), S. 37.

⁶⁴ Ebenda, S. 39.

⁶⁵ Siehe: Herbert BLUME, Der Name der Holtemme. In: Harz-Zs. für den Harzverein für Gesch. und Altertumskunde. 56 (2004), S. 47–57.

⁶⁶ KRAHE, Flußnamen (wie Anm. 7), S. 42.

kommt auch bei Siedlungsnamen vor, zumal bei denen auf *-ingen/-ungen*. Der Name des Ortes *Flechtingen* (Ohrekreis, Sachsen-Anhalt) z.B. lautete im 10. Jahrhundert noch *Flahtungun*, erst vom 12. Jahrhundert an setzen sich die *-ingen*-Varianten durch, aus denen sich der heutige Name ergeben hat⁶⁷. Dieser (als solcher altertümliche) Suffixvariantenwechsel im Namen *Wabe* ist ein zusätzlicher Hinweis auf eine frühe Entstehung des Flußnamens. Im heutigen *a*-haltigen Namen *Wabe* hat sich die Variante **Wavana* durchgesetzt, und dies offensichtlich seit dem 14. Jahrhundert.

Der Wortstamm des Namens *Wabe* (**Wavina*, **Wavana*) enthält die germ. Wurzel **web-/ *wab-* ‚sich hin und her bewegen‘, in ihrer Abtönungsstufe **wab-*. Mit derselben Wurzel sind zahlreiche weitere germ. Wörter gebildet, z.B. dt. *weben* (1) ‚(sich) hin- und herbewegen‘, (2) ‚weben‘, dt. (Honig-) *Wabe*; (mit *r*-Erweiterung:) dt. *wabern* ‚sich fortgesetzt hin- und herbewegen [von Nebel und Flammen gesagt]‘, aisl. *vafrogi* ‚lodernde Flammenwand‘ [von J. Grimm und R. Wagner als *Waberlohe* ins Dt. überführt], aengl. *wæfre* ‚unstet, flackernd‘, nld. *wafer* ‚Waffel‘ (> frz. *gaufre*); (mit *l*-Erweiterung:) dt. *Weibel*, *Feldweibel* ‚der Umherlaufende‘, mnd. *wevel* ‚Käfer‘, dt. *Waffel*.

Der Name der *Wabe* läßt sich somit als eine Ableitungsbildung mit einem an sich aeur. Suffix (**-ina/ *-ana*) von einem germ. Stamm (**wab-*) verstehen. Diese Deutung setzt voraus, daß bestimmte aeur. Namen-Suffixe auch noch nach der Konstituierung des Germanischen, d.h. über das Ende der aeur. Epoche hinaus, in der Wortbildung produktiv gewesen sind. Entscheidet man sich für diese Erklärung des Namens (germ. Stamm + aeur. Suffix), so ist mit der Entstehung des Namens **Wavana* in einer frühen Phase des Germ. zu rechnen, als dieses die Suffigierungsmuster des Aeur. gleichsam noch nicht verlernt hatte. Dieser Erklärungsansatz führt in die Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. zurück.

Darüber hinaus besteht auch die Möglichkeit, den Sprachenkreis, innerhalb dessen der Name der *Wabe* zu erörtern ist, weiter zu ziehen. Wie zu sehen war, hat innerhalb der germ. Sprachen die *r*-Erweiterung der Wurzel **wab-* (< idg. **wobh-*) sowohl zur Bildung von Verben (dt. *wabern*, aisl. *vafra*) als auch von Adjektiven (aengl. *wæfre*) gedient. Auf einem solchen germ. (verbalen oder adjektivischen) Stamm **wabr-* ‚schwankend, unfest‘ beruhen die dt. Ortsnamen *Wabern* (bei Kassel, 9. Jh. *Wäbere*, 1209 *Waberen*)⁶⁸, *Weferlingen* (Krs. Wolfenbüttel, 1190 *Weuerlinggin*)⁶⁹ und *Weferlingen* a.d. Aller (Ohrekreis). Die drei – wenngleich unterschiedlich suffigierten – Namen werden allgemein als ‚Siedlung in der Nähe schwankenden Bodens‘ interpretiert. In Parallele zu diesen mit germ. **wabr-* (< idg. *wobhr-*) gebildeten Flußnamen gibt es auch in Frankreich eine Gruppe von Namen, deren Stamm über gall.

⁶⁷ Siehe: Herbert BLUME, Der Ortsname *Flechtingen*. In: Luftkurort Flechtingen. Hrsg. vom Heimatverein Flechtingen. 5 (2005), S. 11–16. – Allgemein zum Wechsel *-ingen/-ungen* vgl. UDOLPH, Germanenproblem (wie Anm. 28), S. 149–161.

⁶⁸ Friedrich SUCK, Ein Etymologisches Ortsnamen-Lexikon für Kurhessen und Waldeck. 59. Folge. In: Heimatbrief. Heimatverein Dorothea Viehmann. Kassel-Niederzwehren. 47 (2003), S. 93–98. Hier: S. 97. – Suck hält *Wabern* für einen keltischen Ortsnamen; dieser Annahme wird man nicht folgen können.

⁶⁹ Hierzu: Kirstin CASEMIR, Die Ortsnamen des Landkreises Wolfenbüttel und der Stadt Salzgitter. Bielefeld 2003, S. 346f.

**vob(e)ro-/*vab(e)ro-* gleichfalls auf idg. **wobhr-* ‚schwankend, unfest‘ zurückgeht. Es ist dies die große Gruppe der Orts- und Flußnamen des Typus *Wavre, Woëvre, Wèvre*, die sich von Nordfrankreich bis zur Garonne im Süden erstrecken. In der südwestlich der Garonne gelegenen Gaskogne, d.h. auf einstmals baskischem, erst später idg. gewordenem Gebiet finden sich diese Namen nicht⁷⁰. Gleichfalls zu dieser kelt. Gruppe kann der engl. Flußname *Waver* (alt *Wafyr, Wavera*) gehören, er kann aber auch germ. Ursprungs sein⁷¹. Viele der frz. Namen sind allerdings keine Flußnamen, sondern bezeichnen als Landschaftsnamen feuchte Niederungen, Moorgegenden und dergleichen oder sind Flurnamen. Zur letztlich hier zugrunde liegenden idg. Wurzel **webh-/*wobh-* ‚sich hin- und herbewegen‘ gehört schließlich (mit *l*-Erweiterung der Wurzel) auch eine Gruppe von litauischen Flußnamen wie *Vabalà, Vabal, Vābalas, Vabálka* etc.⁷²

Die Tatsache, daß der Braunschweiger Flußname *Wabe* dieselbe idg. Wurzel enthält wie die soeben genannten frz., engl. und lit. Namen, könnte dazu Anlaß geben, im Gesamt dieser Namen eine bislang als solche nicht beachtete aeur. Namenfamilie erblicken zu wollen. Die Entstehungszeit des Namens *Wabe* läge, so verstanden, deutlich früher als bei der Wahl der oben erwogenen aeur./germ. Interpretation, nämlich zumindest am Beginn des ersten Jahrtausends v. Chr., wenn nicht in einer noch früheren Zeit. Zwei Umstände scheinen mir indessen gegen eine aeur. Interpretation des Namens *Wabe* zu sprechen. Erstens ist das Spektrum der Suffixe, die in der zu postulierenden aeur. Namenfamilie vertreten sind, schmal: lediglich *n*-Ableitungen (idg. **wobhana*), *l*-Ableitungen (idg. **wobhala*) und *r*-Ableitungen (idg. **wobhero*) liegen vor; die bei anderen aeur. Gewässernamenfamilien anzutreffende geradezu abundante Vielfalt der Suffixbildungen fehlt jedoch. Zweitens liegt ein semantisches Problem in der Tatsache vor, daß das ‚Hin- und Herbewegen‘ in den allermeisten mit *r*-Erweiterung gebildeten Namen (*Wabern, Weferlingen, Woëvre* usw.) nur als das für Moore charakteristische Zittern des Bodens verstanden werden kann, während ein solches Vibrieren als Eigenschaft von fließenden Gewässern nicht vorstellbar ist. Wenn ein Bach oder Fluß ‚sich hin- und herbewegt‘, wird man vielmehr an ein Mäandrieren des Laufes zu denken haben. Der Lauf der *Wabe* war noch bis zu seiner Begradigung 1938 oberhalb des Schöppenstedter Turms außerordentlich reich an Windungen, und auch unterhalb davon dürfte ihr relativ geradliniger Lauf erst den korrigierenden Eingriffen der Zisterziensermönche des Klosters Rid-dagshausen im 12. und 13. Jahrhundert zu verdanken sein. Mir scheint es deshalb

⁷⁰ Albert DAUZAT, La toponymie française. Paris 1939, S. 110–115. – Dauzat schließt gall. **voberos*, **vaberos* allerdings nicht an idg. **webh-*, sondern an eine idg. Präfixbildung **upo-bhero* ‚was [das Wasser] unter[irdisch] führt‘ an. Diese Etymologie findet sich bei Albert DAUZAT, Gaston DESLANDES und Charles ROSTAING (Dictionnaire étymologique des noms de rivières et de montagnes en France. Paris 1978, S. 94) nicht; als ursprüngliche Bedeutung von gall. **voberos* nehmen die Verf. ‚marécage‘, also ‚Sumpf, Morast‘ an.

⁷¹ Eilert EKWALL, English River-Names. Reprint Oxford 1968, S. 440.

⁷² A[leksandras] VANAGAS, Lietuvių hidronimų etimologinis žodynas. Vilnius 1981, S. 357.

sinnvoll, den Namen *Wabe* als ‚an Mäandern reicher Fluß‘ zu verstehen⁷³. Der Flußname dürfte, als spät-aeur./früh-germ. Mischbildung⁷⁴, in der Zeit der Ausgliederung des Germ. aus dem Idg., also spätestens um die Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr., entstanden sein.

2.6. *Wasche*

Die (reichlich fließende) Quelle der *Wasche* befindet sich im Dorfmittelpunkt von Geitelde und bildet dort einen kleinen Dorfteich. Von dort aus fließt die *Wasche* als Bach in südöstlicher Richtung dem Thiedebach zu, der südlich Rüningens in die Oker mündet. Historische Belege des Namens *Wasche* sind mir nicht bekannt geworden, deswegen ist der Name nur mit Vorbehalt zu deuten.

Es bietet sich an, den Namen *Wasche* mit dem nd. Verbum *waschen* (mnd. *waschen*) zu verknüpfen. Als Benennungsmotiv käme dann entweder das spülende, waschende Fließen des Quellwassers in Betracht oder aber die Benutzung des Wassers durch die Menschen zum Wäschewaschen. Der scheinbar mangelnde Umlaut des Stammvokals (wir würden statt *Wasche* eher *Wäsche* erwarten) steht einer Verbindung mit dem Verbum *waschen* nicht im Wege. Ableitungsbildungen von diesem Verbum sind im Mnd. häufig umlautlos, z.B. *wasche* ‚Mund, Plappermaul‘, *wascher* ‚Wäscher‘, *waschersche* ‚Wäscherin‘, *wascherie* ‚Geschwätz, Gewäsch‘, *waschinge* ‚Waschung, Reinigung‘. Die Interpretation des Namens der munter hervordringenden Quelle in einem metaphorischen Sinn (mnd. *wasche* ‚Mund, Plappermaul‘) scheint mir weniger tunlich.

Der Ortsname *Geitelde* (1067 *Getlithi*) läßt sich möglicherweise auf eine germ./and. Form **Gatil-ithi* zurückführen, d.h. auf eine Ableitungsbildung auf der Basis des Gewässernamens **Gatila* mit dem Siedlungsnamensuffix *-ithi*. Im Rahmen dieser Deutung des Ortsnamens *Geitelde* ergäbe sich der Bachname **Gatila* ‚die Hindurchfließende‘ als der einstige Name des Gewässers, das heute *Wasche* heißt⁷⁵.

⁷³ Vgl. Herbert BLUME, *Wabe* (Name). In: Braunschweiger Stadtlexikon. Ergänzungsband (wie Anm. 34), S. 133. Entsprechend E. EKWALL, *English River-Names* (wie Anm.70), S. 440f., zum Namen *Waver*: „The Waver has a very markedly winding course.“ – Die germ.-kelt. Bedeutungsähnlichkeit der *r*-Ableitungen ‚zitternder Moorboden‘ in Namen wie dt. *Wabern*, dt. *Weferlingen*, frz. *Woëvre*) kann bereits in voreinzelsprachlicher, idg. Zeit entstanden sein.

⁷⁴ Zu derartiger Verzahnung von idg. und germ. Wortbildungsmorphologie in frühen niedersächsischen Ortsnamen: Jürgen UDOLPH, *Suffixbildungen in alten Ortsnamen Nord- und Mitteldeutschlands*. In: Thorsten ANDERSSON, Eva NYMAN (Hrsg.) *Suffixbildungen in alten Ortsnamen*. Akten eines internationalen Symposiums in Uppsala 14. – 16. Mai 2004. Uppsala 2004, S. 137–175.

⁷⁵ Siehe: Herbert BLUME, *Der Flußname Geitel, die Ortsnamen Geitelde, Gittelde, Geisleden und Verwandtes*. In: Armin BURKHARDT, Ursula FÖLLNER, Saskia LUTHER (Hrsg.), *Magdeburger Namenlandschaft. Onomastische Analysen zu Stadt und Region in Gegenwart und Gesch.*. Frankfurt am Main, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien 2005 (im Druck).

3. Zusammensetzungen

Im heutigen Braunschweiger Stadtgebiet kommen Flußnamen-Komposita mit den Grundwörtern *Bach*, *Brunnen* und *Riede* vor.

3.1. Komposita mit *and. beki*, *mnd. beke*, *nhd. Bach*

Das Appellativum *and. beki*, *mnd. beke*, *nhd. Bach* ist in den Braunschweiger Gewässernamen *Beberbach*, *Kehrbeek*, † *Limbeki*, *Sandbach* und *Thiedebach* als Grundwort enthalten. In der *nhd.* Variante *-bach* erscheint es erst nach und nach in schriftlichen Namensnotationen der Neuzeit: noch im 18. Jahrhundert z.B. *Sand-Beek*. Im Namen *Kehrbeek* ist die *nd.* Namensform (*and. beki*, *mnd. beke*, *nnd. beek* (*mask.*), *beeke* (*fem.*) sogar bis heute erhalten geblieben.

Der *Beberbach* entspringt östlich von Bevenrode und fließt von dort in westlicher Richtung der Schunter zu, die er in Höhe Wendens erreicht. Historische Belege des Namens haben mir nicht vorgelegen, deshalb gilt auch hier der in solchen Fällen stets gegebene Gültigkeitsvorbehalt. Dennoch wird man kaum fehlgehen, wenn man im Bestimmungswort des Namens das in Flußnamen weit verbreitete *mnd.* Substantiv *bever* ‚Biber‘ bzw. seine *and.* und *germ.* Vorstufen sieht. In Niedersachsen gibt es zahlreiche weitere „Biberbäche“: etwa den *Beverbach* (Zufluß zur Aller) in der Gemeinde Sassenburg (Krs. Gifhorn), auf einen gleichlautenden Flußnamen geht der Dorfname *Beverbeck* (Krs. Uelzen) zurück, und auch Bevern (bei Holzminden) liegt an einem *Beverbach*⁷⁶. Für das deutsche Sprachgebiet insgesamt verzeichnet Förstemann⁷⁷ 23 Vorkommen des Typus *ahd. Bibirbach* (unter diesen nur wenige der niedersächsischen Namen). Der Ortsname *Bevenrode* hat mit dem Namen *Beberbach* nichts zu tun; in ihm steckt der *and.* Personennamen *Bêvo*.

Kehrbeek ist heute der Name eines Flurstücks bzw. Forstorts im Querumer Wald. Zugrunde liegen muß, wie die historischen Belegformen (14. Jh.) *de kerckbeke*, 1605 der *kerbeck*, *beim Kerckbecke*, *beim Kerkbeck* zeigen, ein *mnd.* Name **kerckbeke* ‚Kirchbach‘, ursprünglich ein *Bach*-Name, der dann auf ein an seinem Ufer gelegenes Feld- bzw. Waldstück übertragen worden ist. Um welchen der im Querumer Wald heute (oder einst) fließenden Bäche es sich beim *Kehrbeek* handelt, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Das Bestimmungswort *kerk-* dürfte sich auf das Kloster Ridagshausen beziehen, das im Querumer Wald Grundbesitz hatte⁷⁸. Der Name kann nicht vor der Christianisierung des Braunschweiger Landes entstanden sein.

Der Gewässername † *Limbeki*, auf den der gleichlautende Name einer Wüstung (im Bereich des heutigen Bebelhofs gelegen) zurückgeht, lebt heute nur noch im Namen der dortigen *Limbecker Straße* fort. Der Gewässername ist nicht als solcher bezugt, indirekt aber sehr wohl im Namen des Dorfes, das seinen Namen trug: u.a.

⁷⁶ Siehe: Jürgen UDOLPH, Tiere in niedersächsischen Ortsnamen. In: NdsJb. für Landesgesch. 76 (2004), S. 27–46. Hier: S. 30. Weitere niedersächsische „Biberbäche“ bei WITT, Flußnamen Norddeutschlands (wie Anm. 45), S. 52–53.

⁷⁷ Ernst FÖRSTEMANN, Altdritisches Namenbuch. 2. Bd: Orts- und sonstige geographische Namen. 1: A-K. 3., erw. Aufl. von Hermann JELLINGHAUS. Bonn 1913. Nachdruck Hildesheim 1967, Sp. 443f.

⁷⁸ Ausführlich zum *Kehrbeek*: Rolf SIEBERT, Die Entwicklung der Landschaft von Querum und ihre Flurnamen. Feldmark, Schuntertal, Querumer Wald. Braunschweig 1987, S. 60f.

1031 *Limbeki*, 1179 *in Limbeke*, 1220 *in villa Lenbecke*, 1321 *up dem Limbeken veldhe*, 1349 *in campo Lemmekenvelt*.⁷⁹ Der † *Limbeki* entsprang am westlichen Fuße des Lindenberg, bildete östlich des Bebelhofs den (im 19. Jahrhundert so heißenden) *Lämmchenteich* und floß dann in westlicher Richtung etwa dort, wo sich seit den 1930er Jahren der Eisenbahndamm befindet, der Oker zu, in die er bei Eisenbüttel mündete. Bestimmungswort des Namens *Limbeki* ist das and. Substantiv *lim* ‚Leim; ursprünglich: durch Nässe glitschiger Boden‘. Daneben kommt auch die Erklärung des Namens als Klammerform aus einem älteren **Lintbergesbeki* ‚Lindenbergsbach‘ in Betracht⁸⁰, doch ist angesichts der zahlreichen Bachnamen mit dem Element *lim* ‚glitschiger Boden‘ in Deutschland und den Niederlanden⁸¹ der erstangeführten Deutung der Vorzug zu geben. *Limbeki* also ‚ein Bach, an dem es glitschig ist‘. Da im And. die Bedeutung von *lim* schon im modernen Sinne auf ‚Leim‘ verengt ist, muß der Flußname **Limbeki* in vor-and. Zeit, also vor ca. 750, entstanden sein. Im Beleg von 1349 (*Lemmekenvelt*) kündigt sich bereits die spätere Umdeutung des Flußnamens zu einer *Lämmchenriede* an (s. u., Kap. 3.3.).

Der *Sandbach* entspringt bei Abbenrode am Nordwestrand des Elms, fließt – insgesamt in westnordwestlicher Richtung – durch Gardessen und Schandelah und von dort an Hordorf, Schapen und Volkmarode vorbei, bis er bei Dibbesdorf in die Schunter mündet. In der „Karte des Landes Braunschweig im 18. Jh.“⁸² sind für das Jahr 1754 zwischen Hordorf und Volkmarode die drei Flurnamen *Die Sand-Beek Wiesen*, *Wiesen am Sandbek* und *Sand-Beecks-Wiesen* eingetragen. Struktur und Bedeutung des Namens sind noch heute transparent: der *Sandbeek* ist ein ‚Sandbach‘, so genannt, weil „er in früheren Zeiten reichlich [Sand] mit sich führte“.⁸³ Nichtsdestoweniger kann der Name, wie der Parallellfall † *Limbeki* zeigt, aus and. Zeit stammen.

Das schmale Gewässer, das heute den Namen *Thiedebach* trägt, wird auf der „Karte des Landes Braunschweig im 18. Jh.“⁸⁴ noch als *Pip-Graben* bezeichnet. Das mnd. Substantiv *pipe* besaß ein wesentlich größeres Bedeutungsspektrum, als sein nhd. Gegenstück *Pfeife* es hat: es bedeutete nicht nur ‚Pfeife‘ und ‚Röhre jeder Art‘, sondern neben vielem anderen auch ‚schmalere Graben zur Be- oder Entwässerung‘. Diese Teilbedeutung von *pipe* liegt im Namen *Pip-Graben* offensichtlich vor. Der um 1750 noch so heißende, später *Thiedebach* genannte Bach entspringt bei Steterburg, fließt an Thiede vorbei und mündet zwischen Leiferde und Rünigen in die Oker. Der offensichtlich junge Name befremdet durch seine für die deutsche Sprache untypische Struktur: statt des Kompositums *Thiedebach* wäre eher mit einer Fügung aus

⁷⁹ Siehe H. KLEINAU, Geschichtliches Ortsverzeichnis (wie Anm. 11), S. 376.

⁸⁰ Vgl. Herbert BLUME, Lämmchenriede. In: Braunschweiger Stadtlexikon. Ergänzungsband (wie Anm. 34), S. 85.

⁸¹ E. FORSTEMANN, Altdeutsches Namenbuch (wie Anm. 77), Sp. 74.

⁸² (Wie Anm. 62), Blatt 3729 Braunschweig.

⁸³ Bernhard KIEKENAP, Schapen. Geschichte eines braunschweigischen Dorfes. Braunschweig 1990, S. 261f.

⁸⁴ Karte des 18. Jhdts (wie Anm. 62), Blatt 3728 Vechelde.

Adjektiv + Substantiv (*Thieder Bach*) zu rechnen gewesen⁸⁵. Auffällig ist auch die Endbetonung des Gewässernamens wie auch die des aus ihm entwickelten Ortsnamens *Thiedebach* (so der Name einiger Häuser bei Leiferde): man sagt Thiedebäch.

Abgesehen vom *Thiedebach*, dessen Namensgeschichte erst wenige Jahrhunderte alt ist, und dem *Kehrbeek*, dessen Name die Existenz des Klosters Riddagshausen oder aber der Dorfkirche von Querum voraussetzt, wird man den Flußnamen *Beberbach* (der in seinem Bestimmungswort die nd. Lautform bewahrt hat), † *Limbeki* und *Sandbach* ein Alter zumessen können, das in die and. Epoche, im Falle des *Limbeki* sogar vor deren Beginn (um 750 n. Chr.) zurückreicht.

3.2. Kompositum mit mnd. born, nhd. Brunnen

Im Straßennamen *Ritterbrunnen* (zwischen Schloßpark und Steinweg) lebt die Erinnerung an einen verschwundenen innerstädtischen Bach fort. Die einstige Quelle dieses Fließgewässers wird am Hang des Klints in der Altenwiek vermutet. Von dort floß der Bach in nördlicher Richtung, zunächst in östlicher Parallele zum Bohlweg, dann weiter im Verlauf der heutigen Wilhelmstraße und mündete nahe dem Nickelkulk in die Oker. Für den etwa im 13. Jahrhundert im Bereich der heutigen Münzstraße von der Oker östlich abgeleiteten Wendenmühlengraben (gegen Mitte des 19. Jahrhunderts überdeckt und seitdem zur Wilhelmstraße geworden) benutzte man vom heutigen Schloßpark an das Bett des Ritterbrunnens. Der Name des Baches bzw. der nach ihm benannten Straße erscheint in älteren Belegen in nd. Form als *bi dem Ridderbornen* (1328), *by dem rydderborne* (1412), *by dem Rydderbornen* (1607), vom späteren 17. Jahrhundert an dann im Zuge der allgemeinen Verhochdeutschung des Schriftwesens in hd. Version: *am Ritter Brun* (1671). Dem hd. Wort *Brunnen* entspricht im Nd. generell das Wort *Born*, vgl. Ortsnamen wie *Amelungsborn*, *Quickborn*. Das Bestimmungswort mnd. *ridder* bezieht sich auf die am Bohlweg gelegenen Stadthäuser einiger Landadelsgeschlechter, an denen der Bach vorbeifloß⁸⁶. Der Name *ridderborn* kann deshalb erst einige Zeit nach der Gründung des Hagens (1160) entstanden sein; welchen Namen der Bach in früherer Zeit trug, ist nicht bekannt.

3.3. Komposita mit dem Grundwort Riede

Das nd. Appellativum *Riede* ‚Bach, kleiner Wasserlauf‘ (im Braunschweiger Land mündlich oft mit Schwund des Binnenkonsonanten: *Ri'e*) besitzt weit über die Grenzen des Nd. hinaus in den germ. Sprachen Entsprechungen, und zwar im Friesischen (*riede*, *ryt*), Niederländischen (*rijt*) und Englischen (dialektal *rithe*, *ride*); die nordgerm. Sprachen dagegen kennen das Wort nicht. Für das ostfäl. Nd. des 20. Jh.s ist

⁸⁵ Die in den 1970er/1980er Jahren am grünen Tisch ausgedachten, den Prinzipien der deutschen Sprache zuwider laufenden Straßennamen-Komposita des Typs *Rünigenstraße*, *Magdeburgstraße* (statt richtig: *Rüniger Straße*, *Magdeburger Straße*) sind das Produkt eines irregeleiteten Präzisionsstrebens von Verwaltungsbeamten. Sie sind in Braunschweig stärker ins Kraut geschossen als in anderen Städten.

⁸⁶ Belege und topograpische Angaben nach: Heinrich MEIER, Die Straßennamen der Stadt Braunschweig. Wolfenbüttel 1904, S. 87f.

das Wort *Riede* noch als Appellativ bezeugt; F. Wrede z.B. verzeichnet *Rie(n)*, f. ‚die Rinne, das Rinnsal, der selbstgesuchte Lauf des Wassers‘ sowie den Beispielsatz (naturalia non sunt turpia) *ik mott erst mäl ne Rie pissen* ‚ich muß [...] urinieren‘.⁸⁷ Daß das Wort *Riede* und seine Entsprechungen in Norddeutschland, den Niederlanden und England als Simplex und in Komposita zu den häufigsten Wasserwörtern dieser Länder gehört, bestätigt nicht nur der Blick auf detaillierte Landkarten, sondern auch die Zusammenstellung von Hunderten solcher Namen durch J. Udolph.⁸⁸ Aus seiner Kartierung der Vorkommen geht hervor, daß Ostfalen ein besonderes Ballungsgebiet der *Riede*-Flußnamen ist. Nnd. *Riede* geht über mnd. *ride* auf and. *ritha* zurück. Die darin enthaltene Wurzel ist idg. *(e)rei- ‚fließen‘, das uns bereits im Namen *Rennel* (s.o., 2.2) begegnet ist und darüber hinaus die Basis von Flußnamen wie *Rhein*, *Rhin* (zur Havel), *Reno* (Bologna), *Rhinbach* (zur Wipper, Sachsen-Anhalt) bildet. Im Braunschweiger Stadtgebiet gibt (bzw. gab) es die folgenden „Rieden“: *Ahrenriede*, *Kralenriede*, † *Lämmchenriede*, *Mittelriede*, *Kleine Mittelriede*, † *Middelste Riede*, *Steinriede* und † *Tannenriede*.

Ahrenriede (14. Jh. *arnride*, 1605 *Arn-Riehe*, 1730 *Ahren-Ryhe*) ist heute der Name eines Forstortes im Querumer Wald, der z.T. in einer feuchten Niederung liegt, durch die der Bach fließt, auf den sich der Name ursprünglich bezogen haben muß⁸⁹. Der Bach *Ahrenriede* bildet einen Zufluß zur Schunter. Daß *Riede*-Namen vom ursprünglich gemeinten Bach auf das an seinen Ufern liegende Gelände übertragen werden, geschieht häufiger; der prominenteste Fall ist der Waldname *Eilenriede* in Hannover⁹⁰. Falls im Bestimmungswort *Ahren-* das Substantiv mnd. *âre(n)* ‚Adler‘ vorliegt (was wahrscheinlich ist), so handelt es sich bei *Ahrenriede* um einen sog. ‚Ereignisnamen‘: an diesem Bach hätte dann irgendwann einmal jemand einen (oder mehrere) Adler gesehen und davon berichtet, und der Name ‚Adler-Bach‘ wäre dann an dem Gewässer haften geblieben.

Die *Kralenriede*, der Bach, dem die in den 1920er Jahren begonnene und nach dem Zweiten Weltkrieg noch bedeutend erweiterte Siedlung *Kralenriede* ihren Namen letztlich verdankt, ist durch Überbauung weitgehend verschwunden. Er mündet(e) nordwestlich des Panitzwegs in die Schunter. Bereits vor der Bebauung im 20. Jahrhundert war der Name *Kralenriede* jedoch auf die von ihr durchflossene feuchte Niederung übertragen worden, die man „die Kralenriede“⁹¹ nannte. Von diesem Geländennamen ist der heutige Siedlungsname abgeleitet. Aus dem 18. Jahrhundert stammen zwei historische Belege des Namens: 1730 *Crahl Rye*, *Krahl Rie*.⁹²

⁸⁷ WREDE, Wörterbuch Sievershausen (wie Anm. 36), S. 206.

⁸⁸ UDOLPH, Germanenproblem (wie Anm. 28), S. 377–394.

⁸⁹ SIEBERT, Landschaft von Querum (wie Anm. 78), S. 43. Belege ebenda.

⁹⁰ Vgl. Uwe OHAINSKI, Jürgen UDOLPH, Die Ortsnamen des Landkreises Hannover und der Stadt Hannover. Bielefeld 1998, S. 124f.

⁹¹ Alteingesessene Braunschweiger sprechen deshalb immer von „der Kralenriede“ (mit Artikel), wenn sie die Siedlung meinen. Die seit einigen Jahren um sich greifende (von ortsfremden Redakteuren der „Braunschweiger Zeitung“ aufgebrachte) artikellose Verwendung des Namens („XY wohnt in Kralenriede“) ist falsch.

⁹² SIEBERT, Landschaft von Querum (wie Anm. 78), S. 62.

Die Deutung des Namens ist schwierig. Die Belege von 1730 könnten zunächst den Eindruck erwecken, es handle sich beim Erstglied des Fluß- oder Flurnamens um einen Familiennamen, dann vermutlich den des Besitzers des Flurstücks. Dem 18. Jahrhundert jedoch ist die einfache Zusammenrückung des Typs „Familiennamen + Grundwort“, wie sie uns heute aus Namen wie *Goethestraße*, *Schillerplatz*, *Raabe-haus* vertraut ist, noch fremd. Es wäre bei Ansetzung des Namens *Krahl* vielmehr ein Kompositum mit einleitendem Genitiv zu erwarten, also **Crahls Rye*, **Krahls Rie* (wie in *Bullrichs Salz*, *Hoffmanns Tropfen* usw.). Der Weg von der (scheinbar?) unflektierten Form *Crahl Rye* (1730) zu *Kralenriede* (mit *-en*; heute) ließe sich eventuell dadurch herstellen, daß man das auslautende *-l* der Belege von 1730 als eben jenes lange, aus *-ln* kontrahierte [l:] des ostfälischen Nd. interpretiert, das im Plural *Kartuffel* (mit langem *-l* zu sprechen) zum Singular *Kartuffel* (kurzes *-l*) erscheint: *Wutte nich noch en paar Kartuffel nöhmen?* (Möchtest du nicht noch ein paar Kartoffeln nehmen?). So verstanden, wären die Belege *Crahl Rye* und *Krahl Rie* von 1730 nur Schreibvarianten einer an sich gemeinten Form *Kralenriede*. Dann aber dürfte der Familienname, um den es ginge, nicht *Krahl*, sondern müßte **Krahle* lauten, denn der Genitiv von *Krahl* heißt allemal *Krahls*, nur von einem auf *-e* endenden Namen **Krahle* könnte der Genitiv **Kralen* abgeleitet werden (vgl. neuostfäl. *Fricken Päre* ‚Frickes Pferde‘, *Schaper Thielen Hus* ‚Schäfer Thieles Haus‘ etc.). Der Name *Krahl* ist einigermaßen geläufig, der Name **Krahle* jedoch nicht. Ein Kompositum mit einem Familiennamen als Bestimmungswort wird *Kralenriede* daher kaum sein. Zudem wäre auf diese Weise wohl allenfalls der jüngere Name der feuchten Niederung, nicht aber der ältere des Baches *Kralenriede* erklärt: man besitzt ein Stück Land, aber kaum einen Bach.

Eine andere Möglichkeit der Namensdeutung ergibt sich, wenn man (wie oben am Kartoffel-Beispiel erläutert) die Belege des 18. Jahrhunderts wiederum als verknappte *n*-haltige Lautungen auffaßt und in der sich dann fürs 18. bis ins 21. Jahrhundert ergebenden Form *Kralenriede* ein Kompositum erblickt, das aus einer Zusammenrückung von Partizip Präsens + Grundwort entstanden ist: mnd. **kralend(e) ride*. Mnd. *gralen* bedeutet ‚lärmen‘, das Grimmsche Wörterbuch verzeichnet für die Neuzeit Verbvarianten wie *krallen*, *grälen*, *krälen* mit Bedeutungen wie ‚grell tönen, stark schreien, lärmern, lallen, freudig wiehern‘ aus verschiedenen deutschen Dialekten⁹³. Es geht also um Geräusch-Spielarten. Der *gr-kr*-Wechsel von mnd. *gralen* zu mnd. *Kralenriede* ist unproblematisch; man denke an Wortentsprechungen wie engl./hd. *Grog* und ostfäl. *Krock* ‚Grog‘. So verstanden, könnte die *Kralenriede* ihren Namen (in einer noch vorindustriell stillen Umwelt) wegen ihres hörbaren Fließgeräusches bekommen haben: ‚Der rauschende Bach‘.

† *Lämmchenriede* ist der neuzeitliche Name jenes seit den 1930er Jahren nicht mehr vorhandenen Baches, der im Mittelalter *Limbeki* hieß (s.o., Kap. 3.1.). Offensichtlich ist der Name *Lämmchenriede* in relativ später Analogie zu Namen wie 1321 *up dem Limbeken veldhe*, 1349 *in campo Lemmekenvelt*, 1674 *im Lemkenvelde*, *am*

⁹³ Jacob GRIMM und Wilhelm GRIMM, Deutsches Wörterbuch. 5. Bd. Leipzig 1873 (Neudruck München. Bd. 11, 1984), Sp. 1983f.

Lemkencampe, 1753/54 *Lämmchenteich* gebildet. Diese Komposita mit *velt*, *kamp* und *dik* enthalten als Bestimmungswort den Fluß- bzw. Dorfnamen *and. Limbeki*, *md. Lembeke*, **Lemmeke*, jeweils um das Genitivsuffix *-n* erweitert. Im späten Mittelalter oder in der frühen Neuzeit, als die Erinnerung an die namengebende Wüstung † *Limbeki* schon geschwunden und man vollends nicht mehr in der Lage war, im Namensteil *Lemmeken* das *beki-/beke*-Wort zu erkennen, weil *Lemmeken* nämlich inzwischen gleichlautend geworden war mit dem Diminutiv *Lemmeken* von *nd. Lamm* ‚Lamm‘, muß die Neubenennung der einstigen *Limbeki* mit dem Namen *Lemmekenriede* erfolgt sein. Historisch betrachtet, enthält der Name zwei Bach-Wörter: *and. beki* und *nd. Riede*. Nur wird man sich dieses Pleonasmus nicht bewußt gewesen sein. Im Zuge der allgemeinen frühneuzeitlichen Verhochdeutschung Norddeutschlands wurde aus der *Lemmekenriede* dann eine *Lämmchenriede*. Der Bach mit glitschigem Ufer hatte sich – sicherlich ohne daß jemand dies beabsichtigt hatte – nun in einen Bach verwandelt, dessen Name vor dem inneren Auge der Namenbenutzer eine bukolisch-idyllische Frühlingsszene entstehen läßt: eine Riede, an deren Ufern unschuldige Lämmchen weiden. Etwa zeitgleich mit dem Namen *Lämmchenriede* sind in Braunschweig zwei weitere Diminutiv-Namen verschwunden: das *Fasanenhölzchen* (heute Stadtpark) und das *Trompeterhölzchen* (heute Gelände des Klinikums Salzdahlumer Straße): ein Verlust an Anmut.

Die *Mittelriede* (1753/54 *Mittel-Riede*)⁹⁴ zweigt am Schöppenstedter Turm von der Wabe ab, fließt von dort in dichter Parallele zu ihr an Riddagshausen und Gliesmarode vorbei und mündet in Höhe der Schunter-Siedlung, leicht westlich der Wabe-Mündung, in die Schunter. Sie hat (bzw. hatte) zwei „Namensschwestern“ in Braunschweig. Heute noch existiert die *Kleine Mittelriede* (wohl zum Unterschied zur eigentlichen *Mittelriede* mit dem Attribut *klein* versehen), die am Madamenweg entspringt und einen westlichen Zufluß zur Schölke bildet (s.o., Kap. 2.3.), im Mittelalter gab es außerdem auf dem Bruch (zwischen der heutigen Bruch- und Leopoldstraße) eine *mittelste riede* (1441). Das durch Überbauung verschwundene Flößchen, eigentlich ein Oker-Arm, bildete die Grenze zwischen zwei Pfarrbezirken: der Bereich östlich der *Mittelsten Riede* gehörte zu St. Ulrichi, der westliche zu St. Michaelis⁹⁵. Diese Tatsache berechtigt zu dem Schluß, daß das Element *Mittel-* in den zwei noch erhaltenen *Mittelrieden* ebenfalls auf Grenzen zwischen Landflächen hinweist und daß man bei der Namengebung nicht etwa an eine mittlere von mehreren nebeneinander fließenden Rieden gedacht hat.

Die *Steinriede*, ein kurzer Bach, der westlich des Waggumer Wegs in einem sumpfigen Teil des Querumer Waldes entspringt, mündet in die Ahrenriede (s.o.), die ihrerseits der Schunter zufließt. Ihr Name ist in den Straßennamen *Steinriedendamm* eingegangen. Der Beleg *Stein Rie* (1730) ist mit der Elision des wortinternen *-d-* näher am gesprochenen Nd. als die heutige Schreibform *Steinriede* (so auch schon

⁹⁴ Karte des Landes Braunschweig im 18. Jh. Blatt 3729 Braunschweig.

⁹⁵ Beleg und weitere Angaben nach H. MEIER, Straßennamen (wie Anm. 85), S. 27f.

1825). Der semantisch transparente Name bedarf keiner Deutung. Über das Alter des Namens läßt sich angesichts der nur kurzen Überlieferung nichts Verbindliches sagen.

Auf den Namen eines nicht erhaltenen Baches geht auch der Forstort-Name *Tannenriede* (14. Jh. *danride*, 1605 *Dann Riede*, *Dannenriede*, 1730 *Dahn Rie*, 1786 *Dannenriede*, 1825 *Tannenriede*) zurück, der einen „sumpfige[n] Waldteil etwa zwischen Peterskamp und Autobahn“⁹⁶ im Querumer Wald bezeichnet. Die Beispiele *danride*, *Dann Riede*, *Dahn Rie* zeigen, daß im Bestimmungswort ursprünglich nicht die Baumbezeichnung *Tanne* vorliegt, sondern ein Substantiv, das im Mnd. *dan*, im Mhd. *tan* lautet und allgemein ‚Wald‘, nicht aber speziell ‚Tannenwald‘ bedeutet. Ob überhaupt ein etymologischer Zusammenhang zwischen *Tanne* und *Tann* besteht, ist unsicher.⁹⁷ Von mnd. *dan* ‚Wald‘ abgeleitet ist mnd. *denne* ‚Lagerstätte, Niederung, Waldtal‘. Das hd. Wort *Tann* ‚Wald‘ war – wie auch sein nd. Gegenstück *dan* – in der frühen Neuzeit bereits ausgestorben. Es ist im 19. Jahrhundert (Uhland) literarisch wiederbelebt worden und heute vielen immerhin noch aus den Worten „durch den finstern Tann“ in Theodor Storms Gedicht „Knecht Ruprecht“ (Von drauß vom Walde komm ich her) bekannt. Der Bachname *Tannenriede* bedeutet somit ‚Waldbach‘ und nicht ‚Tannenbach‘.

4. Ergebnisse

Es ist sichtbar geworden, daß – wie nicht anders zu erwarten – die Ableitungsbildungen (von der *Wasche* abgesehen) die älteste Schicht der Braunschweiger Flußnamen ausmachen. Im Sprachgeschichtskontinuum vom Idg. über das Germ. zum Nd. und dann Hd., das in Braunschweig vorliegt, ist die Ableitung generell das ältere Wortbildungsverfahren, erst im Lauf der Sprachgeschichte gewinnt die Komposition immer mehr an Bedeutung. Im heutigen Hd. spielt die Komposition im Bereich der Substantive quantitativ die Hauptrolle.

Aus der ältesten erschließbaren Epoche unserer lokalen Sprachgeschichte, der idg./aeur. Zeit (vor etwa 500 v. Chr.)⁹⁸, stammt das Grundwort idg. **Agara* des Kompositums *Ovakara* (> *Oker*). Der aeur. Name **Agara* kann durchaus bereits im 2. Jahrtausend v. Chr. geprägt worden sein. Die Namen *Schunter* und *Wabe* verweisen, weil sich in ihnen auf je eigene Weise aeur. und germ. Wortbildungsmorphologie mischt, auf die Zeit des Übergangs vom Idg. zum Germ. (um 500 v. Chr.). Der Flußname *Rennel*, der auf nd. Territorium seit frühester Zeit weder appellativ noch als Name bezeugt ist, durchaus aber auf fries., engl., nordgerm. Gebiet, dürfte aus diesem Grunde noch aus vor-and., also germ. Zeit (vor ca. 750) stammen. Wegen der im Flußnamen-Kompositum *Limbeki* erhaltenen vor-and. Bedeutung ‚glitschiger Boden‘

⁹⁶ SIEBERT, Landschaft von Querum (wie Anm. 78), S. 77. Dort auch die historischen Namenbelege.

⁹⁷ Siehe: [Friedrich] KLUGE, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearb. von Elmar Seebold. 23. Aufl. Berlin, New York 1995, S. 815.

⁹⁸ Kriterium für diese Zeitgrenze ist der Erste (Germ.) Lautverschiebung, die um die Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. vollzogen worden ist und die als ein wesentliches Merkmal der Konstituierung des Germanischen gilt.

des Bestimmungsworts *lim* ist auch dieser Name der germ. Epoche (vor 750) zuzuweisen. Der Name *Schölke* führt höchstwahrscheinlich über das Mnd. hinaus in die and. Epoche (ca. 750 – ca. 1200) zurück.

Von den Komposita dürften wegen der Altertümlichkeit ihrer Bestimmungswörter die Namen *Beberbach*, *Ahrenriede* und *Tannenriede* der and. Epoche (750–1200) angehören. Erst nach ca. 1200, also in mnd. Zeit, können *Kehrbeek*, *Ritterbrunnen* und *Mittleriede* ihre Namen erhalten haben. *Kehrbeek* setzt die Etablierung von Kloster- und Kirchenwesen voraus, *Ritterbrunnen* die Gründung des Hagens (1160) und *Mittleriede* die allmähliche Dränage der Wabeniederung durch die Zisterzienser (in Riddagshausen seit 1145). Zeitlich nicht sicher zu verorten sind die Namen *Wasche*, *Sandbach*, *Kralenriede* und *Steinriede*. Ihre Prägung in mnd. Zeit ist wahrscheinlich, aber nicht zu erweisen. Sie können jünger sein; der Name *Sandbach* kann auch älter sein. Eindeutig jung (16./17. Jh.) ist dagegen der neue Name *Lämmchenriede* des bis dahin rund 1000 Jahre lang erst *Limbeki*, dann mnd. **Lemmeke* genannten Baches, noch jünger der neue Name *Thiedebach* (18./19. Jh.) für den *Pîp-Graben*.

Die Interpretation von Gewässernamen kann, zumindest in günstig liegenden Fällen, Einblicke in Perioden der Vorgeschichte eröffnen. Aus dem oben Dargestellten läßt sich in dieser Hinsicht folgendes schließen. Daß die Braunschweiger Flußnamen mit archaischem, d.h. ganz oder teilweise aeur. Charakter (*Oker*, *Schunter*, *Wabe*), von denen der Name der *Oker*, was sein Alter betrifft, zusammen mit benachbarten Flußnamen wie *Ecker*, *Ilse*, *Warne*, *Innerste*, *Aller*, *Ise* dem frühen 1. oder – eher noch – dem 2. Jahrtausend v. Chr. zuzuweisen ist, nie verloren gegangen, sondern offensichtlich über mehr als drei Jahrtausende hinweg von Generation zu Generation den Kindern bei deren Spracherwerb weitergegeben worden sind, spricht dafür, daß die Besiedlung in unserer Gegend in diesem Zeitraum, also auch in vorgeschichtlicher Zeit, nie völlig ausgesetzt hat. Vielmehr muß sie durchgängig zumindest so dicht und intensiv gewesen sein, daß dieser Prozeß der Flußnamen-Tradierung möglich war. In ähnlicher Weise liefert die lokale Tradierung des Bachnamens *Rennel*, der kaum später als um 750 n. Chr. entstanden sein kann und der im Namen *Rennelberg* konserviert ist, einen Hinweis darauf, daß etwa dort, wo sich heute Braunschweig befindet, auch schon vor dem Ende der Völkerwanderungszeit Menschen ansässig waren, denen wir die Überlieferung dieses Namens verdanken⁹⁹.

⁹⁹ Herr Dr. Maik Lehmburg (Niedersächsisches Wörterbuch Göttingen) hat mir umfassende Auskunft aus den Sammlungen der Wörterbuchstelle erteilt. Von Herrn Uwe Ohainski (Institut für Historische Landesforschung der Universität Göttingen) habe ich großzügige Hilfe bei der Ermittlung schwierig zu beschaffender Wort- und Namenbelege erfahren. Mit Herrn Prof. Dr. Jürgen Udolph (Universität Leipzig) habe ich Gespräche über einzelne Facetten des hier Erörterten führen können. Dafür danke ich den Genannten sehr herzlich.

Holzversorgung von Schmelzhütten im Harzrevier der frühen Neuzeit (16./17. Jahrhundert)

von

Hans-Joachim Kraschewski

I. Voraussetzungen

Das ökonomisch-technische Potential der Montanregion Harz und dessen innereuropäische Sogwirkung als vorindustrielles Wirtschaftszentrum hingen stets direkt von einer ausreichenden Energieversorgung der Berg- und Hüttenbetriebe ab. Außer dem Betriebsmittel Wasser – die Hüttenbetriebe waren energietechnisch absolut auf die mechanische Nutzung der Wasserenergie angewiesen – gehörte dazu die Bereitstellung des Energieträgers Holz, das – entweder als solches oder zur Holzkohle veredelt – es ermöglichte, chemische Prozessabläufe oder thermische Verfahren im Hüttenwesen zu steuern. Die Belieferung der Gruben und besonders der Hütten hatte deshalb Vorrang vor allen anderen Verbrauchern, denn die Bedeutung und Effizienz des Harzer Berg- und Hüttenwesens in der Frühneuzeit wurde auch von der Leistungsfähigkeit der Schmelzhütten bestimmt. Sie trugen mit ihrem technischen Niveau maßgeblich dazu bei, dass die Harzregion zu einem führenden mitteleuropäischen Zentrum der Blei- und Silbermetallurgie in der Zeit vor der Industrialisierung geworden ist.

Schwankende, zumeist aber niedrige Metallgehalte, geringe Korngröße der metallhaltigen Minerale und deren enge Verwachsung mit dem Begleitgestein (z.B. die Melierterze des Rammelsbergs) stellten in der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert hohe Anforderungen an Aufbereitung und Verhüttung. Die Schmelzverfahren bildeten eine besondere Herausforderung, denn deren Anwendung war nur effektiv, wenn es gelang, Trennungsergebnisse von 90–95 % zu erarbeiten. Die Nähe zum Erz und die Verfügbarkeit von Kohlholz bestimmten den Standort der Hütten. Steinkohle verdrängte die Holzkohle in den deutschen bzw. mitteleuropäischen Hüttenwerken nur langsam, viel langsamer als im westlichen Europa, z.B. England, wo, wie Christoph Andreas Schlüter anmerkt, bereits seit 1698 in einem Wind-Ofen mit Steinkohlen geschmolzen wurde¹. Noch 1837 wurden in Preußen 90 % des Roheisens auf

¹ Christoph Andreas SCHLÜTER, *Gründlicher Unterricht von Hütte-Werken*, Braunschweig 1738, S. 110.

Holzkohlefeuern erschmolzen, nur 10% mit Koks oder gemischtem Material. Im Harz erfolgte die Umstellung auf Koks erst 1863². Im Freiberger Revier wurde Holzkohle im Hüttenbetrieb noch bis 1825 ausschließlich benutzt³.

Schmelzhütten

Nachdem bereits Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts im Ober- wie im Unterharz die tieferen Gruben mit ihren bis zu 10 Lot silberhaltenden Erzen (Reicherze) erschöpft waren und daraufhin die Huterze der oberflächennahen Zementationszonen abgebaut wurden, ergab sich für den Harz eine veränderte Ressourcensituation, die bis in das 18. Jahrhundert hinein andauerte⁴.

Gesicherte und genaue Kenntnisse über die wirtschaftlichen, technischen und sozialen Strukturen der Schmelzhütten des Harzes liegen erst für die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts vor. Archäologische Feldforschung, naturwissenschaftliche Analyse von Fundstücken und historische Untersuchungen sollen als Hybridforschung bereits vorhandenes Wissen zur Situation der Hütten nach Beginn der zweiten Betriebsperiode am Rammelsberg und der nachfolgenden im Oberharz bündeln und zu neuen Erkenntnissen führen. Diese Arbeit wurde erfolgreich von Christoph Bartels, Lothar Klappauf und Friedrich Albert Linke geleistet. Die archäologischen und archäometrischen Untersuchungen an frühen Hüttenplätzen können indessen als weitgehend abgeschlossen gelten, eine Veröffentlichung der Befunde steht noch aus⁵.

Für das ausgehende 15. Jahrhundert, als mit der Wiederaufnahme des Bergbaus am Rammelsberg auf der Grundlage der Bleierzvorkommen ein neue Konjunktur begann, und für die 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts liegen vereinzelte, sehr punktuelle Angaben über den technischen Stand der Schmelzhütten und deren Blei- und Silberproduktion vor. Lediglich die im Goslarer Stadtarchiv überlieferten städtischen Tafelamtsrechnungen geben von 1487 an die zahlenmäßige Entwicklung der ratseigenen Schmelzhütten und die Höhe der Abgaben aller Schmelzhütten an den Rat der

² Franz ROSENHAINER, Die Geschichte des Unterharzer Hüttenwesens von seinen Anfängen bis zur Gründung der Komunionverwaltung im Jahre 1635 (Beitr. zur Gesch. der Stadt Goslar 24), Goslar 1968, S. 178.

³ Otfried WAGENBRETH, Die Freiberger Zechenregister und ihre Auskünfte über den Hilfsstoff- und Materialverbrauch Freiberger Gruben im 18. Jahrhundert; in: Ekkehard WESTERMANN (Hrsg.), Bergbaureviere als Verbrauchszentren im vorindustriellen Europa. Fallstudien zu Beschaffung und Verbrauch von Lebensmitteln sowie Roh- und Hilfsstoffen (13.–18. Jh.), Stuttgart 1997, S. 175–201, bes. S. 183.

⁴ Christoph BARTELS, Vom frühneuzeitlichen Montangewerbe zur Bergbauindustrie. Erzbergbau im Oberharz 1635–1866, Bochum 1992.

⁵ Christoph BARTELS, Michael FESSNER, Lothar KLAPPAUF, Friedrich Albert LINKE, Metallhütten und Verhüttungsverfahren des Goslarer Montanwesens. Entwicklung und Veränderungen des Hüttenwesens vom Mittelalter bis zur Schwelle der Industrialisierung nach Schriftquellen und archäologischen Befunden; in: Hans-Jürgen GERHARD, Karl Heinrich KAUFHOLD, Ekkehard WESTERMANN (Hrsg.), Europäische Montanregion Harz (Montanregion Harz 1), Bochum 2001, S. 265–278; – Michael FESSNER, Die Schmelzhütten am Rammelsberg bei Goslar an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert. Eine produktionstechnische Analyse; in: Christian LIPPELT, Gerhard SCHILDT (Hrsg.), Braunschweig-Wolfenbüttel in der Frühen Neuzeit (Quellen und Forschungen zur Brsg. Landesgesch. 41), Braunschweig 2003, S. 67–92.

Stadt Goslar wieder⁶. Dagegen liefern die vierteljährlich angefertigten Hütten- und Forstrechnungen⁷ für die Zeit von 1560 bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges (1620) relevante Erkenntnisse über die wirtschaftliche, technische und soziale Struktur der Schmelzhütten am Rammelsberg für die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Herzog Heinrich der Jüngere setzte 1552 mit Abschluss des Riechenberger Vertrags seinen Rechtsanspruch am Rammelsberg und an den umliegenden Forsten gegenüber der reichsunmittelbaren Stadt Goslar irreversibel durch⁸. Das Berg- und Hüttenwesen unterlag fortan landesherrlicher Direktion. Die 1552 bestehenden 18 privaten Hütten gingen in den folgenden zwei Jahrzehnten entweder auf den Landesherrn über oder stellten ihren Betrieb ein.

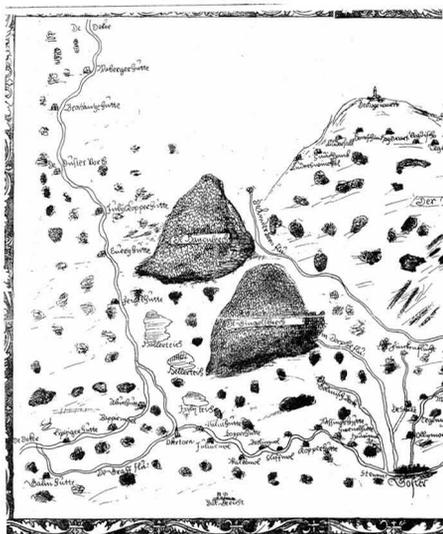


Abb. 1: Hüttenprospekt
(Karte von ca. 1600)

Die Hüttenverwaltung erhöhte die Bezugspreise für Holz und Holzkohle aus den landesherrlichen Forsten und setzte gleichzeitig die Ankaufspreise (Vorkauf) für die Hüttenprodukte herab. Herzog Julius schloss zwischen 1569 und 1572 diesen Konzentrationsprozess definitiv ab, es gab nur noch 8⁹ herzogliche Schmelz- und Treibhütten¹⁰.

Zur Besonderheit der Untreu-Hütte sei ein erläuterndes Wort eingefügt. Seinen Besitz an dieser Hütte hatte Gregor Greif aufgrund des Urteils der Geschwornen zu Magdeburg verwirkt, sie war an Herzog Julius gefallen, den jährlichen Gewinn durch diese Übernahme ließ der Landesherr mit 1500 Gulden festhalten. Gregor Greif hatte gegen das landesherrliche Vorkaufsrecht auf Montanprodukte verstoßen bzw. die ihm daraufhin auferlegte Strafe von 4 Mark Silber nicht bezahlt und damit seine Hüttenkonzession verloren¹¹.

⁶ Stadtarchiv Goslar (StAG), Best., Bergbau 1–58; Bergamt, 6859–6861, Erzregister der Hüttenwerke 1529–1533.

⁷ Staatsarchiv Wolfenbüttel (StA WF), Best. 2 Alt, 4 Alt 1.

⁸ Rammelsberger Bergbaumuseum Goslar (Hrsg.), Der Riechenberger Vertrag (Rammelsberger Forum 3), Goslar 2004.

⁹ Gelegentlich ist von sieben oder acht Hütten die Rede, je nach dem, ob die Frau Marien Seiger-Hütte (Kupferseigerung) mitgezählt wird oder nicht.

¹⁰ Herzog Heinrich/Herzog Julius/Herzog Karl Victor/Frau Marien Seiger-Hütte (bis 1580 Frau Marien-Hütte)/Herzog Philipp Magnus (bis 1573 Galm-Hütte)/Frau Hedwigs Hütte/Frau Sophien Hütte/Untreu Hütte (seit 1572, stillgelegt 1591/93).

¹¹ Niedersächsisches Bergarchiv Clausthal-Zellerfeld (NBA, Cl.-Z.), Histor. Nachr., Fach 1a, Nr. 6, Herzog Julius an Christoph Sander betr. Gregor Greif, 8. August 1571.

Die Hüttenverwaltung nahm unter Herzog Julius umfangreiche Verbesserungen auf technischem und organisatorischem Gebiet vor, um den Hüttenprozess aller Schmelzhütten auf ein einheitliches produktionstechnisches Niveau zu heben. Es sind 1580 folgende Grundstrukturen zu erkennen:

Die Hütten als

- dezentrale Großbetriebe durch die Verbundwirtschaft der Zulieferung von Erz, Holzkohle, Schliege (als Endprodukte der Pochwerke¹²), Eisengranalien (als Zuschläge für die drei Silberhütten in Clausthal, Altenau, Andreasberg) und Asche – aber arbeitstechnische Kleinbetriebe durch vertikale Betriebstrennung,
- Betriebe mit Disproportionalität von kostenintensivem Außenbetrieb und arbeitsintensivem Innenbetrieb,
- Betriebe mit energietechnischer, aber kaum arbeitstechnischer Mechanisierung des manufakturrellen Produktionsprozesses und
- ansatzweiser Umstellung von Zeit- auf Gedingelohn (als Vorstufe des Akkordlohns).

Das galt für die Hüttenwerke mit folgender standortgebundener Grundausstattung

- drei Hütten mit jeweils 4 Schmelzöfen (Julius, Karl Victor, Philipp Magnus)
- drei Hütten mit jeweils 3 Schmelzöfen
(Herzog Heinrich, Frau Hedwig, Untreu Hütte)
- zwei Hütten mit jeweils 2 Schmelzöfen (Frau Sophien, Frau Marien Seiger-Hütte).

Hüttenwerke beschäftigten schon im 16. Jahrhundert Arbeiter mit unterschiedlichen Voraussetzungen: Qualifizierte, die ihre Tätigkeit mit viel Erfahrung und oft als Geheimnis betrieben, z.B. Schmelzer und Feinbrenner; ungelernete oder rasch angelernete, aus der näheren Landwirtschaft oder als Tagelöhner zugewanderte Platz-, Transport- oder Hilfsarbeiter wie Holzmacher und Aschenbrenner; dazwischen Frischer, Röster, Köhler, Maurer und zunehmend Hüttenvogt und Hüttenreuter als Aufseher sowie Schreiber und Gegenschreiber. Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang folgender Hinweis: Es gab Vorschriften über Ausbildung und Lehre als berufliche Eingangsqualifikation, da bei den Verfahren zur Blei- und Silbergewinnung nicht nur un- oder angelernte Arbeiter beschäftigt wurden. Es handelte sich um eine reguläre Ausbildung zum Abtreiber oder Schmelzer, für die die Landesherrschaften ein *Lehrgeldt, benandlich 8 fl* entrichteten¹³. Das war allerdings eine singuläre Ausnahme der Treib- und Schmelzarbeit auf den Bleihütten, begründet in der Sorge der Hüttenher-

¹² Pochwerke gab es am Rammelsberg nicht, weil das Erz in den Gruben aufgrund der mächtigen und homogenen Lagerstätte nahezu ohne Gangart oder Nebengestein gewonnen werden konnte; das Haufwerk wurde ohne Anreicherungsverfahren verarbeitet, weil sich die Erze technisch und wirtschaftlich nicht weiter aufbereiten ließen.

¹³ NBA Cl.-Z., Fach 70, Nr. 3, Bergamtsprotokoll vom 24. Dez. 1681; – Hans-Joachim KRASCHEWSKI, Betriebsablauf und Arbeitsverfassung des Goslarer Bergbaus am Rammelsberg vom 16. bis zum 18. Jahrhundert (Montanregion Harz 5), Bochum 2002, S. 37.

ren, einem Ausfall oder Stillstand des Betriebs durch Krankheit oder Tod eines Hüttenfachmanns vorzubeugen. Der Schmelzer, seit 1546 durch Eid an Landesherren und Gewerken zur Pflichterfüllung gebunden¹⁴, galt als besonders qualifiziert, weil er mit Erfahrung und Improvisationsgeschick, mit empirisch erworbenem Wissen und ausgeprägtem Fingerspitzengefühl die Arbeit des Verhütten und Abstechens unmittelbar leitete und betrieb. Je regelmäßiger der Schmelzprozess ablief, desto routinierter verlief die Arbeit des Schmelzers, desto weniger beruhte das Ergebnis seiner Tätigkeit auf Probieren und Imitieren. Er besaß – bei einem heterogenen, vielfältigen Tätigkeitsprofil – handwerkliche Anerkennung und genoss kollegiale Zustimmung, auch wenn die Schmelzhütte kein Handwerk war. Sie war ein Betrieb eigener Art mit Merkmalen eines Handwerksbetriebs und einer Manufaktur. Am Arbeitsplatz hatte der Schmelzer auf der Basis seiner Erfahrungen einen autonomen Status und war nur schwer zu ersetzen, denn nur er konnte die Anteile an Blei und Silber der Erzkonzentrate ausbringen¹⁵.



Abb. 2: Schmelzhütte

Im signifikanten Unterschied zu den Bergarbeitern besaßen die Hüttenleute kein gemeinsames, sie von anderen klar abhebendes Recht mehr. Ihr mittelalterlicher Verband der Berg- und Waldleute, in der Bergordnung von 1271 ausgestattet mit den „Jura et libertas silvanorum“, ging ohne förmlichen Beschluss nach dem Übergang des Zehnten und der Gerichte am Rammelsberg an den Rat der Stadt Goslar unter, sie verfügten nicht über eigene Knappschaftskassen, da sie diese Gewohnheit nicht neu begründet hatten. Sie waren integriert in die Knappschaftskassen der Bergleute, wie die Knappschaftsordnung des Goslarer Rates von 1538 zeigt. In diese Kasse zahlten sie regelmäßig Einlagen¹⁶. Der Rat gliederte die bisherige Vertretung der Montani et Silvani, die Sechsmannen, in die städtische Verwaltung als Ratsabteilung für den

¹⁴ Hessisches Staatsarchiv (Hess. StA) Marburg, 3 PA (Küch) 1538, Verzeichnis der Gebrechen und Mängeln dieses Braunschweigischen Bergwerkes Zellerfeld, Wildenmann und Grundt vom 4. März 1546, p. 147r.

¹⁵ Hans-Joachim KRASCHEWSKI, Schmelzhütten und Schmelzverfahren im Unter- und Oberharz in der Frühneuzeit (16.–18. Jh.); in: *Montanregion Harz 1*, Bochum 2001, S. 251–264.

¹⁶ Hans-Joachim KRASCHEWSKI, Zur Arbeitsverfassung des Goslarer Bergbaus am Rammelsberg im 15. und 16. Jahrhundert; in: Karl Heinz LUDWIG, Peter SİKA (Hrsg.), *Bergbau und Arbeitsrecht. Die Arbeitsverfassung im europäischen Bergbau des Mittelalters und der Frühen Neuzeit* (Böcksteiner Montana 8), Wien 1989, S. 275–304, bes. S. 288 f.

Bergbau ein. Dieser Abteilung blieben die den alten Sechsmannen nach dem Bergrecht von 1359 zustehenden richterlichen und verwaltungsrechtlichen Befugnisse vorbehalten¹⁷.

Dass die Hüttenleute des 16. Jahrhunderts im Gegensatz zu den Bergarbeitern ein sie verbindendes berufsständisches Zusammengehörigkeitsbewusstsein verloren hatten bzw. nur sukzessive neu entwickelten, hing mit dieser weitgehend fehlender Tradition und staatlicher Privilegierung ihrer Arbeit zusammen. Denn lange bevor sich dieser Produktionsbereich nach dem Dreißigjährigen Krieg änderte, hatten sich die Arbeitsstufen Rösten, Schmelzen, Treiben und Frischen deutlich ausdifferenziert und in separaten, obwohl tendenziell in unternehmerisch und örtlich verbundenen Betrieben institutionalisiert. Jede der genannten Stufen hielt zudem verschiedene Arbeitsplätze bereit, deren Inhaber unterschiedlich qualifiziert und entlohnt wurden, die team- und gefügeartig zusammenarbeiteten, unter Aufsicht des Hüttenmeisters oder nach Maßgabe der Anlagen und Arbeitsverfahren, oft mit großen Unterbrechungen, doch mit dem Bemühen um zunehmende Stetigkeit und dem Bestreben nach kontinuierlichem Produktionsfluss. Und je effizienter einzelne technische Neuerungen waren, desto stärker verflocht sich die Tätigkeit des jeweiligen Arbeiters mit Prozessen, die ihm gewissermaßen selbständig gegenübertraten und die er nicht autonom beeinflussen konnte¹⁸. Im Bereich der un- und angelernten Arbeiter konnte der Arbeitsplatz durchaus variabel gestaltet werden, innerhalb der Teams, die im 16. Jahrhundert in der Regel elf Arbeiter zählten, wurde die Arbeitsverteilung nicht verändert¹⁹.

Anders als im Bergbau fehlte im Hüttenwesen korporativ geformte bergmännische Überlieferung völlig, mehr als andere Teile der Montanbelegschaft entstand die Arbeiterschaft dieser bergmännischen Sparte ohne tradiertes Bewusstsein, eher als Bruch oder in rückwärtsgewandter Identität mit ländlicher Umgebung und Herkunft. Doch städtisch- und territorialstaatlich-bergbehördliche Fürsorge und Disziplinierung waren vor 1552 vorhanden und blieben auch nach 1552 unter dem landesherrlichen Direktionsprinzip im Hüttensektor vorherrschend. Die Administration der landesherrschaftlichen Bergämter bestimmte nunmehr ebenso entscheidend die Arbeits- und Lebensbedingungen der Hüttenleute wie die der Bergarbeiter²⁰.

Im Hüttenwesen des Harzes fand durchaus technischer Wandel statt, dessen Dynamik Arbeitsplätze und Arbeitsprozesse veränderte. Mit deutlichen Rationalisierungseffekten und der teilweise regionalen Verlagerung der Hüttenstandorte vom Ober- zum Unterharz eröffneten sich Chancen neuer unternehmerischer Kombinati-

¹⁷ Christoph BARTELS, *Montani und Silvani im Harz. Mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Bergbau und seine Einflüsse auf die Umwelt*, in: Albrecht JOCKENHÖVEL (Hrsg.), *Bergbau, Verhüttung und Waldnutzung im Mittelalter (VSWG Beiheft 121)*, Stuttgart 1996, S. 112–127, geht auf diesen Aspekt nicht weiter ein.

¹⁸ Michael FESSNER, *Das Hüttenwesen am Rammelsberg nach dem Riechenberger Vertrag*, in: *Der Anschnitt* 54, 2000, S. 13–32.

¹⁹ Hans-Joachim KRASCHESKI, *Zur Arbeitsorganisation der Schmelzhütten des Kommunion-Harzes in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts*, in: *NdsJb. für Landesgesch.* 70, 1998, 237–271.

²⁰ Peter EICHHORN, *Vertiefende Erkenntnisse zum Bergbau im Rammelsberg an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert*, Clausthal-Zellerfeld, 1999, S. 170–172.

on, die Zusammenfassung verschiedener Produktionsstufen zu größeren Hütteneinheiten rückte ins Bewusstsein der Hüttenleute. Das war nicht nur technisch-organisatorisch möglich, sondern auch von hohem Nutzwert. Denn sie erlaubte es, die kosten drückende Wirkung des koordinierten Produktionsflusses zu nutzen und die Einsparungen zu realisieren, die produktionstechnische Verknüpfungen anderer Art

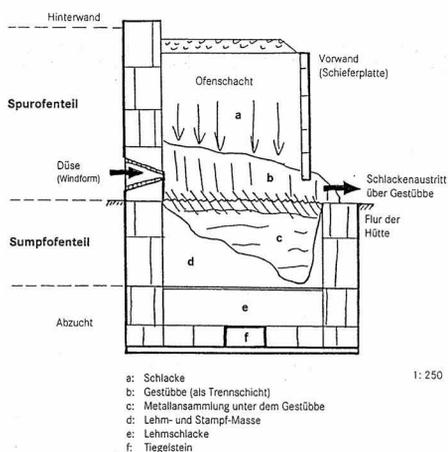


Abb. 3: Goslarer Schmelzofen (Schema)

bieten z.B. durch gemeinsames Probeschmelzen in ausgewählten Hüttenwerken. Dominant war in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts der Trend zum komplexen Unternehmen, das unter einer Leitung die verschiedensten Produktionsstufen und unternehmerischen Funktionen kombinierte. Dennoch blieben die einzelnen Hütten in der frühen Neuzeit stets relativ kleine, überschaubare und höchst effiziente Produktionseinheiten. Im Grunde ging es um eine Herausführung des metallurgischen Prozesses der Silbergewinnung aus seiner erheblichen Mängelsituation und die Anbahnung verbesserter, störungsfreier Betriebs- und Arbeitsabläufe²¹.

II. Zentralressource Holz

Holzkohle, als der bei der unvollkommenen Verbrennung des Holzes verbleibende Rückstand, hing in ihrer Qualität von der Beschaffenheit des Holzes ab. Harzreiches Holz gab eine glänzende, wenig poröse Holzkohle, während harzfreies und nicht saftreiches Holz eine glanzlose, höchst poröse Kohle lieferte. Je poröser das Holz, desto leichter entzündlich war die Holzkohle. Weil feste Holzkohle die Durchsatzzeit im Hohen Ofen verlängerte und die Reduktion des Erzes dadurch vergrößerte, bevorzugten die Schmelzer das harte Buchenholz gegenüber dem weichen und harzigen Nadelholz der Fichte. Das Rundholz des Niederwaldes ergab wiederum festere Kohle (Hartkohle) als das Spaltholz des Hochwaldes (Weichkohle). Innerhalb dieser Kategorien gab es immer ungleichmäßige Qualitäten von Holzkohle. Von Einfluss bei der Meilerverkohlung war die Verkohlungstemperatur, denn die bei hoher Temperatur gewonnene Kohle (300–350° C) konnte unter Luftabschluss eben mangels Sauerstoff nicht verbrennen. Erst wenn Wasser, Teer, Kohlensäure, Kohlendioxid, Wasserstoff und Kohlenwasserstoff sich verflüchtigten, setzte der Kohlungsprozess ein. Holzkohle war ein guter Wärmeleiter und hatte Ähnlichkeit mit dem Koks, sie hatte die Eigenschaft, große Mengen von Gasen und Dämpfen aufzusaugen, daher fand sie

²¹ Hans-Joachim KRASCHEWSKI, Das gemeinsame Probeschmelzen im Kommunion-Harz in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts; in: Der Anschnitt 50, 1998, S. 2–12.

vielfache Verwendung als Heizmaterial bei metallurgischen Operationen und als Reduktionsmittel bei chemischen Prozessen, d.h. beim Schmelzprozess und besonders beim Frischen, bei dem Metalloxid durch die Holzkohle im Frischherd zu Metallen reduziert und diese miteinander legiert wurden²².

Diese Holzkohle war für den Schmelzprozess in so großer Menge nötig, dass die Forstverantwortlichen, die Hüttenreuter und die braunschweigischen Landesherren sich mit erheblichen Versorgungsproblemen konfrontiert sahen: nahezu die Hälfte des gesamten Holzverbrauchs (40–45%) wurde für die Verhüttung der Erze als Holzkohlen verwendet²³. Bis weit in die 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts waren relative Holzvorräte vorhanden. Dieser Zustand änderte sich, als im Harz mit der zweiten Betriebsperiode des Bergbaus – nach 1450 – eine neue Blüte erreicht wurde und damit neue Hütten errichtet werden mussten, um Bleiglanz unter Verwendung der an Ort und Stelle vorhandenen Fichten- und Buchenbestände zu Silber und Blei zu verarbeiten²⁴.

Kohl- und Brennholz konnten zunächst noch unentgeltlich abgegeben werden. Die Bergwerks- und Hüttenverwaltung verschärfte jedoch immer wieder die Nutzungsrechte der privaten Verbraucher an den herzoglichen Forsten, um eine langfristige und nachhaltige Holzversorgung der Montanbetriebe – bei gleichzeitigem Ausschöpfen der Nutzungspotentiale – zu sichern. Denn Holz war zu fast allen Zeiten ein knappes Gut²⁵. Das galt auch für die Zeit der Vertreibung Heinrichs des Jüngeren aus seinem Fürstentum (1542–47)²⁶, als die Oberhauptleute des Schmalkaldischen Bundes, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen, die Braunschweigischen Berg- und Hüttenwerke verwalteten und im April 1543 eine neue Hüttenordnung erließen. Mit ihr wurde vor allem der Holz- und Kohle-Kauf sachgerecht geregelt²⁷. Zum ersten Mal wurde hier der Gedanke schriftlich formuliert, dass – bei möglichst genauer Kenntnis der Holzvorräte, Art und Güte des Holzes und dessen mögliche Verwendungszwecke – die räumliche Entfernung der Köhler und Holzmarken zu den Hüttenstandorten angemessen im Preis der Kohlen zu berücksichtigen sei.

²² Lothar SUHLING, *Der Seigerhüttenprozeß. Die Technologie des Kupferseigerns nach dem frühen metallurgischen Schrifttum*, Stuttgart 1976.

²³ Bergwerke und Hüttenbetriebe verbrauchten etwa 2/3 des in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts in den Westharzer Forsten eingeschlagenen Holzes, weitere 30% entfielen auf das von Privathaushalten nachgefragte Brennholz. Peter-Michael STEINSIECK, *Der Wald in der Bergwirtschaft des westlichen Harzes 1550–1810 (Montanregion Harz 1)*, Bochum 2001, S. 309 f.

²⁴ StA Goslar, Best. B (Bergamt), 6537, Klagen der Hüttenherren gegen Herzog Heinrich den Jüngeren und Günter Schmidt, Bergvogt und Bergrichter am Rammelsberg, 1527, und Ladung Günter Schmidts gegen die Hüttenherren.

²⁵ Henning CALVÖR, *Historische Nachricht von den Unter- und gesamten Ober-Harzischen Bergwerken*, Braunschweig 1765, S. 67.

²⁶ Gundmar BLUME, *Goslar und der Schmalkaldische Bund 1527/31–1547 (Beitr. zur Gesch. der Stadt Goslar 26)*, Goslar 1969.

²⁷ StA Goslar, Bergbau VIII, Hüttenordnung des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und des Landgrafen Philipp von Hessen betr. Holz- und Kohle-Kauf sowie des Bleikaufs in Goslar, 1543 April 29; vgl. auch Hans-Joachim KRASCHEWSKI, *Quellen zum Goslarer Bleihandel in der frühen Neuzeit (1525–1625)*, Hildesheim 1990, S. 77–81; – StA Goslar, Bestand B, Hüttenwesen, Nr. 6524, 1532–1559: Vorschläge über Abtragung von Holz und Kohlen, Behinderung der Arbeit der Hüttenwerke durch Herzog Heinrich den Jüngeren.

- Die Holzpreise wurden in dieser Ordnung für die verschiedenen Forsten einzeln festgesetzt: Für ein Schock Treibholz, das nur zum Abtreiben des Werkbleis benutzt werden durfte, waren 15 Groschen zu zahlen, für 20 Maß weiche oder Tannenkohle wurde der Preis auf 4 Groschen fixiert,
- ein von Berghauptmann Wolf Sturz gefertigtes, amtlich geeichtes und gekennzeichnetes Kohlenmaß galt künftig auf allen Hütten, die Hüttenherren hatten es auf ihren Hohen Öfen zu benutzen. Zehn solcher Maße harter oder Buchenkohle sollten auf ein Fuder gerechnet werden,
- jedem Hüttenherrn wurde freigestellt, das Volumen der bestellten Kohlen, wann immer die auf seinem Hüttenhof geliefert wurden, durch eigene Leute nachmessen zu lassen,
- die Hüttenherren hatten durch ihre Köhler nach Anweisung der Förster und nicht nach eigenem Belieben das Holz hauen, kohlen und abfahren zu lassen, damit kein Raubbau in den Forsten getrieben wurde. Bei Bezug von Kohle und Holz aus fremden, nicht des Landesherrn Waldungen, fiel der zuvor auf das Fuder erhobene Durchgangszoll von 5 Groschen definitiv weg.

Ergänzt wurde die Notwendigkeit dieser Ordnung durch ein am 4. März 1546 durch ein vom verordneten Bergmeister Wolf Meier und den beiden Geschwornen Thomas Sallemann und Hans Seifert angefertigtes Bestands-Verzeichnis über *Gebrechen und Mängel* der Braunschweigischen Bergwerke in Zellerfeld, Wildemann und Grund.

Dort hieß es *Belangende das Holz*:

Im Forst werde keine Ordnung gehalten, jedermann könne darinnen hauen und das Holz verwüsten, das gelte besonders, *das die von Goslar großen Schaden darinnen thun*. Folglich müsse ein Förster eingesetzt werden, der für Ordnung zu sorgen habe.

Weiterhin hieß es *Belangende die Kollen*:

Auch beim Kohlen würde keine Ordnung gehalten, so dass der Holzzins nicht regelmäßig entrichtet würde. Es sollte ein jeder Hüttenschreiber oder Schichtmeister wöchentlich ein Verzeichnis über die von den Köhlern gelieferten und von einem vereidigten Nachmesser geprüften Mengen Kohlen erstellen. Nur so könne den Gewerken und Hüttenherren gegenüber Rechenschaft über den Holzzins gegeben werden²⁸.

Das waren den vorhandenen Bestand sichernde Maßnahmen, allerdings findet sich in diesen Quellen keine vorausschauende Überlegung für Einschlag und Aufforstung der Bestände. All diese Verordnungen gingen vom natürlichen Wachstum der abgetriebenen Flächen aus, das entsprach den tradierten und auch in den Forstordnungen begründeten und in der Praxis geübten Grundsätzen. Die eigentliche Aufgabe der Forsteinrichtungen blieb damit ungelöst.

Die herzogliche Verwaltung in Wolfenbüttel schränkte die Errichtung Holz- und Holzkohlen verbrauchender Gewerbe restriktiv ein. So wurde Forstschreiber Andreas Dalem im Auftrag des Landesherrn vom Zehntner Christoph Sander in Goslar

²⁸ Hess. StA Marburg, Best. 3 PA (Küch) 1538 (wie Anm. 14), pag. 141r–147v, 4. März 1546.

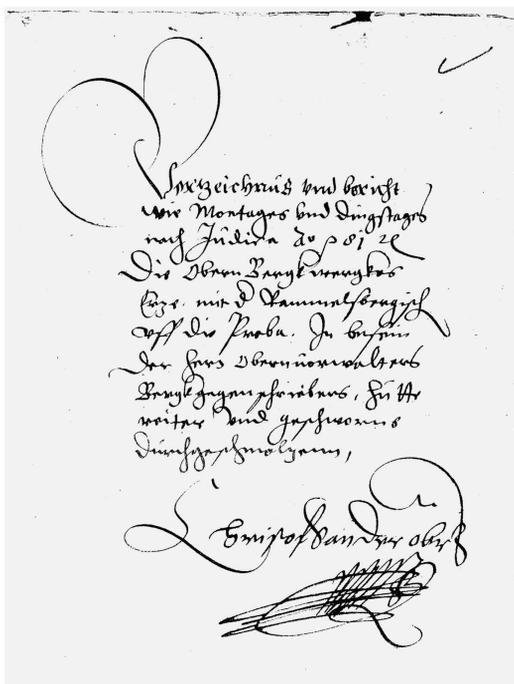


Abb. 4: Sander (Vorzeichnus von 1581)

aufgefordert, zur Überwachung des Forstwesens Buch zu führen²⁹. Herzog Julius verweigerte, wie es auch in anderen Territorialstaaten mit Montanrevieren üblich war, z.B. unter Landgraf Wilhelm IV. in Hessen, 1569 und 1574 die zusätzliche Konzessionierung von Glashütten in seinem Fürstentum wegen Holzangel³⁰.

Eine andere, bewährte und erprobte Maßnahme war das Durchschmelzen von Oberharzer Erzen auf den Unterharzer Hütten zwischen 1578 und 1581, *die weil die Holtzungen des Hartzes nicht geachtet, sondern sie sehr verwustet, deswegen sollten die Erze ettliche Meil Weges nachgefuhrett werden wie die alten Schmelzhaufen ausweisen* und die alten Schmelzwerk-Proben nachweislich belegten, mit dem Ziel, die acht Lot Silber der Erze rein auszubringen³¹.

Plenterbetrieb

Der Plenterwald ist die Naturform des Waldes mit in der Regel natürlicher Mischung von Laub- und Nadelbäumen. Er war die typische Nutzform der Bauern, die jährlich neues Holz benötigten. Plentern, das stammweise Fällen hiebreifer Bäume in einem Wald verschiedener Baumgrößen, war die Kombination von ständiger Ernte und ständiger Verjüngung. Der geregelte Plenter- und Femelschlagbetrieb oder das *Lôchweishauen*³² wurden im 16. Jahrhundert im Harz beim Holzeinschlag als Vorverjüngung der schnell wachsenden Fichte zunehmend übliche Praxis. Das jährliche Fällen erstreckten sich über größere Flächenteile der Forste, um ältere, stärkere sowie schadhafte Stämme vereinzelt, horst- oder streifenweise herauszuhauen (*auszuplentern* oder *auszufemeln* wie die Forstleute sagten) und die jüngeren Hölzer zu verscho-

²⁹ LBA Cl.-Z. Histor. Nachr., Fach 1a, Nr. 4, 24.1.1569.

³⁰ StA WF, 2Alt, Nr. 5583; Sabine BAUMGÄRTNER, Sächsisches Glas. Die Glashütten und ihre Erzeugnisse, Wiesbaden, 1977, S. 12. – Vgl. auch LBA Cl.-Z., Histor. Nachr., Fach 4a, Nr. 22, Protokoll einer Besprechung zwischen Herzog Julius und dem Oberzehntner Christoph Sander u. a. betr. Holz zum Glasbrennen und für die Brauwerke, keine Zulassung fremder Glasbläser.

³¹ LBA Cl.-Z., Histor. Nachr., Fach 3a, Nr. 16, Acta betr. über das Wildemännische und Rammelsbergische Schmelzwerk, 1578–1581, mit Vermerken des Oberzehntners Christoph Sander.

³² *lôch, lô* (mhd): Wald, Gehölz.

nen. Femelschlagbetrieb war also der Gegensatz zu der beim Kahlschlagbetrieb erfolgenden *Nachverjüngung*, denn eine vollständige Räumung der Althölzer erfolgte nie, sie bildeten mit dem Nachwuchs auf den Standräumen der gefälltten Bäume ungleichartige Bestände. Während der Femelschlag den Halbschattenbaum Fichte begünstigte, kam Plentern den Schattenbäumen Buche und Tanne zugute. Die Praxis der Plenterwirtschaft wies aber erhebliche Nachteile auf, sie bestand in der Übernutzung durch Ausschlagen kleiner verstreut liegender, gerade eben haubarer Baumbestände. Insofern wich sie vom unregelmäßigen Plenterbetrieb nur geringfügig ab, bei dem die Köhler nur das Spaltholz des Hochwaldes (Weichholz) verwandten und intensive Holzvernutzung übten, da ihnen das Holz nicht angewiesen wurde, sondern sie sich selbst nach Maßgabe ihrer wirtschaftlichen Bedürfnisse bedienten. Ursprünglich stand das Gewerbe der Köhler ebenso wie das der Schmiede vor Einführung des Direktionsprinzips in direkten Vertragsverhältnissen mit den einzelnen Hütten und hatte seinerseits Lohnarbeit organisieren können³³.

Bereits in der Bergordnung von 1271 wurde in Artikel XIX durch Herzog Albrecht von Braunschweig schriftlich und detailliert geregelt, wie viel Holz für Bergbau und Hütten geschlagen werden durfte³⁴, d.h. Holz war keineswegs stets im Überfluss vorhanden, denn es wurde in erheblichen Mengen für die Grubenbetriebe und Metallproduktion gebraucht. So hieß es in Art. XII: *Ein Bergwerk soll des Holzes soweit gebrauchen, wie seine Abzucht [sein Entwässerungsstollen] und sein Grubenfeld gehen*. Auch die Bergrechts-Statuten von 1359 sanktionierten in den Artikeln 210–211 a-c den betrieblichen Umgang mit dem Wald, denn wer in dem gemeinen Forst des Harzes Ahornbäume und Tannen ohne Erlaubnis des Försters haute oder rodete, der machte sich strafbar und hatte eine Geldbusse zu zahlen³⁵. Das Forstrecht ließ derartige Verfolgung von Waldfrevel durch die Förster ausdrücklich zu. Anders sah es dagegen in den privaten Holzmarken und Gehölzen aus, dort war freier Holzeinschlag aufgrund landesherrlicher Privilegierung erlaubt.

Nach seiner Rückkehr in sein Fürstentum, 1547, stellte der Landesherr mit einer eigenen, erweiterten Forst- und Holzordnung einen zuverlässigen Förster als Aufsichtsperson für Holz und Kohle ein mit dem Auftrag, eine geregelte Nutzung der Forste durch Anweisung und Abmessung des geschlagenen Holzes zu gewährleisten. Berghauptmann Justus Busch hatte über den Holzverbrauch und ein Verbot des eigenmächtigen Fällens großer Bäume ohne Vorwissen des Holzherrn Bericht zu erstatten³⁶. Diesen Anspruch auf gründliche Verbesserung der Forsteinrichtungen realisierte Heinrich der Jüngere 1554 mit der Bestimmung, dass die Gewerken nur den Eigenbedarf befriedigen und nicht Holz nach Belieben schlagen und verkaufen durften, sondern sich von den Förstern die zum Hieb oder zum Verkohlen reifen Stämme

³³ Vgl. die strukturellen Veränderungen im Verlauf des 16. Jahrhunderts vom Lehn- zum Lohnhauer unter dem Diktum der Pflichtschuldigkeit und damit zu klaren Abhängigkeitsverhältnissen der ehemals freien Bergleute.

³⁴ Christoph BARTELS, *Montani und Silvani im Harz* (wie Anm. 17), hier S. 119; wörtliche Übernahme in den Bergrechts-Statuten von 1359 in Art. 187.

³⁵ Bergrechts-Statuten von 1359, abgedruckt bei Wilhelm BORNHARDT, *Geschichte des Rammelsberger Bergbaues von seiner Aufnahme bis zur Neuzeit*, Berlin 1931, S. 311–347.

³⁶ LBA Cl.-Z., *Histor. Nachr.*, Fach 1a, Nr.1, 15.

anweisen lassen mussten. Das war eine Vorschrift, die auf deutlichen Holz-mangel im Oberharz als Folge des seit 1524 lebhaft in Gang gebrachten Bergbaus hinweist. So stellte Herzog Heinrich der Jüngere den Oberharzer Berg- und Hüttenwerken zwischen 1532 und 1542 fortzinsfreies Holz und Kohle im Wert von 17 703 fl 13 gr 4d zur Verfügung³⁷. Dienten zuvor die Harzforste weitgehend zur Versorgung der Goslarer Hütten mit Holzkohle, so kamen nun sechs neue Hüttenwerke im Oberharz hinzu³⁸.

Außerdem nennt Hardanus Hake in seiner Bergchronik von 1572 noch weitere Hütten, die zu seiner Zeit nicht mehr in Betrieb waren. Die Vielzahl dieser Hütten, die es zu reduzieren galt, weist hin auf das Interesse des Landesherrn am Bestand der Harzforsten und den harten Konflikt mit der Stadt Goslar, die im 15. Jahrhundert die Forstnutzungsrechte der stadtnahen Wälder an sich gebracht hatte.

Mit der Hüttenordnung Heinrich des Jüngeren vom 3. September 1552³⁹ mussten die Besitzer von Privatforsten ihr Holz und ihre Holzkohle zuerst den Berg- und Hüttenwerken zum Kauf anbieten und durften erst danach weitere Verbraucher beliefern. Unterschleife der Köhler, die im Hauptberuf gegen Bezahlung Holzkohle brannten und gelegentlich einen Teil davon unter der Hand an Schmiede verkauften, war ebenso an der Tagesordnung wie bei Fuhrleuten, deshalb waren schon im Bergwerksstatut der Stadt Goslar von 1494 geeichte Maßeinheiten eingeführt worden, und auf des Herzogs neuem Bleihof vor dem Breiten Tor der Stadt Goslar wurden nach 1570 Holz und Kohlen in Verwahrung genommen, die *sonsten unverschlossen gewesen und zum offtermal verschleift und verstolen* worden, wodurch laut Bekenntnis aller Berg- und Hüttenleute dem Landesherrn ein Verlust von 1000 fl p.a. erspart blieb⁴⁰.

Wilhelm Bornhardt⁴¹ erwähnt eine Hüttenordnung, die Herzog Heinrich der Jüngere 1555 erlassen habe, um die Unordnung zu steuern, die sich *zwischen den Hüttenherrschaften des Goslarischen Bergwercks* zugetragen habe. Im Staatsarchiv Wolfenbüttel hat sich eine Abschrift von ihr gefunden mit Datum von 24. Juli 1555⁴². Auf den Bergbau bezieht sich allerdings nur die Bestimmung, dass den Hüttenherrschaften bei Strafe verboten wurde, den Scherben Erz auf den Gruben teurer als mit 10 Kortling oder 5 mgr zu bezahlen.

³⁷ Georg Conrad von SALZ, Der Communion-Oberharz. Ein actenmäßiger Beitrag zur Harzgeschichte, I. Heft, 1858 (nicht veröffentlichtes Manuskript im LBA Cl.-Z., Bibliothek Achenbach), S. 32 f.

³⁸ Okerhütte (1527)/Wildemännerhütte (1532)/Zellerfelder Hütte (1542) Carl-Viktor Hütte (1543) Philipp-Magnus Hütte (1543)/Frau Sophien Hütte (1556).

³⁹ STA WF, 40 Slg., 275, Hüttenordnung vom 3. Sept. 1552; 2 Alt, 8051; 40 Slg., 310a, Hüttenordnung vom 24. Juli 1555.

⁴⁰ LBA Cl.-Z. Histor. Nachr., Fach 2a, Nr. 11, Bericht vom Rammelsbergischen Bergwerk 1576.

⁴¹ Wilhelm Bornhardt, Geschichte des Rammelsberger Bergbaues (wie Anm. 35), S. 149, verweist auf die Bergchronik des Hardanus Hake, in: Heinrich Denker (Hrsg.), Die Bergchronik des Hardanus Hake (1583), Pastors zu Wildemann, Wernigerode 1911, S. 62.

⁴² STA WF, Landesverwaltung bis ca. 1666, Nr. 187, S. 2 f, vgl. dazu Michal Fessner, Das Hüttenwesen am Rammelsberg bei Goslar unter landesherrlicher Verwaltung 1552–1620; in: Wolfgang Inghäuff, Johannes Bair (Hrsg.), Schwazer Silber – vergeudeter Reichtum?, Innsbruck 2003, S. 53, Anm. 7.

Forstbereitungen

Forstbereitungen⁴³ – und nicht Forstbereisungen, wie wiederholt in der neueren fachwissenschaftlichen Literatur zu lesen ist⁴⁴ – waren im 16. und 17. Jahrhundert in allen mitteleuropäischen Bergrevieren ein wirksames Instrument der Forstwirtschaft, um tendenziell die Abnutzung gleichmäßig auf die Vorräte zu verteilen und den Verbrauch mit dem natürlichen Wachstum in Übereinstimmung zu bringen. Heinrich der Jüngere bemühte sich immer wieder um eine geregelte Nutzung der Forste. Er stellte Aufsichtspersonen für Holz und Kohle ein und gab Anweisungen für die Forstwirtschaft, um den Gedanken einer planmäßigen Aufforstung der Harz-Bestände zu verfolgen. Aufgabe der Forstbeamten war es, sich verwertbare Kenntnisse über den Zustand ihrer Reviere zu verschaffen. Diese Aufgabe blieb nicht untergeordneten Kräften vorbehalten, sondern auch Beamte vom Hof in Wolfenbüttel gehörten zur Kommission, die jährlich mehrere Tage lang die Forste beritt, ihren Zustand überprüfte und ihren Holzertrag grob abschätzte. Der Befund wurde in ausführlichen Forstbereitungsprotokollen festgehalten⁴⁵.

Das älteste, bisher bekannte Forstbereitungsprotokoll datiert von 1546, Tag in Wolfenbüttel, 31. März, als zusammenfassende Übersicht von den *Einname von dem Forst zu Goflar*⁴⁶. Es ging um drei Forste, nämlich die Harzburgischen, Seesischen und Lutterschen, die in den vergangenen (drei) Jahren stark und unordentlich verhaueu seien. Deshalb sollten Forstleute dorthin geschickt werden, begleitet von ortskundigen Bewohnern, mit dem Auftrag, die Forste zu durchreiten, Berge und Täler auf ihren Zustand hin zu überprüfen und auf diese Weise einen Hei nach dem anderen zu inspizieren.

Als Ergebnis sollte eine schriftliche Ordnung vorgelegt werden mit Aussagen darüber,

- wie groß ein jeder Hau sei
- wie lange die nicht angegriffen worden seien
- in welchem Jahr die wieder zum Kohlen geeignet seien
- in welchem Umfang ungefähr Kohlholz zum Brennen vorhanden sei oder
- wie lange die Köhler darinnen Kohlen brennen könnten.

Zudem sei ein Verzeichnis anzufertigen, an welchem Ort oder welchem Hau man zuerst kohlen könne, um die übrigen schrittweise von Jahr zu Jahr anzugreifen, *damit die abgekolten Haw mitler Zeit und Jahren mugen wieder in ihre rechten Wachstum kommen und gehegt werden.*

⁴³ Ernst FITZ, Die Entwicklung der Forstwirtschaft im Oberharz vom 16. bis zum 18. Jahrhundert; in: Harz-Zs. 16, 1964, S. 55–68.

⁴⁴ So z.B. bei Michael FESSNER (wie Anm. 42), S. 63.

⁴⁵ Das gilt auch für Herzog Julius, der gesehen hatte, *das die Holtzungen in unserm Furstenthumb Wolfenbüttelschen teils die fusse sehr nach sich gezogen und dünne worden und derwegen leichlich zu vermuthen gehabet, dass, wo dieselben nicht durch sonderliche Mittel wiederumb gehegt und erspart, man dadurch kunftig einen unwiederbringlichen schaden erwarten müssen* (StA WF, 40 Slg. 785).

⁴⁶ Hess. StA Marburg, Best. 3 PA (Küch) 1538 (wie Anm. 14), pag. 4; vgl. auch Ekkehard HENSCHKE, Landesherrschaft und Bergbauwirtschaft. Zur Wirtschafts- und Verwaltungsgesch. des Oberharzer Bergbaugesbietes im 16. und 17. Jh., Berlin 1974, S. 182 ff.

Da die Bereitung der Forste nur wenige Tage dauerte und daher Einzelheiten nicht berücksichtigt werden konnten, war dieses erste Verzeichnis sehr überschlägig. Das zeigt ein Vergleich des Forstbereitungsprotokolls von 1576 mit einer zeitgleichen Abschrift der Arbeit des Oberförsters Hans Hillbrandt. Hillbrandt war bemüht, ein vollständiges Verzeichnis der für die Nutzung der Forsten wichtigen Daten zu erstellen, wie sie ein Forstbeamter nur im Laufe einer langen Dienstzeit erwerben konnte: *Was für Holz ein jeder Berg und Tal, wozu man es gebrauchet und wie viel Jahr es wieder bewachsen kann, da man es wieder wie vor nutzen mag*. Ernst Pitz vermutet, dass es Hillbrandts Einfluss zuzuschreiben sei, wenn die Forstbereitung von 1583 wesentlich ausführlicher und sorgfältiger auf die Verhältnisse einging als jene ersten Versuche⁴⁷. An dieser 10–12tägigen Bereitung nahmen Oberverwalter Christoph Sander, Oberförster Hans Hillbrandt, Gegenförster Peter Brüning und weitere bergkundige Forstbeamte teil.

Je nach Bestandsart wurden verschiedene Forste differenziert

- solche mit Eichenmastung, großem Baumholz und jungen Eichenheistern, die der Mastung und dem Nutz- und Brennholzgewinn dienten, für die Berg- und Hüttenwerke hatten sie keine Bedeutung,
- Kohlheie, die nach dem Aushauen des Kohlholzes 20–30 Jahre Wachstum brauchten, ehe das Holz wiederum zu kohlbarer Größe heranwuchs; unterschieden wurden die vollgewachsenen Heie, die abgetrieben werden konnten, und die unbewachsenen, 12 bis 13 Jahre alten, die noch ein zehnjähriges Wachstum benötigten. Die Umtriebszeiten im Kohlholzbetrieb waren also sehr gering, so dass z.B. vierzigjährige Bestände nur selten anzutreffen waren. Es wäre zu erörtern, ob diese minimale Art der Bestockung überhaupt als Wald gelten kann,
- Forstorte für Sägemühlenbetriebe, die Balken und Bretter erzeugten, die der Versorgung des Landes dienten und zur Kohलगewinnung nicht abgetrieben wurden,
- Kohlheie, die für die Zellerfeldischen und Wildemännischen Berg- und Hüttenwerke reserviert waren; in einigen wurde nicht gekohlt, weil sie Schacht- und Bauholz für die Bergwerke lieferten oder das auf der Oker zu flößendes Röstholz für die zwei Schmelzhütten zu Oker, die sechs Schmelzhütten an der Innerste oder für die Rösthütten am Rammelsberg und im Grunde vorbehalten war,
- Privatforste am Harzrand und des Harzvorlandes, die die Bergverwaltung gegen Zinszahlung an die Eigentümer für die Schmelzhütten verkohlen ließ.

Nach der Berechnung Christoph Sanders reichten die erfassten nutzbaren, vollgewachsenen Heie im Unterharz in Höhe von 270 000 Fudern aus, um die Hütten am Rammelsberg für die nächsten 15 Jahre mit den für eine 35–40-Wochen dauernde Betriebsperiode p.a. benötigten 18000 Fuder Holzkohlen zu versorgen, und aus den

⁴⁷ Ernst Pitz, Die Entwicklung der Forstwirtschaft (wie Anm. 43), S. 57.

derzeit unbewachsenen Heien konnten in den folgenden 10½ Jahren weitere 190000 Fuder gewonnen werden. Wenn 1 Fuder Holzkohle 1,1 m³ Holz benötigte, verbrauchten die Köhler ca. 16200 m³ Holz zu Erzeugung der 18000 Fuder Holzkohlen. Der Holzzuwachs betrug, so Peter-Michael Steinsieck, seinerzeit p.a. nur 1½–2 m³ je Hektar Wald⁴⁸. Da die Umtriebszeit der Kohlenheie den Zeitraum von 25 Jahren umfasste, konnte mit dem Vorrat der Bedarf gedeckt werden und die Abkohlung entsprach dem natürlichen Zuwachs.

Eine andere Situation lag dagegen bei den Hütten in Zellerfeld und Wildemann vor: hier stand einem jährlichen Bedarf von 4000 Fudern Holzkohlen (3600 m³) nach den Berechnungen des Oberverwalters und der Forstbeamten nur ein Vorrat von 18600 Fudern Holz gegenüber, so dass nach 4–5 Jahren großer Holzangel zu erwarten war. Folglich musste 1593 der Schmelzbetrieb partiell stillgelegt und die Erze zur Verhüttung nach Goslar gebracht werden, was zu einer Beschwerde auswärtiger Gewerken aus Hamburg, Braunschweig und Lüneburg führte, da sie um ihre Ausbeute fürchteten⁴⁹. Bereits in einem Bericht Herzogs Heinrich Julius an das Zellerfelder Bergamt vom 16. Juli 1589 in Sachen eingegangener Beschwerden der Gewerken über die Abfuhr oberharzer Erze zu den Hütten am Rammelsberg hieß es, hätte Herzog Julius während seiner Regierungszeit nicht so fleißig und emsig auf die Holzeinsparung ein wachsames Auge gehabt, hätten die Berg- und Hüttenwerke *woll für zehen Jharen in stillstand gerathen müssen, dessen wir uns uff die Fortsbereytinge, auch alle des Forstes und Holtzes Kundige, wollen referirt haben*⁵⁰.

Christoph Sander wies darauf hin, dass die Überschläge der einzelnen Forstkommisionen ungenau gemacht wären und die Stichhaltigkeit der Ergebnisse zu bezweifeln sei. Probehaltler ließ er die Vorausschätzung am Kellerhals überprüfen, die auf neun Jahre mit jeweils 1872 Fudern, also insgesamt 16 848 Fudern, taxiert worden war, mit der Messschnur durch einen Markscheider und Förster nachmessen. Bei 997 Morgen Fläche unterstellte er pro Morgen einen Ertrag von 9–10 Fudern, eine Menge, die er selbst als hoch bezeichnete. Das reale Gesamtergebnis war um 47 % geringer als das der Kommission. Es war die Frage, wie viele Malter Holz pro Morgen gehauen und wie viele Fuder daraus gemacht werden könnten. Die Köhler machten den Anschlag des Holzes nicht nach Morgenzahl, sondern nach Augenschein, so dass sie den Ertrag pro Einheit doppelt so hoch ansetzten als Sander. Nach dieser erheblichen Fehlschätzung der Kommission verwies Sander darauf, dass eine vernünftige Berechnung der Massen und des Ertrages nur mit einer präzisen Flächenberechnung und der Messung des Ertrages pro Flächeneinheit zu begründen sei. Zu einer Vermessung des Harzes kam es allerdings zu seiner Zeit noch nicht.

Neben dem Verbrauch der Berg- und Hüttenwerke muss der private Holzver-

⁴⁸ Peter-Michael STEINSIECK, Nachhaltigkeit auf Zeit: Waldschutz im Westharz vor 1800, Münster 1999; – DERS.: Wald und Holz als Determinanten der Bergwirtschaft im westlichen und mittleren Harz: Frühe Formen nachhaltiger Entwicklung in der welfischen Forstpolitik zwischen 1550 und 1810; in: Tagungsunterlagen zur Internationalen Fachkonferenz Bergbau- und Hüttengesch. des Harzes, Goslar, 1.–7.10.2000, S. 76–80.

⁴⁹ LBA Cl.-Z., Histor. Nachr., Fach 4a, Nr. 27, Eingabe sämtlicher Gewerken aufm Zellerfeld und Wildemann an Herzog Heinrich Julius wegen Zahlung rückständiger Ausbeute, 29. Okt. 1593.

⁵⁰ LBA Cl.-Z., Histor. Nachr., Fach 4a, Nr. 24.

brauch in Rechnung gestellt werden. Die Forstbereitung von 1583 gab den jährlichen Verbrauch der Bewohner von Zellerfeld und Wildemann mit über 12 000 Maltern (24 000 m³) an. Auf der Basis dieser Erhebungen wurde die Forstordnung vom 23. April 1585 erlassen, die das Anlegen von Holzhöfen regelte, auf denen Bau-, Nutz- und Brennholz verkauft werden sollte.

Die Forstbereitungen zur Bestandsaufnahme der Holzressourcen wurden seit 1572 mit der systematischen Suche nach alternativen Energieressourcen verbunden, um gezielt Holz einzusparen zu können, was allerdings in den Schmelzhütten nicht gelang. Eine effiziente Kosteneinsparung konnte nur zeitweilig beim Rösten der Erze in der Phase nach 1586 erreicht werden⁵¹.

Einen Schritt in eine andere Richtung wollte Herzog Julius mit der Ausarbeitung von Forstordnungen gehen, die den Gedanken einer planmäßigen Durchforstung und Aufforstung verfolgen sollten. Deren Konzeptualisierung wurde zwar 1586 angesichts großer Holzknappheit aufgenommen, sie erlangten aber weder Vollendung noch Verbindlichkeit⁵². Die Hüttenverwaltung konnte den seit den 1580er Jahren einsetzenden ökonomischen Niedergang der Schmelzhütten am Rammelsberg nicht aufhalten. Die Ursache lag nicht bei den Hütten, sondern alle Indikatoren weisen auch hier auf eine unzureichende Holzversorgung hin, auch wenn zusätzlich Niederländer als Holzhauer beschäftigt wurden⁵³. Es gab keine planende Bewirtschaftung, um Holzmangel vorzubeugen. Der neuralgische Punkt blieb der große Holzverbrauch: der Wald des Harzes als vorindustrieller Betrieb. So wurde 1598 vom Stillstand einiger Hütten infolge Kohlenmangel berichtet und von der Bitte einiger Fuhrleute, die Hedwigs-Hütte wegen beschwerlicher Fuhren dorthin stillzulegen und die Erze auf andere Hütten zu verteilen. Ein Protokoll von 1601 erwähnt die Einstellung mehrerer Hütten, nämlich die Philipp-Magnus-, die Hedwigs- und die Untreu-Hütte. Sie wurden in den Hüttenrechnungen der folgenden Jahre nicht mehr aufgeführt⁵⁴.

III. Transport und Finanzierung

Der Holzkohlenbedarf einer Hütte musste in der Sommerzeit innerhalb weniger Monate für das ganze Jahr gedeckt werden, da die Meiler nur saisonal während der war-

⁵¹ Michael FESSNER, Das Hüttenwesen im Rammelsberg (wie Anm. 42), S. 64; – LBA Cl.-Z., Histor. Nachr., Fach 2a, Nr. 13, Vermerk Herzogs Julius für den Oberzehntner Christoph Sander betr. Steinkohle in Hohenbüchen; – vgl. dazu auch Hans-Joachim KRASCHEWSKI, Steinkohle als Energieträger. Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel und der Kohlenbergbau bei Hohenbüchen am Hils in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts; in: NdsJb für Landesgesch. 76, 2004, S. 181–218.

⁵² LBA Cl.-Z., Histor. Nachr., Fach 4a, Nr. 21, Schreiben Herzogs Julius an Oberzehntner Christoph Sander betr. Holzwirtschaft, 25. Nov. 1586. – Vgl. dazu auch Fach 4a, Nr. 22, Bericht Sanders an Julius betr. Holzbereitung und Holzwirtschaft, 19. April 1587.

⁵³ LBA Cl.-Z., Histor. Nachr., Fach 4a, Nr. 22, Protokoll einer Besprechung zwischen Herzog Julius und Oberzehntner Christoph Sander, u.a. betr. die Beschäftigung von Niederländern als Holzhauer und Ziegelbrenner, 6. Jan. 1587.

⁵⁴ HStA Hannover, Cal. Br.21, 1695, Aussagen des Oberförsters Peter Breuning und des Forstschreibers Carsten Ahrens (Kammerrechnung 1596, Hertzogen Lewen).

men Jahreszeit brannten. Lagerhaltung für eine 35–40 Wochen dauernde Betriebsperiode (*Hüttenreise*) erwies sich als schwierig, denn bei starken Regenfällen drohte die Holzkohle zu zerfließen, wenn sie nicht unter einem Dach gelagert war. Das leichte Gut brauchte große Kohlen-Schuppen und vorsichtige Schüttung, damit es nicht in kleine Stücke, *Gestübbe*, zerbröselte und für den Schmelzprozess unbrauchbar liegen blieb⁵⁵. Dieses *Gestübbe* verwandten die Schmelzer jedoch als Kittgemisch aus Lehm und Kohlenstaub, mit dem sie das Innere von Öfen und Tiegeln auskleideten. Dabei unterschieden sie, je nach dem mehr oder weniger Lehm hierzu verwendet wurde, nach schwerem und leichten *Gestübbe*⁵⁶.

Ein wesentliches Problem und ein erheblicher Kostenfaktor waren nicht nur die Erzeugung, sondern auch der Transport von Kohle und Holz. Diese Kosten machten ständig 75 % aller anfallenden Kosten aus, also den Hauptteil außer den Anteilen für Waldarbeiterlöhne (Pferderücker), Futtergetreide und Preissteigerungen bei Holzknappeit. Das Risiko von Teuerungen traf weniger die landesherrlichen Hüttenbetriebe als vielmehr die Gewerke und Hüttenherren, die diese Kosten gemäß ihrem Anteil an der zu den Hütten gelieferten Holz- und Kohlenmenge zu übernehmen hatten.

Hinzu kamen der Wegezustand und die Entfernung der Forsteinschläge von den Schmelzhütten. So sollte der zum Fürstentum Grubenhagen gehörige Dietrichsberg mit seinen Erträgen nicht auf den Clausthaler Hütten verkohlt werden, weil die Kohlen nicht hinaufgebracht werden konnten, Holznutzung war hier nur durch Floßbetrieb auf Oker und Kalbe möglich. In der Harzburger Forst waren einzelne Täler so tief, dass die Kohlen auf Achse nicht herauszuschaffen waren. Diese Schwierigkeiten führten 1572 bei Herzog Julius zu der Überlegung, eigene Gespanne anzuschaffen. Christoph Sander widersprach jedoch diesen Vorstellungen. Stattdessen verlangte der Landesherr 1575 zu erheben, wie viele Ackerleute in Wiedelah gegen entsprechende Bezahlung zu Kohlefuhrern herangezogen werden könnten. Nach 1570 hatte Julius jedes Maß Kohlen auf 4 d Kohlenzins angehoben, *und werden des jhars 8000 maß verschmolzen*, wodurch der Gewinn gegenüber dem vorigen um 133 fl 6 g 2 d gesteigert wurde⁵⁷. Von allem Überschuss, Forstzins und Sägemühlen einschließlich Kohlenzins, flossen jährlich in die Kammer: 5075 fl, wovon der Kohlengewinn im Quartal bei 250 fl lag, also 1000 fl p.a. betrug. Seit der Neuordnung der Rechtsverhältnisse bei den Hütten nach Wiederbeginn der ersten Bergbautätigkeit (nach 1407) hatten die Hüttenbetreiber für die Lieferung von Holzkohlen an die Stadt Goslar einen Zins zu entrichten, wenn das erforderliche Holz aus den städtischen Forsten geliefert wurde. Diese Gewohnheit hatte der Landesherr beibehalten. Nur die Hüttenbetreiber, nicht die Bauern zahlten dem Landesherrn Holz- oder Waldzins.

Ausbauarbeit beim Stollenvortrieb war erforderlich, wenn die Gesteinsverhältnisse wenig fest waren und zum Nachfall neigten. Zweck dieser Maßnahmen war es, den Bergmann vor Steinfall zu schützen und die Grubenräume offen zu halten. Auch

⁵⁵ Hans-Jürgen GERHARD, Holz im Harz; in NdsJb, für Landesgesch. 66, 1994, S 60.

⁵⁶ Hans-Joachim KRASCHESKI, Zur Arbeitsorganisation der Schmelzhütten (wie Anm. 19), S. 246.

⁵⁷ LBA Cl.-Z., Histor. Nachr. Fach 2a, Nr. 11, Bericht vom Rammelsbergischen Bergwerk 1576 (ohne Datierung, von Herbert Dennert sachgerecht eingeordnet).

hierzu wurde reichlich Holz verwendet. Nachteilig, gegenüber den vielen Vorteilen, die Holz als Baustoff bot, war aber dessen geringe Lebensdauer. Friedrich Wilhelm von Trebra gab dem Holz eine maximale Funktionsspanne von sechs Jahren⁵⁸. Das Holz diente vom einfachen Stempel mit Abspreizung bis hin zum kompletten Türstockausbau, zur Verzimmerung der Schächte, Strecken, Stollen und zum Bau der Göpel. Die rund 100-jährige intensive Ausbeutung der landesherrlichen Forste rund um den Rammelsberg, in den angrenzenden Bezirken Harzburg und Seesen und in den im Harzvorland gelegenen Forstorten⁵⁹ führte zum merklichen Rückgang der verfügbaren Holzressourcen, speziell der zur Verkohlung besonders geeigneten Laubholzbestände⁶⁰. Die waldreichen Ortschaften lagen maximal bis zu 20 km von den Hütten entfernt.

Die Hütten bezogen bereits seit dem Ende der 1560er Jahre ca. 10–15 % der Holzkohlen aus privaten Forsten des Adels wie aus denen

- von Schwicheldts
- von Obergs und
- der von Walmodens.

Die Ausbreitung der schneller wachsenden Nadelhölzer und vor allem der Fichten verschärfte – so widersprüchlich es klingt – die angespannte Holzversorgungslage. Der Heizwert der Nadelhölzer lag unter dem der Laubhölzer. Die Verkohlung der Fichtenhölzer ergab bei gleichem Mengeneinsatz im Vergleich zur Buche nur 75 % an Holzkohle. Es musste ein Vielfaches mehr an Nadelhölzern eingesetzt werden, um den Heizwert der Laubhölzer adäquat zu erzielen⁶¹.

Dort, wo es sich topographisch anbot, konnte das Holz auf Wasserwegen gedriftet werden. Der schon 1567 entworfene Plan, die Oker durch Anlegung eines Staus für das Flößen von *Rosten- und Kollholze und zu dem Ziegell und Kalckbrennen, auch weissen und grunen victrioll Heusern* nutzbar zu machen, wurde ab 1570 mit dem *Julius-Stau* in der Nähe der Langetals-Brücke bei Romkerhalle realisiert⁶². Weitere Floßarbeit vollzog sich auf der Innerste, der Radau und auf dem Kellwasser in die Oker⁶³. In dem *Bericht vom Rammelsbergischen Bergwerk* von 1576 wird für den Zeitraum von 1570 bis 1575 der *flossen gewinst* mit 500 Gulden p. a. taxiert⁶⁴.

⁵⁸ Friedrich Wilhelm Heinrich von TREBRA, Erfahrungen vom Innern der Gebirge, Clausthal 1785, S. 195–202.

⁵⁹ Lutter am Barenberge/Hainberg (Amt Woldenberg)/Binderlage.

⁶⁰ LBA Cl.-Z., Histor. Nachr. Fach 4a, Nr. 21, Bericht Christoph Sanders an Herzog Julius über Kohlenmangel in den Unterharzer Hütten, Holzkauf um Einbeck und im Gericht Harzburg.

⁶¹ LBA Cl.-Z., Histor. Nachr. Fach 4a, Nr. 21, Bericht Christoph Sanders an Herzog Julius über Kohlenmangel in den Unterharzer Hütten, Holzkauf um Einbeck und im Gericht Harzburg.

⁶² StA WF, 2 Alt, vorl. Nr. 255 – LBA Cl.-Z. Histor. Nachr., Fach 1a, Nr. 7, Schreiben Herzog Julius an Oberberghauptmann und Zehntner betr. Floßwerk auf der Oker, 4. Juli 1572.

⁶³ LBA Cl.-Z., Histor. Nachr., Fach 1a, Nr. 6, Anweisung Herzogs Julius über Flößerei von Holz auf der Radau, 26. Juli 1571. – Flößen auf der Innerste, Bericht Christoph Sanders vom 30./31.8.1571. – LBA Cl.-Z., Histor. Nachr., Fach 2a, Nr. 10, Schreiben Peter Brünings in Harzburg an Herzog Julius, 11. Dez. 1575.

⁶⁴ LBA Cl.-Z., Histor. Nachr., Fach 2a, Nr. 11, Bericht vom Rammelsbergischen Bergwerk 1576 (wie Anm. 57).

Einige Quellen zeigen, dass die Flößer Schäden an Mühlen und Wehren verursachten und dass Herzog Julius seine Wehranlagen nur zu festgelegten Zeiten für durchziehende Flößer zu öffnen bereit war und eine öffentliche Nutzungsordnung verfügt hatte⁶⁵.

Mit Bildung der Kommunion-Verwaltung von 1635 hatte die Forstverwaltung den herrschaftlichen wie den Ratsgruben alles Holz forstzinsfrei gegen bloße Erstattung der Fuhrkosten zu liefern. Diese Kosten wurden dadurch jedoch kaum herabgedrückt, dass das Holz in den Harzgewässern nach wie vor größtenteils bis an den Harzrand geflößt wurde (*Holztrift*). Auch Floßköhler werden in den Quellen genannt. So erhielten Curt Voigt, Michel Rosenkranz und Curd Warnecke, die 49 Karren Kohlen zu den Hütten am Unterharz gefloßt hatten, keinen Arbeitslohn, da die Qualität ihrer Kohle als zu schlecht befunden wurde. Erst als der Oberforstmeister von Rachau intervenierte und darauf hinwies, dass es an der Beschaffenheit des Holzes läge, konnte die Lohnzahlung erfolgen. Grünes, d.h. zur falschen Zeit gefälltes Holz konnte ebenso zu geringer Qualität des Brennholzes führen wie schlechte Köhlerarbeit zu minderwertiger Holzkohle⁶⁶. Das Flößen nahm erst ein Ende, nachdem im 19. Jahrhundert gute Abfuhrwege hergestellt worden waren.

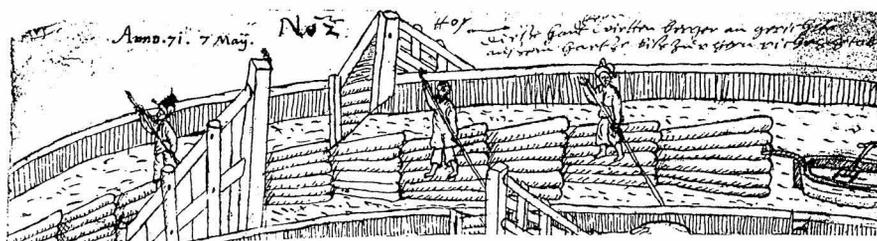


Abb. 5: Floß aus Rundhölzern

Der größte Teil der Holzkohle wurde aufwendig und beschwerlich per Achse befördert, an Feiertagen durfte kein Holz gefahren und keine Viehtrift vorgenommen werden, um die Holzordnung einzuhalten. Dazu gehörte auch die Instandhaltung der Holzabfuhrwege⁶⁷. Schlacken, Holz und Holzkohle transportierten – ebenso wie das Erz – im 16. und 17. Jahrhundert landarme Bauern, Kötner, Ackerleute und Halbspänner aus dem Umland zu den Hüttenwerken, verstanden nicht nur als lästiger Fronddienst, sondern auf Grund freier Vereinbarung als Vorteil durch regelmäßige

⁶⁵ Zu den Abbildungen 5–7 vgl. Gerd Spies, Technik der Steingewinnung und der Flußschiffahrt im Harzvorland in früher Neuzeit (Brsger Werkstücke, Reihe B 14), Braunschweig 1992, S. 16, 71, 73.

⁶⁶ LBA Cl.-Z., Fach 71, Nr. 28, Bergamtsprotokoll vom 26. Oktober 1709.

⁶⁷ LBA Cl.-Z., Histor. Nachr., Fach 2a, Nr. 13, Bericht Christoph Sanders an Herzog Julius, 6. Jan. 1578.

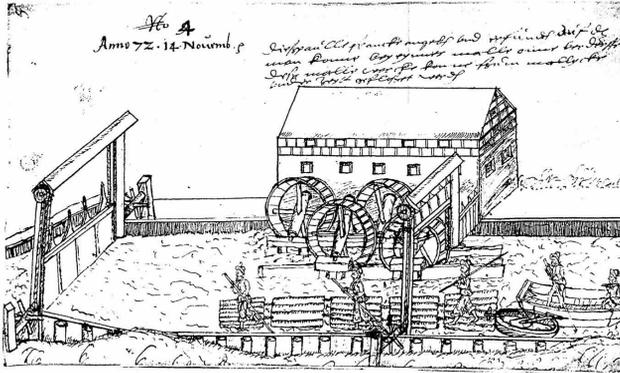


Abb. 6: Wehrschleuse

und einträgliche Einkünfte⁶⁸. Auch diese Tätigkeit schloss – wie beim Erztransport – Unregelmäßigkeiten in Form von Unterschleife nicht aus. Erst unter Herzog Heinrich Julius bildete sich ein Zwang für die Bauern heraus, die Fuhren zu leisten, der nach dem Dreißigjährigen Krieg scharfe Formen annahm. In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts machten die Bauern ein dingliches, an ihren Höfen haftendes Recht auf Ableistung von Erz- und Kohlenfuhren geltend und erreichten gegen dessen Ende z. T. sogar dessen Eintragung im Grundbuch⁶⁹.

Aschefuhren

Holz wurde nicht nur als Energieträger benötigt, sondern auch zum Brennen und Sieden von schwarzer Pott-Asche (Destillation von Holz-Asche mit Wasser) und diverser anderer Aschesorten eingesetzt, die als Hauptkomponenten beim Schmelzverfahren Oberharzer Erze wirksam waren, beim Unterharzer Schmelzprozess jedoch nur eine nachgeordnete Rolle spielten. Schwarze Pottasche wurde calciniert, um sie als weiße Pottasche marktgängig zu halten.

Alkali, das in der Asche des Holzes vorkommende kohlen saure Natrium, das aus dem Holz, ehe es völlig verbrannte, durch Destillieren gewonnen wurde⁷⁰ und bei der Messing-Herstellung als Beize diente, war solch ein Einsatz-Stoff: das Messing wurde durch die Beize gold-gelb.

Pottasche, als Kaliumkarbonat (K_2CO_3), entstand bei der Verbrennung der Verbindungen von Kalium mit organischen Säuren, die im Holz vorhanden waren. Dieser Verbrennungsrückstand wurde als Säure tilgendes Mittel genutzt und fand ausgedehnte Verwendung bei der Glasfabrikation und als Treibasche im Hüttenprozess. Bei dieser Treibasche ging es immer nur um deren ausgesuchte Qualität, *so die Asche nicht gut ist, kann sich kein Treiber bewarn* und der Aschen-Brenner konnte durch einen anderen ersetzt werden, vor allem wenn er in relativer Nähe zur Treibhütte mit

⁶⁸ LBA Cl.-Z., Histor. Nachr. Fach 2a, Nr. 13, Verzeichnis der Ackerleute und Halbspänner, so zum Bergwerk dienen, 13. Jan. 1578. – Histor. Nachr. Fach 3a, Nr. 18, Schreiben Herzogs Julius an den Amtmann zu Harzburg betr. Abschaffung der Hüttenperde auf der Messinghütte an den erforderlichen Holz- und Kohlenfuhren durch Ackerleute gegen Frachtlohn, 7. Febr. 1583.

⁶⁹ Franz ROSENHAINER, Die Geschichte des Unterharzer Hüttenwesens (wie Anm. 2), S.119.

⁷⁰ Christoph Andreas SCHLÜTER, Gründlicher Unterricht von Hütte-Verken (wie Anm. 1), S. 602.

seiner Arbeit zu erreichen war⁷¹. Bückel-Asche, reichlich zum Waschen und Bleichen gebraucht, wurde unter Zusatz von Brenn-Asche aufgekauft und zu Treib-Asche präpariert⁷². Die jährlich zugekaufte Menge betrug 300 Wispel⁷³ zum Preis von 3½ mgr. Sollte nun gute Treibasche gemacht werden, so musste es Brenn-asche sein, die von hartem Holz gebrannt war. Reine, schwere Asche von Buchenholz eignete sich zum Hüttenwerk am besten, nicht dagegen die von Nadelhölzern, weil sie zu leicht war und beim Treiben nicht vorhielt. Gruß-Asche fiel dort an, wo es keinen Holzbestand gab, die Menschen aber Stroh und Stoppelfelder verbrannten, doch sie galt gleichfalls als zu leicht und eignete sich lediglich zum Düngen der Wiesen.

Während eine Glashütte im Verlauf eine Saison ca. 1.400–1.600 m³ Holz verbrauchte, was einem Waldbestand von 4–7 ha entsprach⁷⁴, benötigte eine Oberharzer-Hütte ca. 3.600 m³ und eine Vitriol-Hütte bei Goslar den Spitzenwert von 5.100–5.300 m³ Holz, um produktiv zu arbeiten. Damit wird deutlich, in welchen Dimensionen der Holzverbrauch zu fixieren ist. Das Brennen und der Transport einer Maß Kohlen bis zur Hütte kostete 1583 in der Regel 2 Thl 7gr. Die Maß wurde aber zu 3 Thl 4 gr an die Hüttengewerke verkauft, der Differenzbetrag ging als Zins an den Landesherrn⁷⁵.

Finanzierung

Besonders im Winterhalbjahr häuften sich die Klagen über Kohlenmangel. Schnee und Eis erlaubten oft kein Ausbringen des Holzes aus den Forsten und machten zudem die Straßen und Wege für die Fuhrleute unpassierbar. Das konnte zu Stillstandszeiten in denjenigen Hütten führen, deren Kohlevorrat in den Wintermonaten zu Ende war – sei es aufgrund von schlechter Wirtschaftsführung oder unzulänglicher Planung des absehbaren Kohleverbrauchs. Es sei denn, es kam zu Umverteilungen zwischen einzelnen Hütten, um einen Ausgleich zu schaffen. Die Hüttenleute waren dann auf geringe Mengen an Holznachschub durch Schlittenbetrieb angewiesen.

Über einen Engpass an Holzhauern, die Bäume fällten, und Arbeitskräften, die Stämme aus dem Wald ausbrachten, zerkleinerten, den Köhlern zuführten und schließlich die Kohle zu den Hütten transportierten, berichten die Quellen nur dann, wenn es aufgrund von Krisen- oder Kriegsereignissen zu einem Mangel an Spannpferden mit dazugehörigen Knechten und Karren kam⁷⁶. Es war, wie bereits gesagt, üblich, den Frondienst der Bauern durch das Frongeld zu ersetzen, was den Hand-

⁷¹ Hess. StA Marburg, Best. 3 PA (Küch) (wie Anm. 14) 1538, 4. März 1546, Treibasche: *Ist bisher misslich darmit gehandelt worden, will von noten sein, in itzlicher Hütten die Aschen zu vorschaffen, der Hüttenschreiber von wegen der Hüttenherrn, so der zustendig ist, und darneben ein Rechte tun oder Maß, daran man die gemessen nimpt, und auch widder an demselbigen Maß, den Gewercken, so sie bedurffen zu messen, denn ich befindt, dass man alles ungemessen bezalt hat* (p. 142r). Es war Aufgabe des Schichtmeisters, die Interessen der Gewerke zu vertreten.

⁷² Christoph Andreas SCHLÜTER, Gründlicher Unterricht von Hütte-Werken (wie Anm. 1), S. 603.

⁷³ 1 Wispel = 48 Himten = 1.056 kg.

⁷⁴ Eva ČERNA, Die hochmittelalterliche Glaserzeugung im östlichen Teil des Erzgebirges, in: A. JOKKEN-HÖVEL (Hrsg.), Bergbau, Verhüttung und Waldnutzung (wie Anm. 17), S. 173–180, hier S. 180.

⁷⁵ Georg Conrad von SALZ, Der Communion-Oberharz, (wie Anm. 37), S. 52f.

⁷⁶ LBA Cl.-Z., Fach NA 1100, Goslarsche Zehntrechnungen des Zehntners Werner Berkelmann (1639–1647).

lungsspielraum der Förster und Amtleute beim Aufbieten von Fronarbeitsdiensten für Forstarbeiten und Kohlefuhrn einschränkte. Auch die Köhlerei war durch den Aufschwung der Produktion in den Schmelzhütten überfordert, zumal in den langen Wintermonaten als Folge von Schnee und Schneeschmelze die Arbeit der Meiler ruhte.

Ein weiteres Problem für das Bergamt war die Vorfinanzierung der großen Kohlenmengen. Es war Usus, für Köhler und Holzhauer landesherrschafliche Geldmittel als Löhne im Voraus anzufordern und zu bezahlen. Der Landesherr war der Ansicht, dass diese Kosten aus den steuerlichen Einnahmen bzw. auch teils aus den Gewinnen der Hüttenproduktion zu decken seien. Doch dieses an sich richtige Finanzierungsprinzip funktionierte nur mangelhaft. Die Quellen erlauben keine schlüssige Folgerung, ob ein Zusammenhang bestand mit den Produktionsausfällen infolge Kohlenmangel oder mit den Beschaffungsproblemen der Kohle selbst. Die Holzkohlenversorgung konnte nur durch Vorfinanzierung im Verlagssystem erfolgen, nämlich als Teilsumme der investiven Aufwendungen des Landesherrn für die Bergbauwirtschaft insgesamt (Forsten, Stollen, Teiche), bereitgestellt aus den Zehntkammern der Bergämter bzw. ausgewiesen durch die „Kastenrechnung“. Wenn die Verlagssumme der städtischen Zehnt-Kasse Goslars aufgrund geleisteter Lohnzahlungen für Erz-, Asche- und Kohlefuhrn zu den herrschaftlichen Hütten erschöpft war, sah das Bergamt keine andere Möglichkeit, als über die Zehnt-Kasse eine Summe Geldes zu 6 oder 8 % Zinsen auf dem Geldmarkt (Nürnberg) aufzunehmen. Ohne das fehlende Verlags-Geld, *da ferner man anders der gnädigen herrschaft schaden verhüten wollte*, konnte nicht gearbeitet werden⁷⁷. Der Rat der Stadt Goslar geriet wiederholt mit seinen Kohlen-Fuhrn in Rückstand und war auf auswärtige Kredite angewiesen, um seinen Verpflichtungen gerecht zu werden⁷⁸.

Wilhelm Bornhardt führt zum Holzverbrauch am Rammelsberg aus⁷⁹, dass im gesamten Berg- und Hüttenhaushalt der Brandholzverbrauch mit 7000–7500 Malter p.a.⁸⁰ keine sonderliche Rolle gespielt habe.

Die Hütten verbrauchten unvergleichlich mehr Holz. Sie benötigten 24 000 Malter Röst- und Brennholz und dazu 24 000 Karren Kohlen, zu deren Erzeugung über 100000 Malter Holz verwandt werden mussten⁸¹.

Zum Grubenausbau beanspruchte der Rammelsberg aufgrund seines sehr harten, fein geschichteten Gesteins mit hohem Gehalt an körnigem Quarz verhältnismäßig wenig Holz, erheblich weniger jedenfalls als der Oberharz. Christian Böse gab den Jahresbedarf mit 16 Schock Klein-Schachtholz, 220 Schock Pfählen, 32 Fuder Diele, 300 Malter zum Kalk- und Ziegelbrennen und 230 Lachtern zu Fahrten an. Diese Summen wurden unter der Kategorie *Malterholz* subsumiert und deren kontrollierte Lieferung der Aufsicht eines Försters unterstellt, der alle Wochen sol-

⁷⁷ LBA Cl.-Z., Fach 70, Nr. 7, Bergamtsprotokoll vom 11. Dezember 1683.

⁷⁸ *Weil die Kollenschuppen auf den Hütten noch nicht voll, noch ein mehres wird aufgenommen werden müssen* (ebd, Fach 70, Nr. 7).

⁷⁹ W. BORNHARDT, Geschichte des Rammelsberger Bergbaues (wie Anm. 35), S. 189.

⁸⁰ 1 Malter = 2 m², vgl. dazu auch E. HENSCHKE, Landesherrschaft und Bergbauwirtschaft (wie Anm. 46), S. 185, Anm. 180.

⁸¹ Christian BOSE, Generale Haushalts-Principia von Berg-Hütten-Saltz- und Forstwesen, in specie vom Haartz, Kopenhagen, Leipzig 1753, S. 72.

ches Holz abmaß und schriftlich in einem Register festhielt, *auf welche Zeche es kommen ist*. Auf diese Weise konnten die einzelnen Gruben in ihrem Verbrauch miteinander verglichen und der Waldzins korrekt entrichtet werden⁸².

IV. 17. Jahrhundert

Im 17. Jahrhundert mussten sich die mitteleuropäischen Berg- und Hüttenreviere auf eine allgemeine Holzknappheit und hohe Holzpreise einstellen, seit 1617 hatten deshalb diese Reviere begonnen, das arbeitsintensive, aber ökonomisch-effektive Feuer setzen durch die damals neue Bohr- und Schießerarbeit, d.h. durch das Bohrlochsprengen mit Schwarzpulver zu ersetzen, soweit sich das abzubauenende Gestein bzw. Erz mit wirtschaftlich vertretbarem Aufwand bohren ließ. Da das im Rammelsberg selten der Fall war, blieb das Feuer setzen auch nach 1671, als die erste Bohr- und Schießerarbeit erfolgte, weiterhin die zentrale Gewinnungsmethode bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, denn erst nach 1818 wurde zunehmend das bergmännische Schießen angewandt. Der Transport des Feuerholzes aus weit entfernten Forsten wie dem Hils, dem Solling oder aus dem Wernigeröder und dem Halberstädter Forst war teuer und aufwendig. Insofern blieb es nach wie vor beim Bezug von Holz aus dem Goslarer und Oberharzer Forstrevieren.

Die Kommunion-Bergämter dirigierten die Forstverwaltung nach den Bedürfnissen des Bergbaus und der Hütten. 1617 suchte eine Kommission nach Möglichkeiten, den Holzverbrauch der Oberharzer Berg- und Hüttenwerke zu reduzieren. Ihr Vorschlag war, ein Forstprotokoll abzufassen und einen Jahresplan aufzustellen, um die Betriebe gezielt mit Holz und Kohle versorgen zu können. Zudem lautete ihre Empfehlung, die aufbereiteten Silbererze der Lautenthaler Zechen in den Rammelsberger Hütten schmelzen zu lassen⁸³. Mit der 1648 erlassenen Kommunion-Forstordnung waren *vornehmlich und sonderlich* durch den Forstbetrieb die Kammerintraden und -interessen zu beachten, denn der Wald sollte hohe Rendite abwerfen⁸⁴. Die Gruben und Hütten mussten sich zwar nach der Leistungsfähigkeit der Forstreviere richten, aber die Forstbetriebe hatten den Waldbestand bis zur Grenze seiner Leistungsfähigkeit auszunutzen. Bestandsaufnahme der Waldflächen und Vermessung der Holz mengen wurden erstmals kombiniert mit der Berechnung der jährlichen Nutzungsflächen, indem die Fläche des Waldes und die Umtriebszeit des Hoch-, Mittel- und Niederwaldes *in proportion* gesetzt wurden. Das war eine erste Beachtung forstwirtschaftlicher Prinzipien. Dennoch trat mit diesem entschiedenen Zugriff auf die Forste der Nutzwert vor jegliche Nachhaltigkeit. Die klare Folge war, die Wälder wurden übernutzt.

⁸² Hess. StA Marburg, Best. 3 PA (Küch) 1538 (wie Anm. 14), 4. März 1546, p. 142r.

⁸³ LBA Cl.-Z., Nachrichten über die Unterharzer Berg- und Hüttenwerke, Fach 120, Nr. 10.

⁸⁴ NSTA WF, 4 Alt Fb, 8, III Nr. 4.

Angesichts des nach dem Direktionsprinzip geführten Bergbaus und der Verhütung des Kommunion-Harzes⁸⁵ spielte individuelle Waldnutzungen bereits 1675 keine Rolle mehr. Das Forstamt legte eine Reihenfolge fest, nach der die Forstschläge kahl geschlagen wurden, so dass immer genügend nachwachsende Schläge vorhanden sein sollten. Das Nachwachsen der Kahlschläge erfolgte auf natürlichem Wege, nachdem sich ab 1649 im Kommunion-Oberharz angestellte Versuche mit künstlicher Aussaat und Nachpflanzungen von Fichten als unwirtschaftlich erwiesen hatten. Die nachwachsenden jungen Bäume wurden lediglich durch Weideverbot geschützt. Erst von der Mitte des 18. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts – also relativ spät im Vergleich zum europäischen Kontext – setzten sich die künstliche Aussaat und die Anpflanzung von Fichten in den Harzer Forsten durch⁸⁶. Junge Buchen sind frostgefährdet und eignen sich deshalb nicht für die Aufforstung von Kahlschlägen. Die Flächen der Schläge versuchten die Förster möglichst schlank zu gestalten, so dass der natürliche Fichtensamenflug von reifen Bäumen der angrenzenden Schläge die gesamte Fläche gut bestreichen konnte. Probleme traten dabei jedoch dadurch auf, dass Fichten nur alle 5–6 Jahre Frucht trugen und sich in der Zwischenzeit hoher Unkrautbewuchs auf den Kahlschlägen breit machte, der das Wachstum der jungen Bäume behinderte.

Besondere Schwierigkeiten entstanden durch die Ungezieferplage. Der Fichtenborkenkäfer vermehrte sich in Fichtenmonokulturen in manchen Jahren stark. Vom Dreißigjährigen Krieg bis Ende des 18. Jahrhunderts fraßen diese achtzähligen Käfer große Gebiete des Harzes häufig völlig kahl⁸⁷. Geeignete Maßnahmen zur Eindämmung dieser Plage wurden, abgesehen vom unmittelbaren Verbrauch des befallenen Holzes und vom Verbrennen der Rinde, erst Anfang des 19. Jahrhunderts angewendet.

Zu den Borkenkäferplagen kamen große Windbrüche hinzu (1660, 1703 und 1714/15), die den Borkenkäfern gute Lebensbedingungen boten. Die Forstverwaltung versuchte so viel Holz wie möglich zu Holzkohle verarbeiten zu lassen, um die Verluste gering zu halten. Der Holzkohlenvorrat entsprach mit seinen Spitzenwerten Anfang des 18. Jahrhunderts zeitweise dem acht- bis neunfachen Jahresbedarf. Die auf solche Zeiten des Überflusses folgende Energieknappheit ließ sich dadurch jedoch nicht wirkungsvoll kompensieren.

⁸⁵ Hans-Joachim KRASCHEWSKI, Das Direktionsprinzip im Harzrevier des 17. Jahrhunderts und seine wirtschaftspolitische Bedeutung; in: Ekkehard WESTERMANN (Hrsg.), Vom Bergbau- zum Industrie-
revier (VSWG Beiheft 115), Stuttgart 1995, S. 125–150.

⁸⁶ In Nürnberg geschah das bereits 1368 durch Peter Stromer im Lichtenhofer Wald, gelegen im Reichswald St. Lorenz, vgl. Harry KÜHNEL, Forstkultur im Mittelalter. Die Anfänge der Laubholz- und Nadelwald-Saat; in: Uta LINDGREN (Hrsg.), Europäische Technik im Mittelalter. Tradition und Innovation, Berlin 1996, S. 121 f. – Gerd WEISGERBER, Mittelalterliches Montanwesen und seine Wirkung auf Landschaft und Umwelt; in: A. JOCKENHÖVEL (Hrsg.), Bergbau, Verhüttung und Waldnutzung (wie Anm. 17), S. 138. – In Saalfeld gab es Bemühungen um künstliche Walderneuerung seit 1569, vgl. Wieland HELD, Blei und Holz für den Saalfelder Bergbau in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Versorgungsprobleme eines kleinen Reviers; in: E. WESTERMANN (Hrsg.), Bergbaureviere als Verbrauchszentren (wie Anm. 3), S. 97.

⁸⁷ So 1649, 1665, 1677, 1681–1691, 1692, 1701–1708.

Das aus den Harzer Forsten gelieferte Fichtenholz war *bewaldrauft*, d.h. geschnittenes, mit Äxten behauenes kurzes Holz oder beschlagene Baumstämme, die so genannten Rundlinge (für die Gruben und zum Feuersetzen)⁸⁸. Cancrinus spricht von einem *schlagweisen* Forstbetrieb im Harz. *Brantholzschläge* wurden nach seiner Auskunft alle 20 bis 30 Jahre abgetrieben⁸⁹.

Um 1700 bestanden die Oberharzer Forste zu zwei Dritteln aus Fichtenwäldern, das restliche Drittel waren vor allem Buchen- und Mischwälder (Fichte und Buche). Buchenholz wurde weiterhin zum Brennen von Holzkohle und nachgeordnet als Bauholz z.B. für die Wasserhaltungsanlagen der Gruben genutzt. Die Förster ließen deshalb die Buchen aus den gemischten Wäldern schlagen und erzeugten dadurch eine Fichtenmonokultur.

Im Verlauf des 18. Jahrhunderts verringerte sich im Oberharz der Buchenbestand noch weiter. Die gezielte Bewirtschaftung von Buchenbeständen war im behandelten Zeitraum auch im Unterharz bereits eine Ausnahme, Buchenholzwälder, die im Kahlschlag gerodet wurden, gab es nicht mehr⁹⁰.



Abb. 7: Rundhölzer sägen

V. Fazit

Die Forst- und Bergbeamten des Harzes hatten ein klares Bewusstsein von der problematischen Holz- und Kohlenlage in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Allerdings hatten sie, wie die Protokolle der Forstbereitungen belegen, nur ungenaue Kenntnis, über welches Volumen an Holzvorräten sie verfügen konnten. Denn die Methode der Erfassung der Holzressourcen und der Berechnung des Holznachwuchses beruhte überwiegend auf Schätzungen: der tatsächliche Ertrag der Kohlen wurde in den Forstbereitungsprotokollen nicht angegeben, nachträgliche Vergleiche mit den Vorausschätzungen waren also nicht möglich, und auf ungenauer Kenntnis: über den altersmäßigen Aufbau der Bestände und die in jeder Altersgruppe anfallende Holz-

⁸⁸ Peter EICHORN, Feuersetzen und Tretungen. Die Gewinnungsverfahren im Erzbergwerk Rammelsberg um 1700; in: *Der Anschnitt* 53, 2001, S.114–127.

⁸⁹ Franz L. CANCRINUS, Beschreibung der vorzüglichsten Bergwerke in Hessen, in dem Waldeckschen, an dem Harze etc., Frankfurt/M. 1767, Reprint Kassel 1971.

⁹⁰ StA WF, 4 Alt Fb. 16, Nr. 171 (Beschreibung der Harzburgischen Forst).

menge gab es keine tragfähigen, verlässlichen Vorstellungen. Die Zahl der Stämme war nicht bekannt, insofern fehlte ein genauer Einblick in die jährliche Ertragskraft der Forste.

Dennoch galten diese Verfahren als pragmatisch-nützliche, weil verwendbare Lösungen, da sie Anhaltspunkte boten, die vor allem mit einschlägigen Erfahrungen korrespondierten und brauchbare Werte lieferten. Eine Zielvorstellung wurde dabei stets konkret im Auge behalten: Es galt, den umfangreichen Verbrauch bei intensiver Nutzung der Holzbestände so zu steuern und mit dem natürlichen Wachstum in Balance zu halten, dass die Nachwuchskapazitäten nicht überstiegen wurden. Krisenhaften Zuspitzungen, wenn durch natürliche Abgänge wie Waldbrand, Schnee- und Windbruch, Borkenkäferplage und große Wurmtröcknis Holz-Bestände verwüstet wurden oder infolge Feuer in den Bergstädten der Holzbedarf überproportional anstieg, konnte nicht begegnet werden. Für die Verwendung von Holz lag generell eine unelastische Nachfragesituation vor, da für diesen Rohstoff nur geringe Möglichkeiten der Substitution bestanden. Betroffene Wälder konnten daher nur selten der Nutzung entzogen werden⁹¹.

Diese Situation änderte sich auch nach dem Dreißigjährigen Krieg nicht substantiell:

Mit der 1648 erlassenen Kommunion-Forstordnung waren *vornehmlich und sonderlich* durch den Forstbetrieb die Kammerintraden, nämlich die finanziellen Interessen der Landesherren zu beachten, denn der Wald sollte – wie die Berg- und Hüttenwerke – hohen Gewinn für die Kammerkassen abwerfen, die durch ihre Finanzverwaltung die Einkünfte aus dem Wald als festen Betrag in die Kammerrechnung einstellten. Die Gruben und Hütten mussten sich zwar nach der Leistungsfähigkeit der Forstreviere richten, aber die Forstbetriebe hatten den Waldbestand bis zur Grenze seiner Kapazitäten auszunutzen. Dazu gehörten als innovative und geeignete Maßnahmen (wie in allen mitteleuropäischen Bergrevieren)

- die systematische Bestandsaufnahme der Waldflächen,
- die Taxation der Holzmengen und
- die Berechnung der jährlichen Nutzungsflächen, indem die Fläche des Waldes durch die Umtriebszeit des Hoch-, Mittel- und Niederwaldes geteilt wurde.

⁹¹ Hans-Jürgen GERHARD, Holz im Harz (wie Anm. 55), S. 47–77. – Hans-Joachim KRASCHEWSKI, Steinkohle als Energieträger (wie Anm. 51), S. 182.

Dieser Ansatz war kein forstpflegerischer Zugriff auf den Wald, denn der Nutzwert der Forste trat vor jegliche Nachhaltigkeit. Die einzelnen Stämme wurden durch die Pferderücker dem Wald entnommen, ohne beim Fällen und Heraustransportieren Rücksicht auf junge Bäume zu nehmen und diese in großem Umfang zu beschädigen. Der Rückerlohn betrug Anfang des 18. Jahrhunderts im Oberharz pro Stamm Schachtholz 3 gr, das war ein guter Lohn für eine harte Arbeit, die hatte aber nichts mit naturnahem oder nachhaltigem Waldbau zu tun. Das Pferd blieb hingegen – bis in die Gegenwart – im Wald ein grundlegendes Arbeitsmittel⁹².

⁹² LBA Cl.-Z., Fach 71, Nr. 28, Bergamtsprotokoll vom 9. Februar 1709. – So auch im Bergamtsprotokoll vom 11. Mai 1709: *Haben hiesige Schachtholz Fuhrleute Henni Iden und Gofried Brandes die 21 gr rückerlohn, welche aus dem Zellerfeldischen Berg Ambie wegen des von denen Zellerfeldischen Fuhrleuten aus dem Wiesenberge weg geholeiten Rammelsbergischen Schachtholzes, hiesigem Berg Ambie eingesandt, durch den Berg Voigt Zacharias Peters abfordern lassen, welchem auch solche 21 mgr zugestellet worden.*

Das Beckenschlägerhandwerk in Braunschweig und Magdeburg

von

Elke Bujok

Die Beckenschläger verarbeiteten Messingbleche zu verzierten Schalen, Becken, Schüsseln und Kesseln mit ausladendem Rand (Abb. 1). Diese dienten im Haushalt dem täglichen Gebrauch als Wasser- oder Feuerbehältnisse, als Zierrat, und im Gewerbe als Aderlass- und Barbierbecken. Viele Schalen wurden im 17. Jahrhundert an Kirchen verschenkt und dienten dort als Taufbecken. Noch für das Jahr 1809 ist eine solche Schenkung in Stöckheim und Leiferde überliefert, wie der Pfarrer S. Mirus überliefert¹. Gleichzeitig berichtet er, dass wohlhabende Braunschweiger Bürger bis um 1775 zahlreiche Beckenschlägerschalen in ihren Haushalten aufbewahrten, besonders die Brauer- und Knochenhauerfamilien. Die Schalen hätten nicht als Tischgeräte gedient, sondern seien in den Wohnräumen auf Borden unterhalb der Decke aufgestellt gewesen². Eine Beckenschlägerschale, die sich heute im Herzog Anton Ulrich Museum befindet³, gelangte ebenfalls aus Privatbesitz 1651 in die Kirche nach Fallstedt. Vermutlich stiftete die Ehefrau eines Heinrich Bokelman, Margaretha Beust, das Becken. Dies ist der Inschrift im Beckenspiegel zu entnehmen, in der die Abkürzung *E. H.* mit „Eheliche Hausfrau“ aufzulösen sein dürfte: *Margaretha Bevst B. Heinrich Bokelman. E. H. hat dieses der Kirchen verehret zv Falstiet 1651*⁴. Die Inschriften, die sich auf die kirchliche Verwendung der Becken beziehen, entstanden erst aus Anlass der Stiftung. Sie sind somit später zu datieren als die Herstellung der Becken selbst. Die Gegend um Braunschweig weist gegenüber anderen Regionen eine besonders hohe Dichte an Beckenschlägerschalen in Kirchen aus, in Anhalt sind ungefähr zwanzig erhalten⁵.

Die Beckenschläger verarbeiteten helles, goldglänzendes Messing. Selten verwendeten sie auch rötliches Kupfer. Sie formten das Material nicht in erhitztem Zustand, sondern durch Hämmern und Treiben, mit Punzen, Setzern und Stempeln. Durch die kalte Art, das Material zu bearbeiten, unterschieden sich die Beckenschläger von den Messinggießern, die als Apen-, Gropen- und Rotgeter bekannt waren. Diese stellten

¹ S. MIRUS, Auch etwas über uralte metallene Bekken. In: Brsg. Magazin 1816(49), Sp. 767–774.

² Ebd. Sp. 771f.

³ Zugangslisten-Nummer ZL I 4232.

⁴ S.a. Franz FUHSE, Schmiede und verwandte Gewerke in der Stadt Braunschweig. Ein Beitr. zur Gesch. des Handwerks und zur Familienkunde (= Werkstücke aus Museum, Archiv und Bibliothek der Stadt Brsg Bd. V). Brsg 1930, S. 109, Anm. 146.

⁵ Mechthild WISWE, Anmerkungen zur Frage nach den Herstellungsorten von Messingbecken. In: Stadt im Wandel. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150–1650. Hrsg. v. Cord MECKSEPER. 4 Bde. Ausstellungskatalog, Braunschweigisches Landesmuseum (Vieweghaus), Herzog Anton Ulrich-Museum (Burg Dankwarderode) und Dom (= Landesausstellung Nds) 1985. Stuttgart 1985, Bd. 3, S. 323–326, hier S. 324. Julie HARKSEN, Die geschlagenen Messingtaufbecken in anhaltinischen Kirchen und Museen. In: Bernburger Kalender 13, 1938, S. 112–116, hier S. 113.



Abb. 1: Beckenschlägerschale, Deutschland, 2. Hälfte 16. Jahrhundert, Messing, Dm. 40 cm, H. 5 cm. Herzog Anton Ulrich-Museum, Braunschweig, Inv.-Nr. MA 354. Foto: Herzog Anton Ulrich Museum, Braunschweig, B.P. Keiser.

im Gussverfahren Schüsseln, Pfannen, Gefäße, Leuchter und Kannen her. Von den Klempnern grenzten sich die Beckenschläger durch das Material ab, denn jene bearbeiteten Zinn. Auch war es den Beckenschlägern nicht erlaubt, Produkte mit einer Lötnaht herzustellen. Die Kupferschmiede unterschieden sich von den Beckenschlägern dadurch, dass sie ihr Material erhitzen, um es zu bearbeiten. Sie konnten somit größere Geräte wie Braupfannen und Färberkessel herstellen. Nach diesen Bestimmungen waren die Beckenschläger für messingene Produkte zuständig, die kalt aus einem Stück getrieben wurden⁶.

Die Beckenschläger gaben ihren Produkten zunächst durch Hämmern und Treiben auf dem Amboss ihre Form. Das eigentliche Merkmal der Beckenschläger sind die künstlerischen Ornamente und Figuren, die sie mit Hilfe von Treibhämmern und Negativformen von der Rückseite her in den Beckenspiegel einschlugen. Bei den älteren Schalen, das heißt bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, bildeten die Handwerker diese Motive nur mit Hilfe von Treibhämmern. Bei den jüngeren ab ungefähr 1550 formten sie diese durch schärfere Kanten und Gravierungen nach. Im Lauf der Zeit dominierten die Nacharbeiten gegenüber den Treifarbeiten. Für die Verzierungen, Ornamente und Schriften am Spiegelrand und auf der Fahne verwendeten die Beckenschläger Punzen und Stempel, die sie von der Schauseite her einschlugen. Die Formen fanden über lange Zeit Verwendung und wurden ohne wesentliche Veränderungen immer wieder erneuert, so dass eine einzige Form auf zahlreichen Becken auftreten kann. Auch die Motive im Beckenspiegel beschränkten sich auf eine begrenzte Zahl und kehrten immer wieder. Hauptsächlich sind zu finden der Sündenfall, die Verkündigung an Maria, die Kundschafter Josua und Kaleb mit der Traube (Abb. 1), ein springender Hirsch und das Fischblasenmotiv (Abb. 2). Sie gehen vermutlich auf graphische Vorlagen zurück, die in der Regel jedoch nicht belegt sind⁷. Die Gleichartigkeit der Motive macht eine Bestimmung des Herkunftsortes der Beckenschlägerwaren nahezu unmöglich. Die älteren Schalen bestehen aus recht dicken Messingplatten, während das Material der jüngeren dünner ist. Der Rand dieser Schalen wurde deswegen um einen Ring aus Eisen- oder Messingdraht gebogen⁸.

Messing ist eine Legierung aus siebzig Prozent Kupfer und dreißig Prozent Zink. Messing ist härter als Kupfer und geschmeidiger als Bronze. Mit dieser Beschaffenheit ist es einerseits flexibel genug für die kalte Herstellungstechnik der Beckenschläger. Andererseits ist es robust genug als Material für deren Produkte, die zum täglichen Gebrauch bestimmt waren. Kupfer wurde um Goslar vermutlich seit dem 11. Jahrhundert und bis um 1300 abgebaut. Danach wurde es aus Schweden und Un-

⁶ Gerda BERGHOLZ, Die Beckenwerkergilde zu Braunschweig. Unter Mitwirkung von Werner SPIEB (= Werkstücke aus Museum, Archiv und Bibl. der Stadt Brsg Bd. 17), Brsg 1954, S. 32f.

⁷ WISWE (wie Anm. 5) S. 323.

⁸ FUHSE (wie Anm. 4) S. 66f. Zur Herstellung von Beckenschlägerschalen s.a. Bergholz (wie Anm. 6) S. 29–35. H[ermann] P. LOCKNER, Das Handwerk der Beckenschläger. Zu den in Negative geschlagenen Messingschüsseln des 15. und 16. Jhdts. In: Kunst und Antiquitäten 1977(1), S. 24–30. DERS., Oft kopiert und nie erreicht. Nachahmungen, Abformungen, Fälschungen von Beckenschlägerschüsseln der Zeit zwischen 1450 und 1600. In: Kunst und Antiquitäten 1977(4), S. 37–41. DERS., Messing. Ein Handbuch über Messinggerät des 15.–17. Jahrhunderts. München 1982 (darin auch Unterscheidung nach Typen und Motiven, Chronologie der Schalen). Martin EBERLE, Schönheit der „unedlen“ Metalle, Folge 2: Beckenschlägerschüsseln. In: Weltkunst 2003 (73), S. 33.

garn über Lübeck importiert oder stammte aus Mansfeld und Eisleben⁹. Zink wurde bis ins späte Mittelalter hinein ausschließlich aus dem Zinkkarbonat Galmei gewonnen, das an der Maas vorkam. Der Galmei wurde in gemahlener Form und mit Holzkohle vermischt zusammen mit dem Kupfererz in zwei Schmelzgängen zu Messing verarbeitet.

Erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts konnte aus den Rammelsberger Erzen Ofengalmei gewonnen werden, der beim Schmelzen an den Wänden des Ofens zurückblieb¹⁰. Dieser Ofengalmei machte die Harzer Messingproduktion unabhängig von importiertem Galmei. Reines Zink fand bei der Messingherstellung erstmals 1781 Verwendung. In der Provinz Namur waren Bouvigne, Dinant, Huy und Namur Zentren des Messinghandwerks, Dinant der Entstehungs- und Hauptort¹¹. Die Herstellung von Becken und Kesseln durch die Beckenschläger ist dort seit 1255 belegt¹². Die begehrten Produkte wurden unter dem Begriff „Dinanderien“ bekannt und gehandelt. In der Mitte des 15. Jahrhunderts löste Aachen Dinant ab, und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verlagerte sich die Messingindustrie nach Stolberg. Der frühe Handel mit den beiden Grundprodukten Kupfer und Zink für die Messingherstellung, den Produkten der Messingschläger sowie die Übertragung des Handwerks zwischen der Maasregion und Mitteldeutschland ist nicht eindeutig geklärt¹³. Dokumente aus dem 12. Jahrhundert belegen jedenfalls, dass Dinant Kupfer aus Goslar über Köln bezog¹⁴. Im Austausch dafür dürften die Dinanter den Galmei nach Goslar gebracht haben.

In Braunschweig zählen die Beckenschläger zu den ältesten Handwerksberufen. Sie sind erstmals 1302 erwähnt, als eine Gasse in der Neustadt nach ihnen benannt wurde¹⁵. Ob das Gewerbe schon bei der Gründung der Neustadt um 1200 dort ansässig war, bleibt eine Mutmaßung¹⁶. In Nürnberg, dem süddeutschen Zentrum der Beckenschläger, findet sich der erste Nachweis für das Handwerk 1363 mit der Erwähnung eines Fricz Aichelperger¹⁷. In Magdeburg sind die Beckenschläger erstmals

⁹ FUHSE (wie Anm. 4) S. 70; BERGHOLZ (wie Anm. 6) S. 8f.

¹⁰ FUHSE (wie Anm. 4) S. 68f.; BERGHOLZ (wie Anm. 6) S. 53.

¹¹ BERGHOLZ (wie Anm. 6) S. 8. Zu Messingindustrie und -handwerk an Rhein und Maas s. Arthur PELTZER, Geschichte der Messingindustrie und der künstlerischen Arbeiten in Messing (Dinanderien) in Aachen und den Ländern zwischen Maas und Rhein von der Römerzeit bis zur Gegenwart. In: Zs. des Aachener Geschichtsvereins 30, 1908, S. 235–463.

¹² Martin EBERLE, Bestandskatalog der Sammlung Unedler Metalle. Europäisches Kunsthandwerk aus Bronze, Messing, Kupfer und Eisen vom 12. bis zum 19. Jh. Museum für Kunsthandwerk, Grassimuseum Leipzig, Leipzig, 1996, S. 37.

¹³ FUHSE (wie Anm. 4) S. 70f.; BERGHOLZ (wie Anm. 6) S. 8; Thomas BEDDIES, Das Beckenwerkerhandwerk in Braunschweig. In: Handwerk in Brsg. Entstehung und Entwicklung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. v. Martin KINTZINGER. Brsg 2000, S. 105–125, hier S. 106f.

¹⁴ BERGHOLZ (wie Anm. 6) S. 8.

¹⁵ Ebd. S. 15.

¹⁶ BEDDIES (wie Anm. 13) S. 107.

¹⁷ Alfred WALCHER-MOLTHEIN, Geschlagene Messingbecken. In: Altes Kunsthandwerk 1, 1928, S. 1–10, hier S. 7. Zum Nürnberger Beckenschlägerhandwerk s.a. Hans STEGMANN, Zur Geschichte der Herstellung und Verzierung der geschlagenen Messingbecken. In: Mitt. aus dem Germanischen Nationalmuseum 1899, S. 11–28; LOCKNER (wie Anm. 8); EBERLE (wie Anm. 8).

1383 belegt¹⁸. Viele ihrer Handwerksgenossen gehörten der Braunschweiger Gilde an. In Braunschweig und Nürnberg bestand das Handwerk bis um 1600, in Magdeburg lässt es sich dagegen noch 100 Jahre später archivalisch nachweisen. Weder in Braunschweig und Magdeburg, noch in Nürnberg waren Meisterzeichen und Marken üblich. Deswegen kann die Herkunft und Werkstatt der wenigsten Becken mit Gewissheit bestimmt werden.

Lediglich ein Becken wird sicher einer Braunschweiger Werkstatt zugeschrieben. Die Gilde überreichte es 1569 Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg (reg. 1568–1589) bei seinem Einzug in die Stadt Braunschweig. Auf der Fahne sind das Gildewappen und Jagdszenen dargestellt, im Spiegel das Herzogswappen¹⁹. Nach einer Inschrift wurde das Becken 1669 der Kirche in Hohenassel bei Salzgitter-Lebenstedt gestiftet und fand dort als Taufbecken Verwendung. Sowohl die Größe als auch die geätzte und gravierte Technik der Verzierungen sind ungewöhnlich für Beckenschlägerschalen, und möglicherweise wurde es von Goldschmieden hergestellt. Mechthild Wiswe wagt dennoch aufgrund einiger Merkmale dieses Beckens mit aller Vorsicht eine Kennzeichnung von Braunschweiger Arbeiten, deren Verbreitung sich dann vor allem in schwedischen Museen nachweisen ließe²⁰.

Die Braunschweiger Beckenschläger waren im 13. Jahrhundert in der Schmiedegilde organisiert, die alle metallverarbeitenden Gewerbe vereinte. Sie lösten sich von dieser vermutlich 1311 und gründeten ihre eigene Gilde in der Neustadt. Aus dieser Zeit, möglicherweise 1312, datiert die älteste überlieferte Gildeordnung²¹. Das erste Meisterbuch wurde 1384 eingerichtet und weist ab diesem Jahr auch Gildeangehörige aus, die als Meister in Magdeburg tätig waren. Zwischen 1384 und 1483 zählte die Braunschweiger Gilde über 500 Beckenschläger²². Aufgrund ihrer Größe spielte sie eine bedeutende Rolle im städtischen Leben Braunschweigs, und es gingen zahlreiche Bürgermeister, Kämmerer und Ratsherren aus ihr hervor²³. 1386 hatte die Beckenschlägergilde mit sechs die Hälfte aller Ratssitze in der Braunschweiger Neustadt inne. Sie stellte das bedeutendste Metallgewerbe dar und zählte zu den einflussreichsten und vermögendsten Innungen der Stadt²⁴. Wer aufgenommen werden wollte, musste in drei Morgensprachen die Gilde heischen und ein Eintrittsgeld entrichten. Die Söhne von Meistern wurden bevorzugt und mussten weniger bezahlen. Die Gilde war für Fremde nicht zu erwerben, und sie blieb in den Händen einiger Braunschweiger Familien²⁵.

¹⁸ Gustav HERTEL (Bearb.), UB der Stadt Magdeburg, 3 Bde. Halle 1892, 1894, 1896. Hier Bd. 1, S. 375 (Nr. 577).

¹⁹ FUHSE (wie Anm. 4) S. 66; BERGHOLZ (wie Anm. 6) S. 34; WISWE (wie Anm. 5) S. 324f.

²⁰ WISWE (wie Anm. 5) S. 325.

²¹ BERGHOLZ (wie Anm. 6) S. 16f.

²² BEDDIES (wie Anm. 13) S. 114.

²³ FUHSE (wie Anm. 4) S. 62f.

²⁴ BEDDIES (wie Anm. 13) S. 118.

²⁵ Zur Struktur und Organisation der Gilde s. FUHSE (wie Anm. 4) S. 63–65; BERGHOLZ (wie Anm. 6) S. 18–29.

Ein Meisterstück wurde von den Beckenschlägern nicht verlangt. Gerda Bergholz führt dies auf die frühe Zeit zurück, aus der die Gilde stammt. Für die Handwerker des Mittelalters sei es selbstverständlich gewesen, Leistung zu erbringen, so dass sie ihr Können nicht nachweisen mussten. Als Meisterstücke mehr und mehr gefordert wurden, hatte sich das Beckenschlägerhandwerk schon überdauert.

Beckenschläger sind vom 13. bis zum 15. Jahrhundert als Teilnehmer und Anführer zahlreicher Aufruhre überliefert. So in Braunschweig wahrscheinlich 1292 bis 1294 als Mitglieder der Schmiedegilde, sicher während den Bürgeraufruhren zwischen 1359 und 1363, 1374 bis 1380, 1446 und 1488²⁶. In Magdeburg waren sie 1402 zusammen mit Klempnern und Schmieden Anführer eines Aufstandes gegen die Entwertung der Währung, die sich auf den Kleinhandel störend auswirkte und Verluste zur Folge hatte²⁷. 1492 waren es Schmiede, die im Zusammenhang mit Turbulenzen auftraten. Ein Barfüßermönch hetzte die Schmiede- und Schustergesellen gegen die Juden im Judendorf bei Sudenburg auf. Sie fielen „denn auch ohne weiteres über jene“ her und erschlugen einen Juden vor dem Möllenhof²⁸. Ob sich darunter auch Beckenschläger befanden, ist nicht überliefert. Ein Grund für ihre Rolle als Unruhestifter mag sein, dass die Möglichkeiten der Beckenschläger zur Meisterschaft gering waren. Die Angehörigen eines Betriebes blieben in der Regel Gesellen auf Lebenszeit²⁹.

Zwischen den Braunschweiger und Magdeburger Beckenschlägern bestanden enge Beziehungen. Der Braunschweiger Rat stellte zwischen 1383 und 1413 zahlreiche Geburtsbriefe und Leumundszeugnisse für Beckenschläger aus, die nach Magdeburg übersiedelt waren. Gustav Hertel publizierte im Magdeburger Urkundenbuch alleine 14 Namen³⁰. Im Braunschweiger Beckenwerkerbuch befindet sich darüber hinaus eine Liste aus der Zeit um 1400, in der 26 Beckenschläger als Mitglieder der dortigen Gilde aufgeführt sind, die sich dauerhaft in Magdeburg aufhielten³¹. Zusammen mit jenen aus dem Urkundenbuch waren um diese Zeit also mindestens 40 Braunschweiger Beckenschläger in Magdeburg ansässig. Bergholz vermutet, dass die Arbeits- und Verkaufsverhältnisse in Magdeburg günstiger waren und die Abwandernden sich durch den Eintrag ins Braunschweiger Meisterbuch ihre mögliche Rückkehr sicherten³². Thomas Beddies nimmt an, dass der Braunschweiger Rat durch die Übersiedelung der Beckenschläger nach Magdeburg die Gelegenheit wahrnahm, sich seiner Unruhestifter zu entledigen³³.

²⁶ FUHSE (wie Anm. 4) S. 58–60; BERGHOLZ (wie Anm. 6) S. 44–48.

²⁷ Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Magdeburg. 2 Bde. Leipzig 1869, 1899. Hier Bd. 1, 1869, S. 305f.; Friedrich Wilhelm HOFFMANN, Geschichte der Stadt Magdeburg. 2 Bde. Magdeburg 1885. Hier Bd. 1, S. 186f.

²⁸ HOFFMANN (wie Anm. 27) Bd. 2, S. 268f.

²⁹ FUHSE (wie Anm. 4) S. 58; BEDDIES (wie Anm. 13) S. 113.

³⁰ HERTEL (wie Anm. 18) Bd. 1: S. 375f. (Nr. 577), S. 388 (Nr. 600), S. 389 (Nr. 606), S. 397 (Nr. 624), S. 412 (Nr. 651), S. 458 (Nr. 762), S. 461f. (Nr. 773), S. 462 (Nr. 774), S. 467 (Nr. 788), S. 468 (Nr. 792), S. 469 (Nr. 794). Bd. 2: S. 1 (Nr. 1), S. 47 (Nr. 91). S.a. FUHSE (wie Anm. 4) S. 106, Anm. 132; BEDDIES (wie Anm. 13) S. 123, Anm. 54.

³¹ BEDDIES (wie Anm. 13) S. 114.

³² BERGHOLZ (wie Anm. 6) S. 22.

³³ BEDDIES (wie Anm. 13) S. 113f.

In Magdeburg sind Schmiede in den verschiedenen Spezialisierungen seit der Mitte des 9. Jahrhunderts nachweisbar, Bronzegießer seit der Mitte des 12. Jahrhunderts³⁴. Die Beckenschläger besaßen 1383 ein Amt und wurden erstmals urkundlich erwähnt³⁵. Gleichzeitig setzt die Ausstellung von Geburtsbriefen durch den Braunschweiger Rat für die Beckenschläger ein, die nach Magdeburg übersiedelten. Es ist also davon auszugehen, dass viele, wenn nicht gar der Großteil der Magdeburger Beckenschläger zur Braunschweiger Gilde gehörten. 1523 wird erstmals der Schmiedehof in Magdeburg erwähnt, der vermutlich noch älter war. Er befand sich in der Berliner Straße 29 an der Ecke Schmiedehofstraße, neben der ehemaligen städtischen Münze³⁶. Die früheste erhaltene Magdeburger Schmiedeordnung mit Innungsprivilegien stammt aus dem Jahr 1244³⁷. Die Beckenschläger erscheinen darin noch nicht. Am 1. November 1404 erneuerte Erzbischof Günther (reg. 1403–1445) die Schmiedeinnung³⁸. Sie umfasste zu diesem Zeitpunkt elf einzelne Gewerbe. Darunter befanden sich die Beckenschläger und erstmals die Kleinschmiede, Kupferschmiede, Nagelschmiede, Plattenschläger und Rinkenschläger. Diese stark ausgeprägte Arbeitsteilung unter den Metallhandwerken bestand seit dem 14. Jahrhundert. Sie kam weder in einer anderen Gewerbegruppe Magdeburgs noch in anderen Städten wie Braunschweig, Hildesheim und Leipzig vor³⁹. Eine weitere Erneuerung der Gesetze für die Schmiede-Innung veranlasste Erzbischof Günther 1431⁴⁰.

Für das 17. Jahrhundert finden sich in den Findbüchern des Magdeburger Stadtarchives zahlreiche Belege dafür, dass das Beckenschlägerhandwerk noch immer verbreitet und etabliert war. Allerdings wurden die meisten dieser Akten vermutlich 1945 vernichtet, so dass die Nachweise lediglich den Aktentiteln zu entnehmen sind⁴¹. Hinweise bieten folgende Einträge: *Beckenschläger-Gewerck*⁴², *Kupfer-Schmiede-Gewerck: den Beckenschläger Joh. Christoph Fuhrmann wegen verbotenen Verkaufs der Kupfer-Waaren geführte Beschwerden*⁴³, *Meßing- und Beckenschläger Gewerck*⁴⁴. Die Akten stammen frühestens aus der Zeit nach 1631, dem Zeitpunkt der Zerstörung Magdeburgs während des Dreißigjährigen Krieges. Sie dürften bis ins 18. Jahrhundert gereicht haben, wie Vergleichsakten aus der Repositur ergeben. Über

³⁴ Urania, 1899–1999: 100 Jahre Zwangsinnung für das Schlosser-, Blechschmiede-, Feilenhauer- und Windenmacher-Gewerbe zu Magdeburg. Hrsg. v. Landesverband der Urania Sachsen-Anhalt e.V. Projekt: Werner RUMMERT. Magdeburg 1999, S. 2.

³⁵ HERTEL (wie Anm. 18) Bd. 1, S. 375 (Nr. 577).

³⁶ Urania (wie Anm. 34) S. 9.

³⁷ Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Magdeburg (weiterhin LHASA Magdeburg), Rep. A2, Nr. 162, Bl. 1r–4v.

³⁸ LHASA Magdeburg, Rep. U 4b MD, Nr. 6a, Bl. 1r–2r. S.a. HERTEL (wie Anm. 18) Bd. 2 S. 10f. (Nr. 15).

³⁹ Magdeburgs Wirtschaftsleben in der Vergangenheit. Bd. 1. Hrsg. v. der Industrie- und Handelskammer zu Magdeburg. Magdeburg [o.J.] [1925], S. 58, 86.

⁴⁰ HERTEL (wie Anm. 18) Bd. 2, S. 146f. (Nr. 249).

⁴¹ Stadtarchiv Magdeburg (weiterhin StadtA Magdeburg), Rep. A I, Altstadt Magdeburg. Vernichtet sind die Buchstaben K (Kupfer), M (Messing), teilweise vernichtet sind B (Beckenschläger), S (Schmiede).

⁴² StadtA Magdeburg, Rep. A I, B 282 [o.J.].

⁴³ StadtA Magdeburg, Rep. A I, K 196 [o.J.] (ein Anhang datiert 1768).

⁴⁴ StadtA Magdeburg, Rep. A I, M 162 [o.J.].

den Beckenschläger Joh. Christoph Fuhrmann ist lediglich sein Name bekannt, und er erscheint nicht im Häuserbuch der Stadt Magdeburg⁴⁵.

Gleichfalls aus dem 17. Jahrhundert sind vier Ordnungen der Magdeburger Schmiede-Innung erhalten. Demnach waren die Magdeburger Beckenschläger, im Gegensatz zu den Braunschweigern, bis um 1700 in der Schmiedegilde organisiert. Die erste Ordnung aus dem Jahr 1601 mit dem Titel *Eines hochwürdigen Dohm Ca-*



Abb. 2: Beckenschlägerschale, Deutschland, 2. Hälfte 16. oder 17. Jahrhundert, Messing, Dm. 65 cm, St. Stephanskirche, Tangermünde. Foto: Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum, Messbildarchiv, Neg.-Nr. 91 n 4/14279.

⁴⁵ ERNST NEUBAUER, Häuserbuch der Stadt Magdeburg 1631–1720. 2 Bde. Magdeburg 1931, 1956.

pitels erneuerte Schmiede-Ordnung im Herzogtum Magdeburg⁴⁶ und jene von 1661⁴⁷ betreffen nur die Grob-, Huf- und Waffenschmiede, nicht die Beckenschläger. Die Schmiede-Ordnung vom 23. September 1680⁴⁸ erließ der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm (reg. 1640–1688), denn seit diesem Jahr gehörte das Herzogtum Magdeburg zum Kurfürstentum Brandenburg. Sie richtete sich an die 16 Handwerksgruppen, die der Schmiede-Innung angehörten, an *die InnungsMeistern und Gesambte InnungsVerwandten der Grobschmiede, Schlößer, Spörer, Büchsen-, Uhr- und Windenmacher, Plattenschläger, Nagelschmiede, Schwertfeger, Zeugschmiede, Meßerschmiede, Kupferschmiede, Rohtgießer, Holzschuchmacher, wie auch Rincken- und Beckenschläger in Unsern alten Stadt Magdeburg*⁴⁹. Nach dieser Ordnung wurde von den meisten Schmieden ein Meisterstück verlangt, ausgenommen waren die *Kupfer-Schmiede, Rohtgießer, Holtzschuchmacher, Rincken- und Beckenschläger [...], die sollen sich mit gelde lösen und 10 Thaler geben*⁵⁰. Die erneuerte Satzung der Schmiede-Innung erließ Kurfürst Friedrich III. (reg. 1688–1713, König Friedrich I. seit 1701) 1698⁵¹. Auch nach dieser mussten die Beckenschläger kein Meisterstück anfertigen, sondern *sich mit Geld lösen, und Sechszehen Thaler geben*⁵². Im Protokollbuch der Schmiedeeinnung von 1723⁵³ sind die Beckenschläger nicht ausdrücklich erwähnt, was möglicherweise auf das Erlöschen des Handwerkes zu Beginn des 18. Jahrhunderts schließen lässt.

In der Altmark befinden sich heute zahlreiche Beckenschlägerschalen in kirchlichem Besitz, wie in der St. Stephanskirche in Tangermünde (Abb. 2). Die Schale ist durch einen Holzrahmen in den bronzenen Taufkessel, den inschriftlich Heinrich Mentz aus Braunschweig 1508 gegossen hatte, eingesetzt⁵⁴. Die Einpassung wurde vermutlich im 17. Jahrhundert vorgenommen. Die fünfmalige Inschrift *teuf Mt. III*, die kreisförmig um das Fischblasenmotiv in der Mitte des Beckenspiegels läuft, weist auf die Taufe Jesu hin. Den äußeren Teil zieren sieben Engel, die Schilde in ihren Händen halten. Zwischen diesen befindet sich jeweils ein Medaillon mit dem Stier und dem Spruchband *sanctus lucas*. Die siebenmalige Wiederholung desselben Motivs entstand durch Weiterverwendung eines einzigen Stempels. Die Fahne der Tangermünder Beckenschlägerschale ist vergleichsweise schmal. Eine weitere, kleinere Beckenschlägerschale in der St. Stephanskirche mit der Darstellung der Verkündigung dürfte aus derselben Werkstatt stammen. Sie scheint am Ende des 19. Jahrhun-

⁴⁶ LHASA Magdeburg, Rep. A 2, Nr. 163, unpaginiert.

⁴⁷ StadtA Magdeburg, Rep. 10A, Innungen, Nr. 136, unpaginiert.

⁴⁸ StadtA Magdeburg, Rep. 10A, Innungen, Nr. 137, S. 1–62.

⁴⁹ Ebd. S. 2.

⁵⁰ Ebd. S. 22.

⁵¹ StadtA Magdeburg, Rep. 10A, Innungen, Nr. 138, Bl. 14r–31v.

⁵² Ebd. Bl. 16v.

⁵³ StadtA Magdeburg, Rep. 10A, Innungen, Nr. 139.

⁵⁴ Zu Mentz s.a.: Die Braunschweiger Gießfamilie Mentz und die Tangermünder Taufe von 1508. In: Das alte Tangermünde 13(6), 1937, unpaginiert, ohne Angabe des Autors.

derts in Gebrauch gewesen zu sein⁵⁵. Ein Schreiben des Evangelischen Pfarramtes St. Stephan an das Konsistorium in Magdeburg vom 21. Oktober 1952 dürfte auf eine der beiden Schalen Bezug nehmen und gibt Auskunft über ihre Wertschätzung. Es ist von einer *nicht sehr wertvollen Taufschale* die Rede, deren Material zur Anfertigung einer Taufkanne verwendet werden könne⁵⁶.

Ob die altmärkischen Beckenschlägerschalen aus Magdeburg stammen, wäre denkbar, ist jedoch nicht nachgewiesen. Ihre Produktion vor Ort ist jedenfalls unwahrscheinlich, denn in den Stadt- und Pfarrarchiven von Stendal und Tangermünde finden sich keinerlei Hinweise auf das Handwerk⁵⁷. In Salzwedel dagegen gibt es einen ersten Hinweis auf die Beckenschläger im 18. Jahrhundert und somit in einer Zeit, als das Handwerk wohl auch in Magdeburg erloschen war: *1730. Im Jahrzehnt 1720–1730 hat Salzwedel an allerlei Manufakturen merklich zugenommen, indem sich während der Zeit Leute von unterschiedlichen Professionen, die seither in Salzwedel noch nicht gewesen, als Sergenmacher, Friesenmacher, Gelbgießer, Gürtler, Beckenschläger, Strumpfweber, Korbmacher etc. allhier häuslich niedergelassen, denen Ihre Königl. Maj. allen Vorschub tun und unterschiedliche Freiheiten genießen lassen*⁵⁸. Ob ein Zusammenhang der Salzwedeler Beckenschläger mit jenen besteht, die in Magdeburg ansässig waren, ist nicht nachzuweisen.

Über den Handel mit Braunschweiger Messingwaren liegen einige Informationen vor. Er fand zunächst auf den Wochen- und Jahrmärkten statt. Für die meisten Gewerbe lockerte sich der Marktzwang wahrscheinlich im 13. und 14. Jahrhundert, und der Verkauf dürfte in den Meisterwerkstätten direkt stattgefunden haben. Es war den Beckenschlägern dann auch untersagt, ihre Ware auf den Wochenmärkten feilzubieten. Für den Vertrieb nach auswärts nutzten sie ohnehin die Jahrmärkte, denn nur auf diesen wurde Fernhandel betrieben. Der lokale Vertrieb spielte für die Beckenschläger eine unwesentliche Rolle. Schon bald lief der Handel über eigene und fremde Kaufleute. Sie vertrieben die Ware über die Hansestädte. Dies geht bereits aus dem Hamburger Pfundzollbuch von 1369 hervor, das den Handel in Richtung Westen do-

⁵⁵ W. ZAHN, Geschichte der Kirchen und kirchlichen Stiftungen in Tangermünde. Jahresbericht des altmärkischen Vereins 24, 1897, S. 9–60, hier S. 55, und 25, 1898, S. 25–68. Zu den Beckenschlägerschalen und dem Taufkessel in Tangermünde s.a.: Die Kunstdenkmale der Provinz Sachsen. Hrsg. v. Hermann GIESAU. Bd. 3, Kreis Stendal Land. Bearbeitet von Friedrich HOSSFELD und Ernst LANGE, unter Mitwirkung von D. Hermann ALBERTS. Burg 1933. Im Pfarrarchiv St. Stephan gibt es keine Unterlagen zu den Beckenschlägerschalen (für den freundlichen Hinweis danke ich Christine Lehmann, Tangermünde). Zu weiteren Beckenschlägerschalen in der Altmark s.a. BARTSCH, Zur Erklärung einer Beckeninschrift. In: Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für Gesch. und Industrie 19, 1879, S. 4–97; Johann Friedrich DANNEIL, Über alte Taufbecken. In: Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für Gesch. und Industrie 2, 1839, S. 96–101 (auch in: Altmarkland. Beilage zum Salzwedeler Wochenblatt 1, 1928, S. 5f.); ZEBLER, Über die räthselhaften Inschriften in alten messingenen Taufbecken. In: Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für Gesch. und Industrie 4, 1841, S. 55f.

⁵⁶ Archiv der Kirchenprovinz Sachsen, Magdeburg, A 22453, unpaginiert.

⁵⁷ In Stendal befindet sich lediglich eine Akte zu Kupferschmieden, Beckenschläger sind darin nicht erwähnt: StadtA Stendal, KII 58a, 14. Für die freundlichen Hinweise danke ich Simone Habendorf und Ina Nitzsche vom Stadtarchiv Stendal sowie Sigrid Brückner vom Stadtarchiv Tangermünde.

⁵⁸ Karl GAEDCKE, Regestensammlung zur Salzwedeler Geschichte. In: StadtA Salzwedel, Soltq. med. des Dr. Elias Hoppe. Ms., 18. Jh., Abschrift im StadtA Salzwedel, S. 386. In den Findhilfsmitteln des Stadtarchivs sind Unterlagen zu Beckenschlägern nicht bekannt. Für die freundlichen Hinweise danke ich Steffen Langusch vom Stadtarchiv Salzwedel.

kumentierte. In Lübeck belegen Unterlagen aus dem 15. Jahrhundert den Vertrieb über Zwischenhändler in Richtung Osten, nach Reval, wo ein lukrativer Markt für die Produkte der Beckenschläger bestand⁵⁹. In Magdeburg scheint eine Monopolisierung des Handels mit dem flachen Land und den kleineren Städten in der näheren Umgebung in der Schmiedeordnung von 1419 geregelt worden zu sein⁶⁰.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts traten schließlich Kesselführer in Erscheinung, die bald weit über die Landesgrenzen hinaus den Handel mit geschlagenen Messingwaren dominierten⁶¹. Dies ist im Zusammenhang mit der Entstehung der Messinghütte in Bündheim und der Faktorei in Ilsenburg zu sehen⁶², die für eine erhöhte Produktion sorgten. 1573 schlossen sich die Braunschweiger Kesselführer zu einer Gesellschaft zusammen, die eine Organisation des Landes und nicht mehr der Stadt war, und erhielten eine Ordnung. Dies ermöglichte, dass auch auswärtige Kesselführer mit den Produkten handelten. Sie ließen sich von den jeweiligen Landesherren die Erlaubnis ausstellen, ihre Ware vertreiben zu dürfen. Von Braunschweig aus bedienten sie Stift Halberstadt, Erzstift Magdeburg, Fürstentum Lüneburg, Kurfürstentum Brandenburg, Meißen, Fürstentum Anhalt, Ober- und Niederlausitz. Die Beckenschläger gerieten für den Bezug des Rohmaterials und den Absatz ihrer Waren von den Kesselhändlern in Abhängigkeit und wurden von ihnen verlegt. 1591 klagten die Braunschweiger Beckenschläger gegen die Kesselführer, da diese ihnen die Nahrung nähmen. Die Stadt Braunschweig versuchte daraufhin, fremde Kesselführer für den Vertrieb von Braunschweiger Waren zu unterbinden und diese nur auf den Jahrmärkten zuzulassen. Jedoch wurde der Berufszweig immer stärker, und viele Bürger der eigenen Stadt wandten sich dem Vertrieb zu. 1671 sind in Braunschweig sieben Kesselführer nachzuweisen. Franz Fuhse sieht in dieser Entwicklung des Handels den Niedergang des Beckenschlägerhandwerks begründet: „Kunstvoll ausgeführte Messingware war unmodern, sie wurde beiseite geschoben durch Bronze-, Messing- und Zinnfluß, und die Kesselfabrikation geschah im Großen in den Harzer Werken“⁶³.

Auch aus Magdeburg sind Klagen über das Gewerbe der Kesselführer zu vernehmen. In der Schmiede-Ordnung von 1661, die sich auf die Grob-, Huf- und Waffenschmiede bezog, ist von Störern und Hausierern außerhalb der freien Jahrmärkte die Rede. Sie hätten *uns unserer Nahrung abgestohlen*. Sie sollten angezeigt, und es sollte ihnen die Ware abgenommen werden⁶⁴. In der Schmiede-Ordnung vom 23. September 1680, die auch für die Beckenschläger galt, wird der Handel den Angehörigen der Gilde übertragen und für Auswärtige eingeschränkt⁶⁵: *50. Auch sol der Schmiede-Innungen Ihre Materien, als Eisen, Stahl und dergleichen, wie es Nahmen haben mag,*

⁵⁹ FUHSE (wie Anm. 4) S. 70f.; BERGHOLZ (wie Anm. 6) S. 42–44.

⁶⁰ Urania (wie Anm. 34) S. 5, ohne Angabe der Quelle.

⁶¹ FUHSE (wie Anm. 4) S. 72f.; BERGHOLZ (wie Anm. 6) S. 53–55.

⁶² Zur Messingfabrikation in Wernigerode, Ilsenburg, Goslar, Bündheim und Oker s. a. F[riedrich] TENNER, Geschichte der ehemaligen Nordharzer Messingindustrie (= Beitr. zur Gesch. des Amtes Harzburg Bd. 3). Harzburg 1952.

⁶³ FUHSE (wie Anm. 4) S. 72f.

⁶⁴ StadtA Magdeburg, Rep. 10A, Innungen, Nr. 136, unpaginiert, Punkt 31.

⁶⁵ StadtA Magdeburg, Rep. 10A, Innungen, Nr. 137, S. 52–55.

insonderheit was eine jede Parthey verarbeitet, imgleichen auch gefertigte Wahren, zu kauffen, und solche Wahren nebenst denen so sie selbst gefertigten, aufmasse wie es zwischen Ihnen und der SeydenKrähmer Innung, am 22ten Januarij 1680 verglichen, zu verkauffen und zu vertreiben, frey und ungehindert sein, dergleichen aber Niemand, so die Innung nicht hat, noch der sonst berechtiget, bey Verlust und Abnehmung der Materien und Wahren, solches zu thun gestattet werden. [...] 51. Es sollen auch die Braunschweigische, Lüneburgische und andere ausländische Eisen Händler, Kupfer Schmiede und Kesselführer, die im Herzogthumb Magdeburg oder in anderen Churfürstlichen Brandenburgischen Gebiethen nicht gehören, oder wohnen, mit Eisern oder Kupferwahren solche einzeln zu verkauffen ausser hiesigen Markten nicht gelitten, noch weniger aber denen brabantischen und andern Keßelflickern und Keßelträgern, das Hausieren und feil haben, außerhalb der Jahrmärckte verstatet, sondern ihnen, sie die da wieder handeln, die Keßel und Wahren abgenommen werden.

Die erweiterte Satzung der Schmiede-Innung vom 18. November 1698 beruhte im wesentlichen auf der Satzung von 1680. In ihr wurde der Handel erneut reglementiert und die Rechte der Innung weiter gestärkt. Neue Regelungen waren⁶⁶: 37. *Würde sich jemand unterstehen, der Innung in ihrer Nahrung Eintrag zu thun, da Er doch dieselbe nicht hette, und ist deßen geständig, so soll er dafür den Gerichten die Bröcke geben, doch unbeschadet der Innung Recht, mit welcher Er sich absonderlich nach Billigkeit vertragen soll; Hette aber zum Exempel ein Außwärtiger Keßelführer sich seiner Handlung halber mit der Innung gebührend abgefunden, soll dennoch derselbe außer Kupffer- und Meßingenen Wahren mit keinerley Eisen, bey Strafe der Confiscation, zu handeln befugt seyn. Es sollen auch die Jenigen, so außerhalb der Heer-Meße und großen Jahrmärckten mit solchen Wahren, womit den Innungs-Verwandten allein zu handeln zustehet, Hausieren, in ihren Wercke stöhren, und doch alhir dieselben zu verkauffen herumtragen, und hierdurch den Innungs-Verwandten ihrer Nahrung entziehen, nicht geduldet oder gelitten werden, es sey worinn es wolle, sondern alsobald mit Zuthuung der Obrigkeit, wo man sie antrifft, von Stadt Dienern und Frohnen derenselben die Wahren abgenommen, auf das Gülde-Hauß gebracht, und der Stöhrer gestrafft werden, im Fall sich einer oder der andere stellet, seind sie nicht ehr loßzulassen, sie haben sich dann nebenst Entrichtung der Gebühr nach abgefunden, und weiln sich mehrmahlen begiebet, daß dergleichen Stöhrer und Landstreicher durch ein oder andere erfangete Adresse sub et obreptitiè Pässe und gnädigste Concessionen bey Hoff außbringen, so wollen dennoch Se. ChurFürstl. Durchl. gnädigst, daß nichts destoweniger ihnen zu Hausieren ehender nicht gestattet werde, biß zuförderst die Innung mit ihrer unterthänigsten Nothdurft dargegen gehöret.*

Auch vom 23. August 1687 und 25. Oktober 1690⁶⁷ liegen Verordnungen Friedrichs III. für das Herzogtum Magdeburg vor. In ihnen regelt er auf Drängen der Huf-, Waffen-, Kupfer- und Nagelschmiede den Handel mit Kupfer-, Messing- und Eisenwaren. Dieser sei *allen/ so ihrer Zunfft nicht incorporiert seyn/ [...] ausser denen*

⁶⁶ StadtA Magdeburg, Rep. 10A, Innungen, Nr. 138, Bl. 26v–33r.

⁶⁷ LHASA Magdeburg, Rep. A 5, Nr. 498, Bl. 11r, 9r.

*Jahrmärkten/ bey Straff der Confiscation verboten. Fremde Händler und Handwerker sollen weder in der Stadt noch im Herzogtum Magdeburg außer auf den Jahrmärkten geduldet werden*⁶⁸. Am 20. März 1694 verbietet Friedrich III. zudem die Ausfuhr alten Metalls zum Schutz der eigenen Kupferhämmer und des Handwerks. *Wir Friderich der Dritte [...] Thun kund und fügen hiemit Jedermänniglich zu wissen/ [...] welcher gestalt das alte Kupffer/ Meßing/ Glocken- und Grapen-Gut/ auch alles Bruch- und altes Eisen/ so wol durch frembde als einheimische Unterthanen/ auffgekauffet/ und zu Gewinnsüchtiger Leute Vortheil ausserhalb Landes verpartiret/ und verhandelt worden/ dadurch denn nicht allein der Preiß solcher Metallen ersteigert/ sondern auch Unsere Kupfer-Hammer an derselben nothwendiger Versehung/ wie nicht weniger die in den Metallen arbeitende Handwercks-Leute merklich verkürzt/ und bey ihren Manufacturen gehindert werden*⁶⁹. Weitere verlorene Akten aus dem Stadtarchiv Magdeburg belegen die lebhafteste Diskussion, die um einen geregelten Handel im 17. und 18. Jahrhundert geführt wurde: *Kupfers (fremden) verbotene Einführung*⁷⁰. *Ungarisches Kupfer und dessen unter gewissen præcautionen gestattete Durchführung durch die Königlich Preußischen Lande über Magdeburg nach Hamburg und Holland*⁷¹. *Meßing und Meßingene Wahren sollen aus fremden Örtern in denen Königlichen Landen nicht eingeführet, sondern allein von den Königlichen Meßingens-Hammern genommen werden*⁷². *Schmiede-Innung betr. wegen Einführung fremder eisernern und kupfferner Wahren*⁷³.

Über die Regelung des Handels liegen auch zahlreiche Klagen vor, so aus dem Jahr 1705 von dem Kesselführer Franz Dahlhorst in Calbe⁷⁴. Er vertrieb von Neustadt an der Dosse aus seine Kessel im Herzogtum Magdeburg und verfügte über ein Privileg. Die Brabanter, so Dahlhorst, fügten ihm großen Schaden zu und entrichteten darüber hinaus dem König nichts als den Zoll und die Akzise. Er bat darum, dass dieses verhindert werde und er als alleiniger Kesselführer seinem Handel nachgehen könne. Eine *Spezifikation derjenigen Städte und Ämter, welche Frantz Dalhorst mit Kesseln, Pfannen, Kupfer und Messing Ware zu verlegen meineth, und deßhalb um allergnädigste Konzession bittet*, umfaßt: *Amt Giebichenstein mit Städten und Dörfern, Amt Rothenburg, Krosicksche Gerichte, Amt Ahlsleben, Stadt Calbe mit Amt Calbe, Amt Gatersleben, Amt und Stadt Acken, Amt Brumby, Stadt Saltze, Schönbeck und Grosse, Amt Rosenburg, Probstei und zugehörige Dörfer, Kloster Bergen und zugehörige Dörfer, Miehlfochtey und zugehörige Dörfer, Neustadt Magdeburg und Sudenburg, Amt Wolmirstedt und zugehörige Dörfer, Amt Loburg und Möckern über der Elbe nebst dem Inrichauschen Kreise, Amt Wanzleben, Städtchen Staßfurth*⁷⁵. Am 16. Februar 1707 beklagte sich der Kupfer- und Messingkesselhändler Christian Uhde aus Egel, dass auswärtige Händler ihm *großen Schaden und Abbruch zugefüget* und for-

⁶⁸ Ebd. Bl. 9r.

⁶⁹ LHASA Magdeburg, Rep. A 8, Nr. 391, Bl. 24v–25r, Bl. 28v–29r.

⁷⁰ StadtA Magdeburg, Rep. A I, K 192 [o.J.].

⁷¹ StadtA Magdeburg, Rep. A I, K 214 [o.J.].

⁷² StadtA Magdeburg, Rep. A I, M 66. Laufzeit: 1709/1792.

⁷³ StadtA Magdeburg, Rep. A I, S 197 [o.J.].

⁷⁴ LHASA Magdeburg, Rep. A 5, Nr. 644, Bl. 6r.

⁷⁵ Ebd., unpaginiert.

derte eine Pacht, mit der er seinen Handel ungehindert weiterführen könne⁷⁶. Am 17. April 1708 wiederum bat der Braunschweiger Bürger und Kesselführer Anton Peters die preußische Kammer, sein Patent für den Handel mit Kupferwaren in Preußen zu erhalten. Durch Einschreiten eines Mitbürgers beim Herzogtum Magdeburg hätte er großen Verlust erlitten⁷⁷.

Das Ende des Braunschweiger Beckenschlägerhandwerks ist bereits im frühen 17. Jahrhundert anzusiedeln, wie aus einigen Quellen zu schließen ist⁷⁸. So führten 1591 nur noch vier oder fünf Meister das Handwerk aus, und es wurden keine Lehrlinge mehr aufgenommen. Das Handwerk sei bereits vor der Belagerung Braunschweigs nicht mehr ausgeübt worden, überliefert der letzte Angehörige der Gilde, Autor Diederich Achtermann. Damit dürfte der Versuch Herzog Heinrich Julius' von 1605 gemeint sein, die Stadt einzunehmen. 1626 wurde bei einem Gildeintritt vermerkt, dass sämtliche Kupferschmiede und Kesselführer ungestraft Messingarbeiten führten und in der Beckenschlägergilde niemand mehr das Handwerk ausübte. Zum Niedergang des Braunschweiger Beckenschlägerhandwerks trug zum einen die veränderte Handelslage bei. Die Hansestädte verloren ihren Einfluss auf den Markt in Richtung Norden und Osten und drängten die Braunschweiger immer mehr zurück. Der Handel in Leipzig war vermutlich von den Nürnberger Beckenschlägerwaren dominiert, und die Braunschweiger erhielten keinen Zugang. Zum anderen verschlossen sich die Beckenschläger den Neuerungen der Technik wie wasserbetriebenen Tiefhämmern. Durch diese ließen sich die Formen maschinell erzeugen, während die Handwerker ihre Becken aus freier Hand schlugen. Auch fanden im 17. Jahrhundert gegossene Waren stärkeren Absatz. Diese waren zwar weniger kunstvoll gearbeitet, aber dafür billiger und von gleicher Qualität. Sie entstanden seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in der Bündheimer Hütte, die unter Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg aufblühte. Die Beckenschläger standen mit ihrem überlieferten Handwerk gegen diese Manufaktur in Konkurrenz. Mirus führt noch an, dass das Braunschweiger Beckenschlägerhandwerk durch die aufkommenden Zinngießer verdrängt wurde⁷⁹. Die Kesselführer trugen ebenfalls wesentlich zu seinem Niedergang bei.

In Magdeburg übten die Beckenschläger ihr Handwerk ungefähr 100 Jahre länger aus als in Braunschweig, wie die Schmiedeordnungen von 1680 und 1698 sowie die verlorenen Akten im Stadtarchiv belegen. In Salzwedel wurden sie sogar erst in den Jahren 1720 bis 1730 ansässig. Das Überdauern des alten Handwerkes in Magdeburg mag, zumindest für die Zeit nach 1680, auf die Übernahme des Herzogtums durch das Kurfürstentum Brandenburg zurückzuführen sein, in deren Folge die Stadt ihre Traditionen erhielt: „Rat und Bürgerschaft pflegten den Rückgriff auf alte Traditio-

⁷⁶ LHASA Magdeburg, Rep. A 8, Nr. 391, Bl. 57.

⁷⁷ Ebd. Bl. 62r–63v.

⁷⁸ FUHSE (wie Anm. 4) S. 74–76; BERGHOLZ (wie Anm. 6) S. 49–55; BEDDIES (wie Anm. 13) S. 118–120.

⁷⁹ MIRUS (wie Anm. 1) Sp. 771.

nen des zünftigen Handwerks oder des unbeugsamen Luthertums, um sich der befohlenen Modernisierung in Sinne des aufgeklärten Absolutismus preußischer Manier zu entziehen“⁸⁰.

Um 1720 dürfte das Handwerk auch in Magdeburg sein Ende gefunden haben. Aus dieser Zeit liegen zahlreiche Gesuche zur Anlage von Kupferhämmer in der Umgebung vor, die auf eine erhöhte Produktion in Manufakturen schließen lassen. Der Magdeburger Bürger und Kupferschmied, Gottfried Tappert, ersuchte den preußischen Staat seit Dezember 1719, einen Kupferhammer betreiben zu dürfen. Am 4. März 1720 wiederholte er sein Anliegen⁸¹: *in Ermangelung eines hiesigen tüchtigen Kupferhammers* müsse das Kupfer *meistens von Goslar* geholt werden. Er bat um ein Privilegium für einen Kupferhammer, den er auf eigene Kosten *auff etwa 9 Jahre [...] ohnweit der so genannten Magdeburger Pforte wegen der daselbst befindlichen sehr bequemen Gelegenheit* anlegen wolle⁸². Das sicherlich einflußreichste Gesuch um den Kupfer- und Messinghandel und die Anlage eines Kupferhammers in der Gegend um Magdeburg stammte vom Handelshaus Splittgerber und Daum, ebenfalls aus dem Jahr 1720. Die Kupferschmiede Magdeburgs wehrten sich allerdings gegen die Monopolstellung, die dadurch entstünde, was zu ausgedehnten Verhandlungen führte⁸³. 1743 betrieb der Faktor und Kaufmann Josias Lange aus Magdeburg den Kupferhammer in Dörnitz und erhielt ein Patent für den Kupferhandel im Herzogtum Magdeburg und der Grafschaft Mansfeld. Er löste damit das Handelshaus Splittgerber und Daum ab, das bis zu diesem Zeitpunkt den Pachtvertrag inne hatte⁸⁴.

⁸⁰ Tobias von ELSNER, Brandenburg-preußische Festungsstadt 1680–1815. In: Magdeburg 1200. Mittelalterliche Metropole, Preußische Festung, Landeshauptstadt. Die Gesch. der Stadt von 805 bis 2005. Hrsg. v. Matthias PUHLE. Ausstellungskatalog, Kulturhistorisches Museum Magdeburg 2005. Stuttgart 2005, S. 201.

⁸¹ LHASA Magdeburg, Rep. A 8, Nr. 391, Bl. 168r–169r.

⁸² Ebd. Bl. 224r–225r.

⁸³ Ebd. Bl. 154r–158r, 208r–213r, 237r–242r.

⁸⁴ LHASA Magdeburg, Rep. A 8, Nr. 394, Bl. 159r–160v.

„Tüchtige Gelehrte sind zuweilen schlechte Korrektoren“:

Der Braunschweiger Wissenschaftsverlag C.A. Schwetschke & Sohn¹

von

Wolfgang Lent

Neues aus einem Verlagsnachlass

Der Appelhaus-Verlag ist in der Region Braunschweig bekannt, nicht zuletzt wegen der großen „Braunschweigischen Landesgeschichte“, die er im Jahr 2000 publizierte². Kaum bekannt ist dagegen sein Vorgängerverlag C.A. Schwetschke & Sohn, der unter der Leitung von Moritz und Harald Bruhn über 30 Jahre – von 1852 bis 1885 – zu den prägenden Verlagsbuchhandlungen in Braunschweig gehörte. Hier wurden große wissenschaftliche Standardwerke verlegt, z.B. die „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ des Historikers Wilhelm Giesebrecht oder die „Geschichte der griechischen Künstler“ des Archäologen Heinrich von Brunn. Umso erstaunlicher ist es, dass dieser regionale Wissenschaftsverlag mit weit reichender, überregionaler Bedeutung bisher nicht näher untersucht wurde³.

Ein noch unausgewerteter Nachlass im Staatsarchiv Wolfenbüttel hilft jetzt, einen kleinen Baustein zur Schließung dieser Lücke beizutragen. Er enthält Papiere des Verlages C.A. Schwetschke & Sohn, vorwiegend aus den Jahren 1852 bis 1885. Neben aufschlussreichen Briefen, Autorenverträgen, Verlagsprospekten und Verträgen über Verkäufe von Verlagsrechten ist auch ein Verzeichnis abgelehnter Werke enthalten⁴. Insgesamt liefern die Schriftstücke wichtige Informationen zum Geschäftsbetrieb eines Wissenschaftsverlages in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, z.B. im

¹ (heutiger Appelhaus-Verlag). Für die genaue Durchsicht des Manuskripts und zahlreiche wertvolle Hinweise danke ich herzlich meinem Vater Dr. Dieter Lent.

² Die Braunschweigische Landesgeschichte, hrsg. von Horst-Rüdiger JARCK und Gerhard SCHILDT, Braunschweig 2000. Zum Appelhaus-Verlag siehe das Brsger Stadttexikon, hrsg. von Luitgard CAMERERER u.a., Braunschweig 1992, S. 20f. und die Verlags-Homepage (www.appelhaus-verlag.de/verlag.html, letzter Abruf: 28.7.2005).

³ Allerdings gibt es eine ausführliche neuere Studie zum Vorgängerverlag Hemmerde & Schwetschke in Halle: Hans-Joachim KERTSCHER, Die Verleger Carl Hermann Hemmerde und Carl August Schwetschke, Halle 2004.

⁴ Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel (künftig: StA Wf) 299 N 312. Zusätzlich befinden sich im Staatsarchiv Wolfenbüttel auch einige weitere Schriftwechsel von Moritz Bruhn, dem Verlagsinhaber von C.A. Schwetschke & Sohn, StA Wf 298 N 506, 83, 371, 373 (431). Vgl. Findbuch zum Bestand Briefe des 16.–20. Jahrhunderts (298 N), Band 2, S. 37, bearb. v. H. KLEINAU, Göttingen 1983 (siehe auch Index).

Hinblick auf die Gewinnung neuer Autoren, Vertragsverhandlungen und Honorierungen⁵.

Der Wandel des „gelehrten“ Buchmarkts zum wissenschaftlichen Buchmarkt begann bereits Ende des 18. Jahrhunderts. Er korrespondierte mit dem Entstehen der Natur- und Geisteswissenschaften als eigenständigen Wissenschaftsdisziplinen mit eigener Methodik. Neue Publikationsformen, etwa die Akademieschriften, entstanden. Erste Fachzeitschriften der Universitätsfakultäten wurden gegründet⁶. Braunschweig war schon seit dem 16. Jahrhundert eine nicht unbedeutende Verlagsstadt⁷. Anfang der 1850er Jahre gab es bereits sieben städtische Verlage, wobei sich zumindest einer auf wissenschaftliche Publikationen spezialisierte: Der Verlag Friedrich Vieweg und Sohn richtete sein Programm stark auf Naturwissenschaften, Technik und Mathematik aus und verlegte z.B. die bekannte Wochenschrift „Naturwissenschaftliche Rundschau“⁸. Aber auch andere Braunschweiger Verlage publizierten Fachliteratur. So brachte etwa die Verlagsbuchhandlung Georg Westermann neben Schulatlanten und Westermanns Illustrierten Monatsheften wissenschaftliche Ausgaben wie „Herrigs Archiv für neuere Sprachen und Litteraturen“ und das „Thibautsche Wörterbuch des Französischen und Deutschen“ heraus⁹.

Ab 1852 wurde die Braunschweiger Verlagslandschaft durch den Verlag C.A. Schwetschke & Sohn bereichert. Im Folgenden wird zunächst ein knapper Abriss der Verlagshistorie gegeben, ehe exemplarisch einige Publikationen anhand von Dokumenten aus dem Geschäftsnachlass vorgestellt werden. Auch das Verzeichnis der vom Verlag abgelehnten Manuskripte ist aufschlussreich und wird kurz erläutert.

Verlagsgeschichte

Die Ursprünge der Verlagsbuchhandlung C.A. Schwetschke & Sohn liegen in Sachsen: Der Hallenser Johann Georg Klemm erhielt 1729 das königliche Privileg zur Gründung einer Buchhandlung in seiner Heimatstadt¹⁰. Klemm starb 1737. Sein Unternehmen wurde von Carl Hermann Hemmerde (1708–1782) fortgeführt, der zunächst wohl als Gehilfe in der Klemmschen Buchhandlung arbeitete und dann die Tochter seines Prinzipals heiratete. Hemmerde publiziert in erster Linie schöngeistige Literatur, unter anderem Klopstocks berühmte Messias-Dichtung. Nach seinem Tod führte seine zweite Frau, Johanna Friederica Hemmerde, das Geschäft fort. Ab 1788

⁵ Allgemein zur Entwicklung des wissenschaftlichen Buchhandels siehe Georg JÄGER, *Buchhandel und Wissenschaft. Zur Ausdifferenzierung des wissenschaftlichen Buchhandels*, Siegen 1990, mit weiteren Nachweisen. Vgl. auch Richard WITTMANN, *Geschichte des deutschen Buchhandels*, 2. Aufl. München 1999, S. 265f.

⁶ Ebd.; *Stadtlexikon* (wie Anm. 2) S. 48f.

⁷ Siehe z.B. Richard MODERHACK, *Braunschweigische Landesgeschichte im Überblick*, Braunschweig 1976, S. 198f.

⁸ Ernst Adolf DREYER, *Friedr. Vieweg & Sohn in 150 Jahren deutscher Geistesgeschichte 1786–1936*, Braunschweig 1936, insbes. S.32ff.; Linus IRMISCH, *Kurze Geschichte der Buchdruckereien im Herzogtum Braunschweig*, Braunschweig 1890, S. 16ff.; *Stadtlexikon* (wie Anm. 2) S. 234f.

⁹ IRMISCH (wie Anm.8) S. 21f.

¹⁰ KERTSCHER (wie Anm. 3) S. 20ff. mit weiteren Nachweisen.

wurde dann der Hallenser Freimaurer, Buchhändler und Stadtrat Carl August Schwetschke (1756–1839) Mitbesitzer des Unternehmens, das er in Hemmerde & Schwetschke umbenannte. 1828 trat sein ältester Sohn Carl Ferdinand Schwetschke (1798–1843) in die Firma ein. Die Verlagsbuchhandlung hieß seither C.A. Schwetschke & Sohn¹¹.

Am 1. Mai 1851 wurde der Verlag an den Schleswig-Holsteiner Moritz Bruhn (1806–1883) verkauft¹². Bruhn wirkte z.Zt. des ersten Dänischen Krieges zunächst als Buchhändler in Schleswig, musste aber 1850 in der Folge der Schlacht bei Idstedt nach Lübeck fliehen und schuf sich dann einen neuen Wirkungskreis durch Ankauf der Verlagsbuchhandlung C.A. Schwetschke & Sohn in Halle¹³. Im Jahr 1852 verlegte er den Geschäftssitz des Verlages nach Braunschweig und errichtete dort zusätzlich eine Buchdruckerei in der Dammstr. Nr. 217, 218. Zur damaligen Zeit gab es in Braunschweig bereits neun Druckereien sowie sieben Verlagsbuchhandlungen¹⁴.

Der Leitung des Verlages C.A. Schwetschke & Sohn gehörte neben Bruhn selbst zunächst auch sein Freund F. Jacobsen an, ebenfalls ein vertriebener Schleswig-Holsteiner. Er verließ jedoch schon um 1866 das Unternehmen und ging zurück in seine Heimat, um dort eine angesehene Stellung in der Verwaltung einzunehmen. Neben Bruhn und Jacobsen spielte auch L. Mack eine wichtige Rolle. Er war Faktor der Verlagsbuchhandlung und erhielt von Bruhn die Erlaubnis, kleinere Drucksachen (so genannte Akzidenzen) auf eigene Rechnung zu drucken. Mack verließ das Unternehmen im Jahr 1868 und zog als Buchdruckereibesitzer nach Bremen¹⁵. Kurz nach dem Weggang von Jacobsen und Mack nahm der 63jährige Moritz Bruhn seinen Sohn Harald Bruhn mit in das Geschäft auf und übertrug ihm 1869 die Buchdruckerei. Für den Verlag erhielt er zunächst gemeinsame Prokura und wurde 1872 Teilhaber. Seit dem 1. Mai 1876 war Harald Bruhn dann alleiniger Verlagsinhaber¹⁶.

Moritz Bruhn starb am 7. August 1883 in Hannover. 1885 verkaufte sein Sohn das Unternehmen an die Buchhändler Wiegandt und Appelhans. Sie behielten die Ver-

¹¹ Ebd. S. 77; Neuer Nekrolog der Deutschen, 2. Theil, Weimar 1848, S. 821. Carl Ferdinands Bruder Carl Gustav Schwetschke (1804–1881), der bei Vieweg in Braunschweig das Druckhandwerk erlernt hatte, übernahm im Jahr 1828 von seinem Vater eine andere bekannte Verlagsbuchhandlung, die unter Gebauer & Schwetschke firmierte. Siehe Erich NEUß, Gebauer-Schwetschke. Geschichte eines deutschen Druck- und Verlagshauses 1733–1933, Halle 1933; Hans-Joachim KERTSCHER, Der Verleger Johann Justinus Gebauer, Halle 1998, sowie Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 33, Leipzig 1891, S. 440ff. (künftig: ADB).

¹² Gesamt-Verlagskatalog des Deutschen Buchhandels (vollständig bis 1880), Bd. 16, Münster i.W. 1881, Sp.233f.; siehe auch IRMISCH (wie Anm. 8) S. 24. Die genauen Modalitäten des Geschäftsüberganges waren im Rahmen des vorliegenden kleinen Beitrags leider nicht zu ermitteln. Nähere Auskunft könnte evtl. der Nachlass Gebauer & Schwetschke im Stadtarchiv Halle geben. Siehe dazu KERTSCHER (wie Anm. 3) S. 105f.

¹³ IRMISCH (wie Anm. 8) S. 24.

¹⁴ Vgl. das – Anfang des Jahres 1853 gedruckte – Braunschweigische Adreß-Buch für das Jahr 1853, Zweite Abteilung, I, S. 29, 166 und IV, S. 112.

¹⁵ IRMISCH (wie Anm. 8) S. 25.

¹⁶ Gesamt-Verlagskatalog (wie Anm. 12), Sp.233f.; Stadtarchiv Braunschweig: H III 3, 86.10 (Nr.409) sowie H VIII A (Nr.593). Unter der Adresse Dammstr. 17 führte Harald Bruhn seit 1870 auch eine Sortimentsbuchhandlung, nämlich die ehemalige Leibrock'sche Hofbuchhandlung, vgl. Braunschweigischen Adreß-Buch für das Jahr 1870, Zweite Abteilung, IV, S. 210. Später widmete er sie in eine Verlagsbuchhandlung um (Bruhns Verlag).

lagsbuchhandlung unter dem eingeführten Namen C.A. Schwetschke & Sohn bei, firmierten aber die Druckerei in Wiegandt & Appelhans um. Neuer Geschäftssitz war die Cellerstr.Nr. 11¹⁷. Zur Zeit des Verkaufs hatten beide Betriebe – Druckerei und Verlag – zusammen ca. 20 Mitarbeiter¹⁸. In Braunschweig existierten Mitte der 1880er Jahre insgesamt vierzehn Buchdruckereien und zwölf Verlagsbuchhandlungen¹⁹.

Wiegandt und Appelhans erweiterten die Druckerei durch die Anschaffung zusätzlicher Drucktypen (d.h. Lettern), eine vierte Würzburger Druckmaschine sowie die Umstellung auf Dampfbetrieb. 1887 schied Wiegandt aus dem Unternehmen aus. Von 1887 bis 1889 war Eugen Appelhans alleiniger Inhaber; 1889 richtete er eine moderne Letterngießerei zur Herstellung von Drucktypen ein. Am 1. Januar 1889 erfolgte der Eintritt des bisherigen Prokuristen Fritz Pfennigstorff in die Druckerei als Teilhaber. Um 1890 waren bereits rund 42 Personen im gesamten Unternehmen beschäftigt (1 Faktor, 22 Setzer, 6 Setzerlehrlinge, 2 Drucker, 2 Druckerlehrlinge, 1 Stereotypengiesser, 1 Buchbinder, 2 männliche und 5 weibliche Hilfsarbeiter)²⁰. 1891 zog der Verlag C.A. Schwetschke & Sohn in die Wilhelmthorpromenade Nr. 3 um²¹. Im Jahr 1900 wurde er vollständig in die Verlagsbuchhandlung E.Appelhans u. Comp. integriert²². Seine 72jährige Namenstradition war damit beendet.

1908 übernahm der Hofbuchhändler Rudolf Stolle zusammen mit Gustav Rosenlieb das Appelhanssche Unternehmen. Nach deren Tod führte es Hans Stolle, der Sohn von Rudolf Stolle, fort und erwarb 1940 eine Druckerei in Salzgitter hinzu²³. 1962 verkaufte er das Unternehmen aus Altersgründen an Karl und Joachim Ruth. Salzgitter wurde jetzt für mehrere Jahrzehnte zum Hauptsitz der Firma Appelhans, deren Schwerpunkt auf der Produktion von Drucksachen lag. 1989 übernahm Oliver Ruth die Geschäftsleitung und begann mit neuen Projekten den alten Buchverlag wiederzubeleben. Im Jahr 1998 kehrte der traditionsreiche Appelhans-Verlag schließlich in seine angestammte Heimat Braunschweig zurück²⁴.

¹⁷ IRMISCH (wie Anm. 8) S. 25; Braunschweigesches Adreß-Buch für das Jahr 1886, Zweite Abteilung, S. 349. Harald Bruhn führte seinen eigenen Verlag (Bruhns Verlag) fort und befasste sich dabei vor allem mit naturwissenschaftlichen, technischen und medizinischen Publikationen. Am 9. August 1900 beging er Selbstmord durch einen Herzschuss im eigenen Bett (siehe StA Wf 3 Z Nr.4).

¹⁸ IRMISCH (wie Anm. 8) S. 25; Internet-Homepage des Appelhans-Verlages (wie Anm. 2). Im Stadtlexikon (wie Anm. 2) S. 20 wird dagegen statt 1885 das Jahr 1887 für die Geschäftsübernahme genannt.

¹⁹ Braunschweigesches Adreß-Buch für das Jahr 1884, Zweite Abteilung, IV, S. 328.

²⁰ IRMISCH (wie Anm. 8) S. 26.

²¹ Braunschweigesches Adreß-Buch für das Jahr 1891, Zweite Abteilung, S. 406.

²² Braunschweigesches Adressbuch für das Jahr 1901, Zweite Abteilung, S. 240f.

²³ Braunschweigesches Biographisches Lexikon 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. von Horst-Rüdiger JARCK und Günter SCHEEL, Hannover 1996, S. 596; Stadtlexikon (wie Anm. 2) S. 21; Heinz MOLLENHAUER, Zum Geschäftsjubiläum des Heimatverlages E.Appelhans & Co. in Braunschweig, Brg. Heimat, 40. Jahrgang 1954, S. 90ff.

²⁴ Internet-Homepage des Appelhans-Verlages (wie Anm. 2).

Bedeutende Verlagspublikationen und Buchprojekte

Überblick

Den Schwerpunkt des Geschäftsnachlasses bilden Briefe und Autorenverträge zu unterschiedlichsten Wissenschafts- und Fachpublikationen des Verlages C.A. Schwetschke & Sohn. Sie stammen vorwiegend aus der Zeit von 1852 bis 1885. So sind aus dem Bereich Geschichtswissenschaft mehrere interessante Schriftstücke zur Entstehung von Wilhelm Giesebrechts berühmtem fünfbändigem Standardwerk „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ (1855ff.) vorhanden²⁵. Der Nachlass enthält auch Briefe des Historikers Gustav Droysen²⁶ und des Orientalisten Justus Olshausen²⁷. Die Fachdisziplin Kunstgeschichte ist mit fünf Briefen sowie dem Verlagsvertrag zu Heinrich von Brunn zweibändiger „Geschichte der griechischen Künstler“ (1853ff.) vertreten²⁸. Zur Rechtswissenschaft gibt es neben dem Verlagsvertrag für Otto Stobbes²⁹ „Abhandlungen deutschjuristischen Inhalts“ (1864) und seine Monografie „Die Juden Deutschlands während des Mittelalters“ (1865) auch aufschlussreiche Dokumente zum (letztendlich gescheiterten) Projekt einer „Geschichte des deutschen Rechts“ von Georg Beseler³⁰.

C.A. Schwetschke publizierte auch einen Klassiker der damals erst im Entstehen begriffenen Technikwissenschaft, nämlich die „Geschichte der theoretischen Maschinenlehre“ (1884) von Christian Moritz Rühlmann³¹. Hierzu befindet sich der Verlags-

²⁵ Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Giesebrecht (1814–1889), ein bedeutender Schüler von Ranke und Hegel, lehrte als Geschichtsprofessor in Königsberg und München. Siehe Neue Deutsche Biographie, Bd. 6, Berlin 1964, S. 536 (künftig: NDB).

²⁶ Prof. Dr. Johann Gustav Droysen (1808–1884) lehrte als Geschichtsprofessor in Kiel, Jena und Berlin. Er ist einer der Väter der modernen Geschichtswissenschaft und begründete u.a. die quellenkritische Methode, die ganz erheblichen Einfluß auf die Historiographie hatte. Siehe NDB 4, 1959, S. 135ff.

²⁷ Prof. Dr. Justus Olshausen (1800–1882) lehrte als Professor für Orientalistik an den Universitäten Kiel und Königsberg. Siehe ADB 24, 1887, S. 328ff.

²⁸ Prof. Dr. Heinrich von Brunn (1822–1894) war zunächst Mitarbeiter Theodor Mommsens und später Sekretär am Archäologischen Institut in Rom. Ab 1865 lehrte er als Professor der Archäologie in München; zugleich war er auch Direktor der Glyptothek. Von Brunn gilt als ein wichtiger Erneuerer der Archäologie. Er war einer der Pioniere in der Verbindung aus ästhetischer Kunstannäherung und wissenschaftlicher Analyse. Siehe NDB 2, 1955, S. 679f.

²⁹ Prof. Dr. Otto Stobbe (1831–1887) lehrte als Rechtsprofessor in Königsberg, Breslau und Leipzig. Seine Abhandlung zur Rechtsstellung der deutschen Juden im Mittelalter begründete dieses eigenständige Forschungsgebiet. Siehe Deutsche Biographische Enzyklopädie, Bd. 9, Darmstadt 1998, S. 536 (künftig: DBE) sowie Bettina Scholze, Otto Stobbe (1831–1887). Ein Leben für die Rechtsgermanistik, Berlin 2002.

³⁰ Prof. Dr. Georg Beseler (1809–1888) lehrte als Rechtsprofessor in Basel, Greifswald und Berlin. Er war einer der bedeutendsten Rechtswissenschaftler und Germanisten des 19. Jh. und trat auch als Politiker hervor, unter anderem als Mitglied der Kaiserdeputation in der Frankfurter Nationalversammlung von 1848. Siehe NDB 2, 1955, S. 174f.

³¹ Prof. Dr. Christian Moritz Rühlmann (1811–1896) unterrichtete zunächst an der Königlichen Gewerbeschule zu Chemnitz, einer Vorläuferin der heutigen Technischen Universität, und lehrte dann als Professor für Maschinenbau an der Höheren Gewerbeschule in Hannover. Er gilt als einer der Väter der Maschinenbauwissenschaft und hatte wesentlichen Anteil an der Verwissenschaftlichung des Technikunterrichts ab der zweiten Hälfte des 19. Jh. Siehe ADB 53, 1907, S. 587ff.; DBE 8, 1998, S. 451 sowie die Internet-Homepage der TU Chemnitz (TU-Spektrum 1/1996, <http://archiv.tu-chemnitz.de/pub/2002/0149/data/14.html>, letzter Abruf: 28.7.2005).

vertrag im Geschäftsnachlass. Weitaus umfangreichere Dokumente – 18 Briefe, zwei Verträge und ein Verlagsprospekt – sind zur deutschen Ausgabe eines naturwissenschaftlichen Standardwerkes erhalten, nämlich Sheridan Muspratts³² „Theoretische, praktische und analytische Chemie in Anwendung auf Künste und Gewerbe“, übersetzt von Friedrich Stohmann³³ (1855). Später wurde das Werk von Stohmann und Bruno Kerl³⁴ zu einem „Enzyklopädischen Handbuch der technischen Chemie“ umgearbeitet, dem Vorläufer eines heute noch gebräuchlichen chemischen Lexikons von Fritz Ullmann („Ullmann's encyclopedia of industrial chemistry“, 5. Aufl. 1985ff.)³⁵.

Eine Liste aller vom Verlag C.A. Schwetschke & Sohn bzw. den Verlegern Moritz und Harald Bruhn sowie dem Nachfolgeverlag Appelhans veröffentlichten Druckschriften bis zum Jahr 1893 wurde ab 1881 in einem deutschen Verleger-Gesamtkatalog publiziert³⁶. Nachgewiesen sind u.a. die jeweiligen Auflagen der Werke und teilweise auch Preisangaben. Die vollständige Auswertung dieser Quelle ist hier nicht möglich; bemerkt sei lediglich, dass sich nur wenige Brunsvicen darunter befinden. Eine wichtige Ausnahme ist der umfangreiche erste Band des großen „Urkundenbuches der Stadt Braunschweig“ (1873). In der Vorrede wurde der Verlagsbuchhandlung C.A. Schwetschke & Sohn vom Herausgeber, dem verdienstvollen Stadtarchivar Ludwig Hänselmann³⁷, *hoher Dank* für die aufwändige und würdige Ausstattung des Buches ausgesprochen. Die Bände 2 und 3 des Urkundenbuches verlegte ebenfalls noch C.A. Schwetschke & Sohn, danach erschien das Werk beim Nachfolgeverlag Appelhans.

Erwähnenswert sind in diesem Zusammenhang noch zwei im Ergebnis leider fruchtlose Autorenkontakte des Verlages mit Bezug zur Region Braunschweig: So wünschte Harald Bruhn 1884 von Hänselmann Ausarbeitungen über „Gedenktage aus der braunschweigischen Geschichte“, genauer gesagt: Zusammenstellungen über

³² James Sheridan Muspratt (1821–1871), der mit Justus von Liebig und später auch mit August von Hofmann zusammenarbeitete, gründete das Liverpool College of Chemistry und wurde vor allem durch sein zweibändiges Werk „Chemistry, Theoretical, Practical and Analytical as applied and relating to the Arts and Manufactures“ bekannt. Siehe Meyers Konversations-Lexikon, 5. Aufl., Bd. 12, Leipzig 1896, S. 679.

³³ Prof. Dr. Friedrich Stohmann (1832–1897) war Assistent des bekannten Chemikers Thomas Graham am London College for Chemistry und wirkte ab 1862 drei Jahre in Braunschweig als Leiter einer landwirtschaftlich-chemischen Versuchsstation. Später lehrte er als Professor für Agrikulturchemie in Halle und Leipzig, wo er ein landwirtschaftlich-physiologisches Institut gründete. Bekannt wurde er neben dem „Enzyklopädischen Handbuch der technischen Chemie“ auch mit wichtigen Beiträgen zu Fragen der Agrikultur, z.B. zur Düngung und Bodenuntersuchung. Siehe ADB 54, 1908, S. 543ff. sowie die Internet-Homepage <http://catalogus-professorum-halensis.de/stohmannfriedrich.html>, letzter Abruf: 28.7.2005.

³⁴ Der Chemiker Bruno Kerl (1824–1905) lehrte von 1867 bis 1897 als Dozent an der Bergakademie in Berlin, siehe NDB 11, 1977, S. 514f.; DBE 5, 1997, S. 509.

³⁵ Vgl. die Internet-Homepage der TU Hamburg-Harburg zur Geschichte chemischer Handbücher und Nachschlagewerke (www.tu-harburg.de/b/hapke/beilst.html, letzter Abruf: 28.7.2005).

³⁶ Gesamt-Verlagskatalog (wie Anm.12), Sp.189–196: Verlagsprodukte der Firma Harald Bruhn; Sp.233–296: Verlagsprodukte der Firma C.A. Schwetschke & Sohn (Inhaber Moritz Bruhn); Bd.16, Ergänzungsband, erste Abteilung, Münster i.W. 1893–1894, Sp.2913–2920: Verlagsprodukte der Firma Appelhans und Pfennigstorf; Sp.2957–2966: Verlagsprodukte der Firma C.A. Schwetschke & Sohn (Inhaber Appelhans und Pfennigstorf) seit 1885. Neben der Auflistung der Verlagsprodukte enthält der Katalog auch Eckdaten zur jeweiligen Firmengeschichte.

³⁷ Vgl. zum Stadthistoriker Hänselmann (1834–1904) Biographisches Lexikon (wie Anm.23) S. 240.

braunschweigische Prinzen in ausländischen Stellungen sowie im Krieg Gefallene, über welfische Prinzessinnen, die in fremden Fürstenhäusern verheiratet waren und sonstige „berühmte Braunschweiger“³⁸. Im gleichen Jahr erkundigte er sich bei Hänselmann auch nach der Adresse des Schriftstellers, Zeichners und Malers Wilhelm Busch³⁹. Zu konkreten Buchprojekten ist es allerdings in beiden Fällen wohl nie gekommen.

Aus dem vielfältigen Nachlass im StA Wf werden im Folgenden drei Beispiele herausgegriffen und näher beleuchtet: Wilhelm Giesebrechts bekanntes historisches Werk „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“, Georg Beselers gescheitertes juristisches Buchprojekt einer „Geschichte des deutschen Rechts“ und Heinrich von Brunns Standardwerk der Archäologie, die „Geschichte der griechischen Künstler“.

Wilhelm Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit

Wilhelm Giesebrechts fünfbändige, zugleich wissenschaftliche und volkstümliche „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ war einer der wenigen großen Bucherfolge der kritischen Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert, nur noch übertroffenen von Treitschkes „Deutsche Geschichte“⁴⁰. Im Jahr 1855 erschien der erste Band des Werkes, 1888 der letzte. Trotz kostspieligem Satz und Druck wurde Giesebrechts populäres Standardwerk in fünf, teilweise überarbeiteten, Auflagen verbreitet. Bruhn verkaufte die Buchrechte im Jahr 1884 an einen Leipziger Verlag. Die in gehobener Sprache glänzend geschriebenen Bände umfassen die Zeitspanne bis etwa 1180 und bestimmten lange Zeit das deutsche Mittelalterbild. Sie waren im 20. Jahrhundert noch teilweise grundlegend, u.a. für die Charakterisierung Heinrichs des Löwen. Insgesamt verklärte Giesebrecht die Kaiserzeit als Höhepunkt der deutschen Geschichte.

Mehr oder weniger durch Zufall gelang es Moritz Bruhn, den in den 1850er Jahren noch jungen und wenig bekannten Historiker an den Verlag zu binden. Einige Jahre früher war Giesebrecht nämlich bereits mit einem ähnlichen Projekt an den Konkurrenzverlag Vieweg in Braunschweig herangetreten. Hier hatte er aber schlechte Erfahrungen gemacht, wie er in einem Brief an C.A. Schwetschke & Sohn vom 6. November 1853 schilderte:

Im Anfang des Jahres 1850 machte ich Herrn Vieweg, nachdem die Angelegenheit bereits vorher eingeleitet war, das Anerbieten zu einem ähnlichen Unternehmen, das jedoch auf sechs Bände berechnet war und sich über die Kaiserzeit hinaus auf das ganze Mittelalter erstrecken sollte, die ersten Bände wollte ich selbst, die anderen einige Freunde von mir, namentlich Abel,⁴¹ schreiben. Herr Vieweg ging sogleich sehr bereitwillig auf das Unternehmen ein, und wir einigten uns über alle Punkte, so daß, nachdem einige Briefe gewechselt waren, an die Ausführung geschritten werden soll-

³⁸ Stadtarchiv Braunschweig: H III 3, 86.10 (Nr.409).

³⁹ Ebd. Über die Beziehung von Wilhelm Busch (1832–1908) zur Region Braunschweig siehe Dieter LENT, *Miscellanea zum Thema Wilhelm Busch und Wolfenbüttel*, BsJb Bd.68, 1987, S. 133–140.

⁴⁰ NDB 6, 1964, S. 381f.

⁴¹ Dr. Otto Abel (1824–1854), Historiker, war Mitarbeiter an der Quellensammlung „*Monumenta Germaniae Historica*“ und ab 1851 Privatdozent in Bonn, vgl. ADB 1, 1875, S. 15f.

te. Obwohl wir uns gegenseitig beiderseits Zusagen gegeben hatten, war mir ein förmlicher Kontrakt doch etwas werth und ich bat um denselben, indem ich mich sogleich erbot, Herrn Vieweg, wenn er es wünschte, den Entwurf eines solchen zu übersenden. Unter dem 29. Juli 1850 erhielt ich einen Brief von Herrn Vieweg, worin er um den Entwurf des Kontrakts bat, im übrigen aber auf raschen Angriff der Arbeit drang. Den 4. August übersandte ich den Entwurf des Kontrakts, erhielt jedoch weder denselben zurückgeschickt noch irgendeine Antwort. Ich bat endlich den 31. December um irgendeine Erklärung, da ich mich Herrn Vieweg gegenüber verbunden wusste, erhielt aber auf diesen Brief wie auf einen anderen vom 8. April 1851 nicht eine Zeile zur Antwort. Obwohl mich nun Herr Vieweg auf keine Weise der gegen ihn eingegangenen Verpflichtung entlassen hat, glaube ich doch einem so befremdlichen Betragen gegenüber keine Verbindlichkeit gegen ihn mehr zu haben⁴².

Weil Giesebrecht über das Verhalten Viewegs sehr irritiert war, wandte er sich mit seinem neuen Projekt an C.A. Schwetschke & Sohn. Der Buchhändler Moritz Bruhn war ihm von seinem Professorenkollegen Müllenhoff⁴³ aus Kiel empfohlen worden. Giesebrecht übersandte Bruhn ein erstes Fragment des Manuskripts mit der Bitte um Prüfung. Seine Darstellung der Kaiserzeit beruhe durchweg auf den Quellen, mit denen er sich fast 20 Jahre beschäftigt habe. Er – Giesebrecht – wolle bald mit dem ersten Band der Arbeit ans Licht treten und *das Kind aus der Berliner Luft heraus etwas in das Freie setzen*⁴⁴. Das Manuskript sei schon soweit vollendet, dass er den geplanten ersten Band übersehen könne. Bevor er an die Fortsetzung gehe, wolle er aber zunächst den Eindruck seiner Arbeit abwarten. Deshalb wünsche er auch zunächst nur für den ersten Band zu kontrahieren, dies sei für beide Teile das Sicherste. Er rechne zwar mit einem weiten Leserkreis über die Fachwelt hinaus, sei aber trotzdem sehr im Zweifel: *ob ich meinen Zweck erreichen werde, steht freilich dahin*⁴⁵. Das Werk war zunächst nur auf drei Bänden angelegt, wobei der erste Band bereits für Ostern 1854 zum Druck vorgesehen war und 30 Druckbogen im Oktav-Format umfassen sollte. Giesebrechts Honorarwunsch betrug bei einer Auflage von 1500 Exemplaren 15 Reichstaler Gold pro Bogen, bei 2000 Exemplaren 20 Reichstaler Gold. Für eine zweite Auflage forderte er das gleiche Honorar. Im Gegensatz zu Vieweg reagierte Moritz Bruhn sehr rasch auf die Offerte und übersandte nur wenige Tage nach Erhalt des Briefes den Entwurf eines Verlagsvertrages. Giesebrecht stimmte dem Vertrag bis auf einige kleine Änderungen zu⁴⁶. Bruhn drängte auf Druckbeginn schon ab Neujahr 1854, Giesebrecht bedingt sich aber Zeit bis Ostern 1854 für die Endfassung des Manuskripts aus. Als Honorar einigten sie sich auf drei Louisdor bei

⁴² Brief von Giesebrecht an den Verlag C.A. Schwetschke & Sohn v. 6. November 1853, StA Wf 299 N 312.

⁴³ Prof. Dr. Karl Müllenhoff (1818–1884) war ab 1846 Professor der deutschen Sprache, Literatur und Altertumskunde zunächst in Kiel und später in Berlin, vgl. NDB 18, 1997, S. 308f.

⁴⁴ Brief von Giesebrecht an den Verlag C.A. Schwetschke & Sohn v. 6. November 1853 (wie Anm. 42).

⁴⁵ Ebd.

⁴⁶ Brief von Giesebrecht an den Verlag C.A. Schwetschke & Sohn v. 10. November 1853, StA Wf 299 N 312.

einer Auflage von 1500 Ex. und vier Louisdor bei einer Auflage von 2000 Exemplaren⁴⁷. Anderthalb Jahre nach Vertragsschluss erschien Band 1 der „Geschichte der Kaiserzeit“ und wurde ein durchschlagender Erfolg. Im Vorwort vom 4. August 1855 dankt Giesebrecht *dem trefflichen Verleger des Buchs, der mit patriotischer Wärme den Plan des Verfassers ergriffen, mit liebenswürdiger Zuvorkommheit allen Wünschen desselben entsprochen und ihm dadurch wesentlich die Arbeit erleichtert hat.*

Das Erfolgswerk erschien in fünf Auflagen, die von C.A. Schwetschke & Sohn auch jeweils besonders beworben wurden. So fertigte z.B. der Braunschweiger Stadthistoriker Hänselmann im Jahr 1881 den Entwurf für einen siebenseitigen Verlagsprospekt, der die „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ auf höchst patriotische Weise lobte⁴⁸.

Georg Beseler, Geschichte des deutschen Rechts

Georg Beselers „Geschichte des deutschen Rechts“ ist ein bekanntes Beispiel für ein gescheitertes wissenschaftliches Großprojekt. Die Dokumente im Verlagsnachlass geben einen interessanten Einblick in die Planungen des bedeutenden Juristen. Beseler, dessen dreibändiges Hauptwerk „System des gemeinen deutschen Privatrechts“ gerade abgeschlossen war, wandte sich im Juni 1855 mit seinem neuen Projekt an Moritz Bruhn:

Vorläufig theile ich Ihnen nur folgende Grundzüge meines Planes – natürlich im strengsten Vertrauen – mit. Schon vor der Ausarbeitung des Deutschen Privatrechts trug ich mich mit der Absicht, eine deutsche Rechtsgeschichte zu schreiben; und dieser Gedanke hat mich unter anderen Arbeiten und Geschäften nie verlassen. Sollte ein solches Unternehmen dem heutigen Standpunkte der Rechtswissenschaft entsprechen, so muß es von dem Zustande des älteren deutschen Rechts ein aufrichtiges Bild gewähren; es muß die Übergangsperiode der älteren in die neuere Zeit bestimmt und deutlich charakterisieren und die jüngste Entwicklung des deutschen Rechtswesens in ihren entscheidenden Punkten bezeichnen⁴⁹.

Bruhn war von Beselers Vorstellungen sehr angetan und wollte das Werk publizieren. Noch bevor ihm Manuskripte vorlagen druckte er im Mai 1856 einen vierseitigen Verlagsprospekt, der auf einem schriftlichen Entwurf Beselers beruhte und das Projekt genauer umriss⁵⁰.

Beseler plante danach als Herausgeber einer sechsbändigen „Geschichte des deutschen Rechts“ zu fungieren, die er in vier bis sechs Jahren vollenden wollte. Der erste

⁴⁷ Verlagsvertrag vom 11./12. November 1853 (Abschrift), StA Wf 299 N 312.

⁴⁸ Stadtarchiv Braunschweig: H III 3, 86.10 (Nr.409). Giesebrecht hatte diesen Prospekttext noch selbst durchgesehen, ebd. H III 3, 86.3 (Nr.58).

⁴⁹ Brief von Beseler an den Verlag C.A.Schwetschke & Sohn v. 29. Juni 1855, StA Wf 299 N 312. Siehe zum Projekt auch ADB 46, 1902, S. 461.

⁵⁰ Verlagsprospekt C.A. Schwetschke & Sohn vom Mai 1856 und Prospektentwurf von Beseler [1856], StA Wf 299 N 312.

Band sollte die „Rechtsquellen“ behandeln und von Prof. Dr. Johannes Merkel⁵¹ aus Halle geschrieben werden, soweit ihm seine anderweitigen Verpflichtungen dies gestattet. Alternativ war Prof. Dr. Otto Stobbe⁵² aus Königsberg vorgesehen. Den zweiten Band, „Staatsrecht“, wollte Beseler selbst schreiben. Für den dritten Band („Privatrecht“) gab es noch keinen Autor. Den vierten Band „Civilprozeß und Criminalprozeß“ sollte Prof. Dr. Planck⁵³ aus Kiel fertigen. Für den fünften Band zum „Strafrecht“ hatte Beseler bislang keinen Autor angefragt. Der sechste und abschließende Band zum „Kirchenrecht“ war für Oberkonsistorialrath Prof. Dr. Richter⁵⁴ aus Berlin vorgesehen.

Das ambitionierte Projekt wurde leider nie verwirklicht. Evtl. waren dafür neben anderen Berufspflichten und Publikationsplänen Beselers auch wirtschaftliche Gründe ausschlaggebend, z.B. weil es trotz der Verlagsankündigung möglicherweise nicht gelang, genügend Subskribenten zu gewinnen.

Heinrich von Brunn, Geschichte der griechischen Künstler

Heinrich von Brunn's bedeutende „Geschichte der griechischen Künstler“ erschien in den Jahren 1853 und 1855/56 in zwei Bänden. Für den ersten Band („Geschichte der griechischen Bildhauer“) wurde noch im Jahr 1910 – über 50 Jahre nach Erscheinen – die begeisterte Aufnahme im Gelehrtenkreis und die bestechend klare Konzeption des Werkes gefeiert⁵⁵. In den 1850er Jahren war v. Brunn ein noch wenig bekannter Mitarbeiter Theodor Mommsens am Archäologischen Institut in Rom. Moritz Bruhn gewann ihn als Autor durch die Vermittlung des Privatdozenten Hertz⁵⁶, der von dem Verleger mit Hochachtung als einem *geachteten Mann und einer renommierten Firma*⁵⁷ sprach. In einem Brief vom September 1851 umriss der Archäologe Gliederung und Inhaltsskizze seines Werkes, das er zusammenfassend stolz wie folgt charakterisierte: *So ist denn allerdings die Künstlergeschichte ein wesentliches Stück Kunstgeschichte geworden, oder richtiger: ... die Grundlage für die Kunstgeschichte*⁵⁸. Das Werk sollte 40 Druckbogen im Oktav-Format umfassen und

⁵¹ NDB 17, 1994, S. 146f.; DBE 7, 1998, S. 73f.

⁵² Siehe Anm. 29.

⁵³ Prof. Dr. Julius Wilhelm von Planck (1817–1900) war seit 1850 Rechtsprofessor in Kiel. Er galt als ausgewiesener Prozessrechtler, vgl. Meyers Konversations-Lexikon, 5. Aufl., Bd.13, Leipzig 1896, S. 971.

⁵⁴ Prof. Dr. Aemilius Ludwig Richter (1808–1864) war seit 1846 Professor für Kirchenrecht in Berlin. Seine Werke hatten entscheidenden Einfluss auf dieses Rechtsgebiet, vgl. ADB 53, Leipzig 1907, S. 340ff.

⁵⁵ ADB 55, 1910, S. 691ff., insbes. S. 698. Die umfangreichen Nachlässe Heinrich v. Brunn's sind nachgewiesen in: Die Nachlässe in den Bibliotheken der Bundesrepublik Deutschland, bearb. von L. Dencke, 2. Aufl., Boppard a. Rhein, 1981, S. 46 sowie in: Die Nachlässe in den deutschen Archiven, bearb. von W.A.Mommsen, Boppard am Rhein, 1971, S. 71.

⁵⁶ Prof. Dr. Martin Julius Hertz (1818–1895) war ein bedeutender klassischer Philologe. Er lehrte bis 1855 als Privatdozent in Berlin und danach als ordentlicher Professor in Greifswald und Göttingen. Siehe ADB 50, 1905, S. 259ff.; NDB 8, 1969, S. 710ff.; DBE 4, 1996, S. 653. – Im StA Wf 299 N 312 liegen vier Briefe von Hertz.

⁵⁷ Brief von Hertz an v. Brunn v. 18. September 1851, StA Wf 299 N 312.

⁵⁸ Brief von v. Brunn an Hertz v. 6. September 1851, StA Wf 299 N 312.

sich nicht nur an das wissenschaftliche Publikum, sondern auch an einen größeren Lesekreis wenden. Verleger und Autor wechselten in der Folge mehrere Briefe, wo sie die Details der Inverlagnahme festlegten. Als Autorenhonorar forderte v. Brunn zwei Friedrichsdor je Druckbogen, die er für eine – allerdings nie verwirklichte⁵⁹ – Griechenlandreise verwenden wollte. Die Korrektur der Druckfahnen mochte v. Brunn nicht selbst vornehmen. Stattdessen sollte der Verlag einen guten Philologen beauftragen: *Tüchtige Gelehrte sind zuweilen schlechte Korrektoren*⁶⁰, stellte v. Brunn hierzu scherzhaft und selbstkritisch fest. Trotz gewisser Bedenken Bruhns, der das Werk für schwer verkäuflich hielt, kam es zu einem raschen Abschluss der Verhandlungen. Der Verlagsvertrag wurde bereits im Oktober 1851 geschlossen. Im Januar 1852 schickte v. Brunn sein erstes Teilmanuskript. Etwas später äußerte er den Wunsch, dass sein Buch – wie dann auch geschehen – in zwei Bände aufgeteilt werden sollte⁶¹. Im Jahr 1853 erschien der erste Band, 1855/56 der zweite. Das gesamte Werk umfasste über 1000 Druckseiten – weitaus mehr, als ursprünglich geplant.

Vom Verlag abgelehnte Manuskripte

Aufschlussreich und einer speziellen Untersuchung wert ist eine jahresweise von 1839 bis 1879 geführte Liste der vom Verlag abgelehnten rund 720 Anträge auf Übernahme zum Druck. Die Angebotszahlen schwanken jeweils pro Jahr zwischen fünfzig (Jahr 1854) und zwei (Jahr 1874) Offerten. Unter den Einsendern überwiegen Akademiker: Promovierte und habilitierte Wissenschaftler der verschiedensten Disziplinen (etwa Theologen, Philologen, Historiker, Pädagogen, Mediziner, Geographen, Naturwissenschaftler, Nationalökonomien), aber auch Techniker und andere akademisch ausgebildete Praktiker. Auffallend sind die vielen religiös-theologischen bzw. weltanschaulich-philosophischen Einsendungen. Regional gesehen sind Anbieter u. a. aus dem mitteldeutschen, obersächsisch-thüringischen Raum stark vertreten. Auf der Liste abgelehnter Werke finden sich bekannte Namen. Hier seien nur einige auffallende bzw. umstrittene Persönlichkeiten erwähnt:

Der Historiker Eduard Vehse (1802–1870)⁶² bot 1850 seine „Sittengeschichte der deutschen Höfe (I. Preußen)“ vergeblich an. Damit ist Bruhn, der die Verlagsbuchhandlung damals noch in Halle führte, ein äußerst populäres, aber auch stark kritisiertes und skandalträchtiges Werk entgangen, das von 1851 bis 1858 in 48 Bänden in einem Hamburger Verlag erschien. Der anarchistisch-atheistisch geprägte Philosoph Max Stirner (1806–1856)⁶³, der vor der 1848er Revolution durch seinen Aufsehen erregenden Bestseller „Der Einzige und sein Eigentum“ berühmt-berüchtigt wurde, offerierte 1853 folgende Schrift zum Druck: „Der Christ. Eine mystische Abhandlung“. David Friedrich Strauß (1808–1874)⁶⁴, ein bedeutender Theologe (kon-

⁵⁹ NDB 2, 1955, S. 679f.

⁶⁰ Brief von v. Brunn an den Verlag C.A. Schwetschke & Sohn v. 15. Oktober 1851, StA Wf 299 N 312.

⁶¹ Brief von v. Brunn an den Verlag C.A. Schwetschke & Sohn v. 10. Juli 1852, StA Wf 299 N 312.

⁶² ADB 39, 1895, S. 530f.

⁶³ DBE 9, 1998, S. 535f.; Brockhaus-Enzyklopädie, Bd. 21, 19. Aufl. Leipzig 1993, S. 234.

⁶⁴ ADB 36, 1893, S. 538ff.

trovers diskutiertes Hauptwerk: „Das Leben Jesu“, 1832) wollte 1855 bei C.A. Schwetschke & Sohn die Biographie des Humanisten Nikodemus Frischlin herausbringen. Ebenfalls im Jahr 1855 bemühte sich der radikal-nationalrevolutionäre und später linksliberale Politiker August Ludwig von Rochau (1810–1873)⁶⁵, der in Wolfenbüttel aufgewachsen war, vergeblich um die Veröffentlichung einer „Politischen Broschüre“.

Von Braunschweiger Einsendern seien nur drei Schriftsteller genannt: Wolfgang Griepenkerl (1810–1868) bot u.a. eine Tragödienausgabe an, Ernst Heusinger (1792–1884) wollte u.a. historische Publikationen drucken lassen und Dr. Hermann Klencke (1813–1881) sandte ein „Revolutionsbekenntnis 1848“ ein⁶⁶. Der aus Othrum bei Wolfenbüttel gebürtige hannoversche Bibliothekar Eduard Bademann (1807–1906) bot 1876 ein „Lebensbild des Herzogs Julius von Braunschweig“ an, das leider – abgesehen von wichtigen gedruckten Teilstücken – als vollständige Biographie nie erschienen ist⁶⁷. Wie dieses Projekt sind wohl auch viele andere der in der Ablehnungsliste benannten Manuskriptangebote nie gedruckt worden. Zu den Ablehnungsgründen ist aus dem Geschäftsnachlass nichts ersichtlich. Da aber einige der Angebote durchaus erkennbares Verkaufspotential hatten, lehnte Moritz Bruhn wohl auch nach anderen als rein wirtschaftlichen Kriterien Manuskripte ab, um sein seriöses, vorwiegend wissenschaftliches Programmprofil nicht zu verwässern.

Fazit

Der Geschäftsnachlass des Verlages C.A. Schwetschke & Sohn gibt einen sehr interessanten Einblick in die Entstehung bedeutender wissenschaftlicher Werke des 19. Jahrhunderts. Dem kleinen, inzwischen leider kaum noch bekannten Braunschweiger Wissenschaftsverlag gelang es, herausragende Persönlichkeiten an sich zu binden, die ihm ihre Werke anvertrauten. Dies lag vor allem an dem sehr kompetenten und umsichtigen Verleger Moritz Bruhn, der heute zu Unrecht fast vergessen ist. Seine weitreichenden Kontakte zu führenden Gelehrten der damaligen Zeit ermöglichten den Aufbau eines vielseitigen Wissenschaftsprogramms. Diese Vielseitigkeit war aber möglicherweise auch eine gewisse Schwäche, die eine bleibende Verlagsprofilierung verhinderte. Anders als etwa dem Braunschweiger Vieweg Verlag, der sich schon früh auf Natur- und Technikwissenschaften spezialisierte oder dem Nördlinger und späteren Münchner Verlag C.H. Beck, der sich vor allem als rechtswissenschaftlicher Verlag positionierte, gelang Moritz Bruhn ein solches klares, auf ein oder zwei Wissenschaftsdisziplinen ausgerichtetes Programmprofil nicht: Über Recht, Geschichte,

⁶⁵ Biographisches Lexikon (wie Anm. 23) S. 493f.; NDB 21, 2003, S. 685f.

⁶⁶ Zu diesen drei Schriftstellern siehe Biographisches Lexikon (wie Anm. 23) S. 224, 273 und 320.

⁶⁷ Ebda., S. 74. In einem Brief vom 5.8.1875 an Archivrat Dr. Schmidt in Wolfenbüttel teilte Bademann mit, dass er gerne eine „vollständige Biographie des Herzogs Julius“ schreiben wolle, wenn er einen Verleger fände (StA Wf, eingeheftet im Bd. M 743 der Dienstbibliothek).

Kunstgeschichte sowie Technik- und Naturwissenschaften waren die Publikationen thematisch breit – vielleicht zu breit – gestreut⁶⁸. Auch sein Sohn Harald Bruhn, der den Verlag fortführte, konnte das Programm nicht eingrenzen, ganz im Gegenteil: Sein starkes Interesse an naturwissenschaftlichen, technischen und medizinischen Publikationen führte eher zu einer noch weiteren Aufspaltung des Programms. So war es nur konsequent, dass er den Verlag nach dem Tod seines Vaters an die Buchhändler Wiegandt und Appelhans verkaufte und sich fortan seinen eigenen, spezialisierten Publikationsvorhaben widmete.

⁶⁸ Zur Bedeutung von klaren Programmprofilen mit eingeführten, zu Markennamen avancierten Titeln für eine feste Verlagsbindung der Kunden siehe z.B. JÄGER (wie Anm.5) S. 10.

„Wer aber vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart.“

Dr. med. Julius Bockemüller – Opfer nationalsozialistischer
Willkürherrschaft

von

Diethelm Krause-Hotopp

„Heute ist der letzte Tag meines Lebens, eines Lebens, das in den letzten 10 Jahren, wie Du ja weißt, viel Kampf und viele Enttäuschungen mit sich gebracht hat. Ich scheidet aus dieser Welt und hoffe, dass mir Gott gnädig sein möge.“

So beginnt der Abschiedsbrief des Sicker¹ Arztes Dr. Julius Bockemüller, geschrieben in den Morgenstunden des 21. April 1943, gerichtet an seine Haushälterin „Lini“ (Maria Elisabeth Hoffmann). An diesem Tag wurde er in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Der Brief endet mit den Sätzen: „Grüße auch alle Bekannten von mir und sage ihnen, dass ich keinem Menschen je etwas Schlechtes getan habe oder gewünscht habe. Ich trete jetzt vor meinen Gott, möge er mir gnädig sein.“

„Wer aber vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart. Wer sich der Unmenschlichkeit nicht erinnern will, der wird wieder anfällig für neue Ansteckungsgefahren“². Im Sinne Weizsäckers will diese Ausarbeitung über das Schicksal des Sicker Arztes berichten. Dabei wird den Fragen nachgegangen, wie es zur Verhaftung kam, wie der Prozess vor dem Volksgerichtshof abließ und wie später von der Justiz der Bundesrepublik Deutschland gegen die Schuldigen ermittelt worden ist. Im Sinne einer Geschichte von unten, in deren Mittelpunkt das Leben und Leiden der „kleinen Leute“ steht, soll darüber hinaus ein Beitrag zur Heimatgeschichte geleistet werden.

Julius Bockemüller wurde am 10. Oktober 1895 in Thedinghausen geboren. Sein Vater, Franz August Theodor Bockemüller, war als Justizinspektor tätig. Da die Mut-

¹ Der Ort Sicke hat ca. 3 150 Einwohner und liegt im Landkreis Wolfenbüttel.

² Richard von WEIZSÄCKER, Von Deutschland aus. München 1987, S. 18. – An neuerer Literatur zur Thematik der NS-Justiz: Ingo MÜLLER, Furchtbare Juristen. Die unbewältigte Vergangenheit unserer Justiz. München 1987; Justiz im Wandel der Zeit, Festschrift des Oberlandesgerichts Braunschweig hg. von Rudolf WASSERMANN, Braunschweig 1989; Hans-Ulrich LUDEWIG/Dietrich KUESSNER, „Es sei also jeder gewarnt“. Das Sondergericht Braunschweig 1935–1945 (Quellen und Forschungen zur Brsg. Landesgesch. Bd. 36). Braunschweig 2000; Edgar ISERMANN/Michael SCHLÜTER (Hrsg.), Justiz und Anwaltschaft in Braunschweig 1879–2004. 125 Jahre Oberlandesgericht und Rechtsanwaltskammer Braunschweig. Braunschweig 2004, dort S. 232f. Literatur zu den Gerichten ab 1933; sowie zuletzt Rudolf WASSERMANN, Im Wandel der Rechtskultur, in: Recht und Politik 3/2004, S. 162–171.

ter Johanne Bockemüller³, geb. Hahn, Jüdin war, galt Julius Bockemüller im NS-Staat als „Mischling 1. Grades“ oder „Halbjude“.

Zunächst besuchte Bockemüller in Braunschweig die Vorschule der „Bürgerschule“, ehe er 1906 auf das „Herzogliche Wilhelm Gymnasium“ wechselte. Nach der Reifeprüfung im Januar 1915 wurde er am 14. Mai 1915 als Rekrut eingezogen, nahm vom 3. Juli 1915 bis 27. März 1916 am Stellungskampf an der Westfront teil, ehe er zur Flieger-Ersatz-Abteilung 7 (Braunschweig) versetzt wurde. Hier übernahm er Lazarettdienste und wurde schließlich am 23. Januar 1919 als Sanitäts-Unteroffizier nach Marburg entlassen.

Während seines Garnisondienstes in Köln im Winter 1916/17 hörte Bockemüller einige Vorlesungen – vermutlich über Medizin – an der Universität Bonn. Anschließend begann er sein Medizinstudium in Marburg und legte hier im Herbst 1919 sein Vorexamen ab. Am 3. Mai 1920 wechselte er an die Akademie für praktische Medizin in Düsseldorf, wo er im Juli 1921 zum Doktor der Medizin promovierte⁴. In seiner Dissertation befasste er sich mit „Störungen der Merkfähigkeit bei Gehirnerkrankten“.

Nach seiner Assistenzzeit im Krankenhaus Celler Straße in Braunschweig ließ er sich am 18. September 1924 in Sickinge nieder, zunächst in der Praxis des Sanitätsrats Dr. August Hoffmann. 1931 bezog er dann das eigene Haus im heutigen Apothekenweg. Am 23. April 1932 schloss er mit der Erika Bosse, deren Großeltern einen Bauernhof in Erkerode bewirtschafteten, den Bund der Ehe. Erika und Julius Bockemüller hatten zwei Töchter, Inge (geboren 1933) und Jutta (geboren 1934). Zur Familie gehörte außerdem seit 1932 noch die verwaiste Tochter (Eugenchen⁵ genannt) eines Freundes aus Düsseldorf, bei dem Bockemüller während seiner Studienzeit wohnte. Ein erster schwerer Schicksalsschlag traf Bockemüller am 1. März 1941, als seine Frau an einer akuten Lungenkrankheit (Lungenabszess) starb. Nach dem Tod des Vaters (10. November 1941) zog die Mutter Johanne (geboren am 23. Februar 1863 in Thedinghausen) im August 1942 ins Sickinge Haus mit ein.

Während der Weimarer Republik war Bockemüller politisch nicht organisiert, zeigte aber gewisse Sympathien für nationalsozialistische Ideen. Bis 1931 wählte er „die deutschnationale Partei, vom Jahre 1932 ab nur noch die Liste der NSDAP“⁶. Im Mai 1927 unterstützte er die nationalsozialistische Bewegung, indem er in Niedersickinge half, Gewehre der SA, die bei einem Schlossermeister Essmann versteckt waren, vor dem Zugriff der Polizei zu bewahren. Die Polizei war dem Schlossermeister

³ Johanne Bockemüller, geborene Hahn, stammte mütterlicherseits aus der berühmten jüdischen Familie Ballin in Hamburg. Albert Ballin (1857–1918), ein bekannter Reeder, Generaldirektor der HAPAG und Berater des deutschen Kaisers, war ein viertgradiger Vetter von Johanne Bockemüller. Diese Informationen stellte dankenswerterweise Kurt Asendorf (Die vergessenen Juden aus dem alten Amte Thedinghausen, Thedinghausen 1989) zur Verfügung, der sich sehr um die Erforschung der jüdischen Geschichte im alten Amte Thedinghausen verdient gemacht hat.

⁴ Universität Düsseldorf: Matrikelbuch der Düsseldorfer Akademie für praktische Medizin, Nr. 274: Bockemüller.

⁵ Eugenie Junkerkes kam 1932 mit zwölf Jahren in die Familie. Bockemüller übernahm die Kosten für ihre Schulausbildung (mittlere Reife in Braunschweig). Seit Oktober 1939 arbeitete sie als Sekretärin im Arbeitsamt Braunschweig (Gnadenheft Bd. 2 zum Verfahren gegen Dr. Bockemüller. Bundesarchiv Berlin ZC 6742, S. 11f.).

⁶ Ebd. S. 12.

offensichtlich auf die Spur gekommen, denn er beging am 20. Mai Selbstmord (Kirchenbuch Sickinge), und Bockemüller „beseitigte, um Nachforschungen der Polizei nach Herkunft und Zweckbestimmung dieser Waffen zu vereiteln“⁷, dieselben.

Mit dem Beginn der Naziherrschaft änderte sich seine Einstellung gegenüber dem Nationalsozialismus. So wurde von der NSDAP beklagt, dass er sich nach 1933 weitgehend passiv verhielt und die „von der Partei veranstalteten Sammlungen und Wohlfahrtsaktionen“⁸ nur unzureichend unterstützte. Dafür nahm er in seinem Haus Ferienkinder und Saarflüchtlinge auf. Hier zeigte sich die soziale Seite des Sickinge Arztes sehr deutlich. Er setzte sich für seine Patienten ein, war Tag und Nacht ansprechbar und fuhr sie sogar mit seinem Auto zum Krankenhaus nach Braunschweig. „Kranke, die zu ihm kamen, die arm waren und nicht bezahlen konnten, die behandelte Herr Dr. Bockemüller mit größter Mühe für ganz umsonst und fragte nicht nach Bezahlung“⁹.



Abb. 1: Julius Bockemüller mit seiner Mutter Johanne Bockemüller

⁷ Handakten Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof Strafsache gegen Dr. Bockemüller, Julius, prakt. Arzt aus Obersickinge, Bundesarchiv Koblenz, R 60 II/6, hier Bl. 32v.

⁸ Ebd.

⁹ Brief von Elfriede Hanstein (16.2.1953). In: Prozessakten Wilhelm Kuhlemann, StA Wolfenbüttel: 62 Nds. FB. 2, Nr. 668, 669 und 670, hier: Nr. 669, Bl.198. Diese Aussage wurde in Interviews, die der Verfasser mit folgenden Einwohnern führte, bestätigt: Otto Behrens (23.11.1989), Inge Müller (30.11.1989) und Fritz Flentge (15.12.1989) alle aus Veltheim/Ohe.

Mit Leib und Seele war er Arzt und besaß die Anerkennung der Bevölkerung. Dies musste sogar bei der Begründung seines Todesurteils von Nationalsozialisten eingeräumt werden: „Als gewissenhafter Arzt war er bei dem größten Teile der Bevölkerung sehr beliebt“¹⁰.

Aber es gab zu dieser Zeit auch Menschen, die eine feindliche Haltung gegenüber Julius Bockemüller einnahmen. Da gab es zunächst Neider, denn Bockemüller lebte in Wohlstand, hatte zur damaligen Zeit schon zwei Autos, beschäftigte einen Gärtner, einen Chauffeur, eine Köchin und eine Haushälterin; das neugebaute Haus war großzügig eingerichtet und besaß ein Badezimmer. Hinzu kam, dass er für den NS-Staat und seine willfähigen Unterstützer, die es auch im Sicker Raum gab, ein „Halbjude“ war. Für sie kam aber noch verschärfend hinzu, dass Bockemüller zunehmend auf Distanz zu den Machthabern dieses Staates ging. Dies äußerte er auch in der Öffentlichkeit. Wiederholt sollen ihn Freunde und Bekannte vor allzu viel Offenheit gewarnt haben, aber „Bokus“, wie er allgemein genannt wurde, fühlte sich in Sichte offensichtlich ziemlich sicher.

Allerdings unterlief ihm am 1. Juni 1942 eine folgenschwere Fehleinschätzung. So äußerte er sich bei einem Hausbesuch in Rautheim gegenüber seinem Freund Wilhelm C. über die Situation im Deutschen Reich und die Aussichten des Krieges. Beide verband eine kritische Haltung gegenüber der nationalsozialistischen Politik. Da er regelmäßig BBC hörte, konnte er die deutsche Propaganda entlarven, in der es hieß, dass kürzlich Köln von 1 000 Flugzeugen bombardiert worden sei und 2 000 Menschen den Tod gefunden hätten. Im BBC war dagegen von 20 000 Toten die Rede. Nach Ansicht Bockemüllers drohte weiteren deutschen Städten dieses Schicksal.

Den deutschen Sieg an der Ostfront bei Charkow hielt Bockemüller für einen Propagandasieg, da er unter schwersten Verlusten errungen worden sei. Sein Kommentar: „Noch 5 solcher Siege, und Herr Hitler steht allein“¹¹.

Bockemüller vertrat die Auffassung, dass von Italien eine Revolution ausgehe, von der auch Deutschland erfasst werden würde. Das Ende des Krieges wäre dann 1943. Und abschließend soll er zu seinem Freund gesagt haben: „Das muss so wie so anders werden, denn sonst ist ganz Deutschland bald ein großes Konzentrationslager“¹².

Die Schwiegertochter seines Freundes, A. C.¹³, deren drei Wochen alte Tochter Bockemüller wegen schweren Brechdurchfalls behandelte, war Zeugin dieses Gesprächs. Angesichts der Tatsache, dass ihr Ehemann und drei ihrer Brüder an der Ostfront eingesetzt waren, reagierte sie auf die vorausgesagte Niederlage Deutschlands sehr betroffen. Voll Empörung über Bockemüller und dessen Einstellung zum Nationalsozialismus berichtete sie ihrer Schwester und weiteren Bekannten vom Inhalt der Unterhaltung „und beschloss als erstes, die ärztliche Hilfe Dr. Bockemüllers nicht mehr in Anspruch zu nehmen. Tatsächlich wurde in der Folgezeit Dr. Bocke-

¹⁰ Handakten (wie Anm. 7) Bl. 32v.

¹¹ Ebd. Bl. 33.

¹² Ebd. Bl. 33.

¹³ A. C., damals 22 Jahre alt und Jungmädelführerin im BDM, war nach Aktenlage die Hauptbelastungszeugin im Prozess gegen Julius Bockemüller (vgl. Prozessakten Kuhleemann (wie Anm. 9) Bl. 64v, Bl. 12 Stellungnahme Rechtsanwalt Benze und Prozessberichte Braunschweiger Zeitung 1949–1953).

müller zur weiteren Behandlung des kranken Kindes nicht mehr herangezogen“¹⁴. Ob sich A. C. der Tragweite ihrer Informationsweitergabe bewusst war, kann an dieser Stelle nicht eindeutig beurteilt werden. Allerdings kann festgestellt werden, dass sie Bockemüller im Prozess weiterhin schwer belastete. In der Anklageschrift der Staatsanwaltschaft vom 7. September 1942 wird sie neben dem Kriminalsekretär Bumtsch aus Braunschweig als Hauptbelastungszeugin aufgeführt¹⁵.

Über mehrere Stationen gelangten ihre Informationen zum Rautheimer NSDAP-Ortsgruppenleiter, Wilhelm Kuhlemann¹⁶, der sofort seinen Kreisleiter in Braunschweig, Beier, informierte. Mit Schreiben vom 11. Juni gab Beier diese Informationen an die Geheime Staatspolizei Braunschweig weiter¹⁷.

Große Aufregung herrschte am Vormittag des 27. Juli 1942 in Sickinge, als das schwarze Auto der Braunschweiger Gestapo bei Dr. Julius Bockemüller vorfuhr. Die ältere Tochter kann sich noch sehr gut an den Abschied vom Vater erinnern. Bockemüller wurde zunächst vorläufig festgenommen und aufgrund des Haftbefehls des Amtsgerichts Braunschweig vom 27. Juli 1942 in Untersuchungshaft ins Braunschweiger Gefängnis „Rennelberg“ gebracht. Angesichts der bevorstehenden Verhandlung vor dem 2. Senat des Volksgerichtshofes wurde Bockemüller am 20. Oktober 1942 nach Berlin Alt Moabit überführt¹⁸.

In der vom Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof verfassten Anklageschrift vom 7. September 1942 wurde Dr. Julius Bockemüller angeklagt, „in der Zeit vom Herbst 1939 bis zum Juli 1942 in Sickinge, Kreis Braunschweig, und Umgebung durch dieselbe Handlung

1. fortgesetzt ausländische Sender absichtlich abgehört zu haben,
2. Nachrichten ausländischer Sender, die geeignet sind, die Widerstandskraft des deutschen Volkes zu gefährden, vorsätzlich verbreitet zu haben,
3. im Inland es unternommen zu haben, während eines Krieges gegen das Reich der feindlichen Macht Vorschub zu leisten und der Kriegsmacht des Reichs einen Nachteil zuzufügen,
4. das hochverräterische Unternehmen, mit Gewalt oder durch Drohung mit Gewalt die Verfassung des Reichs zu ändern, vorbereitet zu haben,...

Der Angeschuldigte hat während des gegenwärtigen Krieges die deutschsprachigen Übertragungen des englischen Rundfunks, die dazu bestimmt sind, die Widerstandskraft des deutschen Volkes zu zersetzen und es zur Beseitigung seiner Staatsführung aufzureizen, fortgesetzt abgehört und in mindestens einem Falle diese Nachrichten

¹⁴ Prozessakten Kuhlemann (wie Anm. 9) Nr. 668, Bl. 63.

¹⁵ Ebd. Bl. 7.

¹⁶ Wilhelm Kuhlemann (03.04.1898–28.06.1959) entstammte einer Rautheimer Arbeiterfamilie. Nach dem Volksschulbesuch zunächst in der Landwirtschaft tätig, dann als ungelernter Arbeiter in Braunschweig. Als Schütze im Ersten Weltkrieg, danach als Arbeiter in verschiedenen Industriebetrieben. Ab 1924 Aufstieg bei der Braunschweiger Straßenbahn vom Schaffner bis zum Bahnstabsverwalter. In den zwanziger Jahren zunächst Mitglied der SPD, am 01.01.1932 Mitglied der NSDAP; ab 01.06.1933 Ortsgruppenleiter in Rautheim (ebd. Bl. 61f., wie Anm. 9).

¹⁷ Ebd. Nr. 669, Bl. 224a.

¹⁸ Justizvollzugsanstalt Moabit Berlin: Karteikarte Bockemüller.

zusammen mit anderen Mitteilungen, die den gleichen hetzerischen und umstürzlerischen Zwecken dienten, weiterverbreitet“¹⁹.

Am 28. Oktober 1942 fand die Verhandlung vor dem 2. Senat des Volksgerichtshofes in Berlin statt. Auf Initiative seines Rechtsanwaltes, Dr. Hermann Benze²⁰, aus Braunschweig, wurden in letzter Minute zwei Entlastungszeugen – der Sickter Bürgermeister Kurt Peggau²¹ und der Landesobmann im Reichsnährstand Karl Deecke²² aus Evessen – eingeladen, deren Aussagen eine schnelle Verurteilung unmöglich machten. Der Prozess-Berichterstatter schrieb dazu: „Der Senat hat unter dem Eindruck der Aussagen der in letzter Stunde geladenen Entlastungszeugen, die den Angeklagten als nationalgesinnten Mann geschildert haben, die Aussetzung der Hauptverhandlung beschlossen zwecks Durchführung weiterer Ermittlungen darüber, ob der Angeklagte sich etwa auch noch in anderen Fällen gegenüber seinen Patienten oder anderen Personen staatsfeindlich geäußert hat“²³.

Der anklagende Staatsanwalt forderte als ersten Zeugen den Ortsgruppenleiter der Sickter NSDAP Ludwig Sebbesse zu laden²⁴. Ferner ordnete er am 2. November 1942 an, „weitere Ermittlungen darüber anzustellen, ob der Angeklagte ... gegenüber anderen Personen, insbesondere gegenüber Patienten, staatsfeindliche das Vertrauen der Bevölkerung auf den deutschen Sieg untergrabene Äußerungen getan hat“. Im Vermerk des Berichterstatters wurde die Empfehlung gegeben, in den Büchern von Dr. Bockemüller festzustellen, bei welchen Patienten er Hausbesuche im letzten Jahr gemacht hatte. Diese Personen sollten dann stichprobenweise vernommen werden um herauszufinden, ob sich Bockemüller in „hetzerischer“ Weise geäußert hatte. Von Sebbesse erhoffte man sich die Nennung von Personen, „die in der Lage sind, über politische Gespräche des Angeklagten Angaben zu machen“²⁵.

Im Anschluss an die Verhandlung hatte es auch ein Gespräch zwischen dem Staatsanwalt Dr. Drullmann und dem Kriminalsekretär Bumtsch aus Braunschweig

¹⁹ Prozessakten (wie Anm. 9) Bl. 5f.

²⁰ Nach LUDEWIG/KUESSNER (wie Anm. 2) S. 299f. gehörte Hermann Benze zu den „noch integere[n] Juristen im Land Braunschweig“. Benze war seit dem Frühjahr 1933 Mitglied der NSDAP. Von Seiten der Staatsanwaltschaft wurde er im Prozess gegen Bockemüller gefragt, „ob ihm sein Gefühl nicht verbiete, einen Halbjuden zu vertreten“, S. 299 sowie passim.

²¹ Kurt Peggau (18.8.1882 – 18.2.1952) war von 1922 bis 1945 Bürgermeister in Sickte. Er war nicht Mitglied der NSDAP, aber in den 30er Jahren Mitglied im NS-Kraftfahrer-Korps (NSKK).

²² In seiner Vernehmung am 30. November 1946 bezeichnete Kurt Peggau Karl Deecke (geboren am 1. November 1899 in Evessen) als höheren SS-Führer, der „ebenfalls zu Gunsten Dr. Bockemüllers ausgesagt habe“ (Prozessakten Kuhleemann (wie Anm. 9) Nr. 668, Bl. 7v). Deecke war 1931 in die NSDAP eingetreten und Ortsgruppenleiter in Evessen. 1934 beantragte er die Aufnahme in die SS, die am 11. Juni 1934 erfolgte. 1936 wurde ihm der Aufstieg zum 2. Bauernreferenten beim Oberabschnitt Mitte verwehrt, weil seine Frau „früher in jüdischen Geschäften gekauft und diese Tatsache durch allgemein verbreitete Listen der Öffentlichkeit bekannt wurde“ (NSDAP-Zentralkartei Deecke, Bl. 31).

²³ Handakten (wie Anm. 7) Bl. 18.

²⁴ Ludwig Sebbesse, geboren am 29. August 1890 in Blekenstedt, kam 1935 aus Duttonstedt nach Sickte. Er war 1. Lehrer an der Sickter Volksschule. Am 1. Mai 1937 trat er in die NSDAP ein, wurde später Leiter der NSDAP Ortsgruppe Sickte und war SA Scharführer (NSDAP-Zentralkartei Sebbesse). Zur Ladung Handakten (wie Anm. 7) Bl. 18.

²⁵ Zitate dieses Absatzes aus Handakten (wie Anm. 7) Bl. 18v.

gegeben. Dem Ortsgruppenleiter der Sicker NSDAP, Karl Sebbesse, kam somit eine Schlüsselrolle im weiteren Verfahren gegen Julius Bockemüller zu.

Im November 1942 fand in Bockemüllers Wohnung eine Hausdurchsuchung statt, bei der aus den Behandlungsunterlagen Namen möglicher Belastungszeugen entnommen wurden. Beratende Funktion hatte dabei der Ortsgruppenleiter Sebbesse.

Bereits am 8. Dezember waren sechs Zeugen aus dem Sicker Raum bereit, gegen Bockemüller auszusagen²⁶. Am 19. Januar 1943 fand vor dem 2. Senat des Volksgeschichtshofes die Fortsetzung der Verhandlung statt. Insgesamt waren zehn Zeugen geladen, die fast alle²⁷ bestätigten, dass Julius Bockemüller „noch weitere abfällige Äußerungen über die Kriegslage und innenpolitischen Verhältnisse“²⁸ gemacht haben soll.

In der Urteilsbegründung wird auf diese Zeugenaussagen bezug genommen. Es heißt dort u.a.:

„Im Frühjahr 1941 fragte er die Bäuerin Elisabeth Bode ...was sie zu Hess sage, dessen Verschwinden damals gerade vom deutschen Rundfunk bekannt gegeben worden war. Auf ihre ausweichende Antwort erzählte er ihr, dass Hess nach England geflohen sei, um vor dem Nationalsozialismus Ruhe zu haben. Bei einem weiteren Besuch der Bode im Sommer 1941 brachte der Angeklagte das Gespräch unvermittelt auf den russischen Feldzug und teilte ihr, als sie vorgab, darüber nichts näheres zu wissen, mit, dass die Deutschen etwa 50 km 'zurückgeschlagen' worden seien. ...

Im März 1942 besuchte der Angeklagte einen Patienten, den Bäckermeister Wagenführ in Erkerode. Im Laufe der Unterhaltung über die Kriegslage erklärte der Angeklagte, es stehe für Deutschland bestimmt schlecht, weil nun auch Amerika in den Krieg eingetreten sei. Wagenführ versuchte seine Bedenken durch den Hinweis auf Japan und die Erfolge der deutschen U-Boote zu zerstreuen. Der Angeklagte jedoch beharrte auf seiner pessimistischen Voraussage und fügte hinzu, die U-Boote seien machtlos, da die Amerikaner bereits ein wirksames Mittel für die U-Bootbekämpfung hätten. ...

Im Frühjahr 1942 äußerte der Angeklagte seinem Berufskameraden Dr. Ewe gegenüber ..., dass Deutschland den Krieg nur längstens bis zum Frühjahr 1943 aushalten könne, weil infolge der Auswinterung des Getreides eine schlechte Ernte zu erwarten sei. Er teilte ihm auch mit, dass bei der Bombardierung eines Wohnschiffes im Hafen von Kiel viele Arbeiter ums Leben gekommen seien, und fügte hinzu, dass die Luftangriffe der Engländer immer schwerer würden. ...

Im April oder Mai 1942 meinte der Angeklagte zu dem Monteur Fritz Essmann in Obersicke, als dieser die Reparatur seines Personenautos wegen dringender Wehrmächtaufträge zurückstellte, es habe ja doch keinen Zweck, Heereskraft-

²⁶ Handakten (wie Anm. 7) Bl. 21.

²⁷ Rechtsanwalt Benze wies in seinem Schreiben vom 1. September 1947 an den Oberstaatsanwalt in Braunschweig darauf hin, dass Bauer Wilhelm C. offensichtlich versuchte, die Gesprächsinhalte vom 1. Juni 1942 herunter zu spielen. „Es wurde C. immer wieder Vorhalt gemacht, dass er wohl Dr. Bockemüller schützen wolle und mit seinen Aussagen zurückhalte“ (Prozessakten Kuhlemann (wie Anm. 9) Nr. 668, Bl. 11v).

²⁸ Handakten (wie Anm. 7) Bl. 33.

wagen auszubessern, da sie in Kürze so wie so an der Front zusammengeschossen und dem Feind in die Hände fallen würden, sein Wagen sei dagegen für seine Patientenbesuche wichtig und müsse schnellstens repariert werden“²⁹.

Aufgrund dieser Zeugenaussagen wurde „Im Namen des Deutschen Volkes für Recht erkannt:

„Der Angeklagte Julius Bockemüller hat bis Juli 1942 verbotswidrig englische Rundfunksendungen abgehört und durch deren inhaltliche Weiterverbreitung sowie durch Verbreitung anderer die innere Widerstandskraft gefährdender Äußerungen die Feinde des Reiches begünstigt. Er wird deshalb zum Tode und zum dauernden Ehrverlust verurteilt. Das Rundfunkgerät des Angeklagten (Telefunken J 860 WK) wird eingezogen. Die Kosten des Verfahrens werden dem Angeklagten zur Last gelegt“³⁰.

Die Strategie der Verteidigung lässt sich aus den vorhandenen Akten nur teilweise rekonstruieren. Julius Bockemüller gab zwar zu, den BBC gehört und empfangene Nachrichten verbreitet zu haben, widersprach aber einigen Zeugenaussagen, ohne dass es ihm gelang, das Gericht von seinen Darlegungen zu überzeugen. In einem Fall plädierte sein Rechtsanwalt auf Bewusstseinsstörung durch Tabletteneinnahme. Auch dies wurde vom Gericht nicht anerkannt. Das Gericht sah keinen Grund, „die Sachdarstellungen dieser einfachen Leute aus dem Volke ... als unzutreffend anzusehen“³¹.

„Nach der Überzeugung des Senats handelt es sich hierbei keineswegs um vereinzelte durch Verbitterung oder andere Umstände verursachte Entgleisungen des Angeklagten. Sämtliche oben festgestellten Bemerkungen weisen vielmehr eine einheitliche Linie auf. Die Vielheit seiner Äußerungen deutet darauf hin, dass er damit ein bestimmtes, ihm erkanntes und angestrebtes Ziel verfolgt hat.

Der Beweggrund, in absichtlich herbeigeführten Gesprächen immer wieder der deutschen Sache abträgliche Bemerkungen einzuflechten, liegt nach Überzeugung des Senats in der inneren, den Nationalsozialismus ablehnenden Einstellung des Angeklagten. Schon der Umstand, dass er, der ein Vermögen von über 100 000 RM besaß, das Winterhilfswerk und die Partei nur unzulänglich unterstützte, beweist, dass er kein Verständnis für die Aufgaben und Ziele der NSDAP im Kriege aufbrachte. Durch seine Äußerung, dass Hess 'vor dem Nationalsozialismus Ruhe haben wollte', sowie durch seine hämische Bemerkung, dass es 'einmal anders werden müsse, sonst würde Deutschland bald ein großes Konzentrationslager sein', sagt er deutlich, was er dachte. Art und Ton wie er vom Führer sprach ('Herr Hitler steht dann allein') lässt klar seine Distanzierung vom Führer und seinem Willen erkennen. Da er fortgesetzt feindliche Sender abhörte, fehlt ihm auch jegliches moralische Anstands- und Verantwortungsgefühl gegenüber seinem Volke. Seinen Charakter kennzeichnet hinlänglich die Tatsache, dass er sich der Partei und Behörden gegenüber harmlos ausgab, wäh-

²⁹ Handakten (wie Anm. 7) Bl. 33f.

³⁰ Ebd. Bl. 32.

³¹ Ebd. Bl. 35.

rend er bei jeder sich ihm bietenden Gelegenheit Privaten gegenüber, bei denen er sich vor Entdeckung sicher glaubte, beunruhigende und zersetzende Äußerungen machte“³².

Wir können heute davon ausgehen, dass Julius Bockemüller bereits verurteilt war, ehe der Prozess überhaupt begonnen hatte. Mit einer fairen Verhandlung konnte er daher auch nicht rechnen. Bockemüller war ein angesehener Sickter Bürger. Seine Distanz zu den Verbrechen des Nationalsozialismus brachte er offen zum Ausdruck. Die Warnungen seiner Freunde ließen ihn lange Zeit unbeeindruckt, weil er sich relativ sicher glaubte. Den Mitgliedern der NSDAP – im besonderen Maße dem Ortsgruppenleiter Sebbesse – war er ein Dorn im Auge. Der geringste Versuch, eigene Gedanken zu verbreiten, die nicht im nationalsozialistischen Sinne waren, musste nach ihrer Auffassung bereits im Keim erstickt werden, damit kein Widerstand entstehen konnte. Bei der Bewertung muss zusätzlich noch berücksichtigt werden, dass Julius Bockemüller „Halbjude“ war. Seine älteste Tochter kann sich noch sehr gut an eine Reihe von Schikanen, Erniedrigungen und seelischen Quälereien durch den Lehrer Sebbesse erinnern. So wurde ihre Rechtschreibleistung – null Fehler im Diktat – im Unterricht bewusst übersehen. Obwohl sie sich bei null Fehler meldete, stellte Lehrer Sebbesse fest, dass wieder kein Schüler ein fehlerfreies Diktat geschrieben habe. Auch gab es für sie kein Lob vom Lehrer für sonstige gute Leistungen. Auf dem Schulhof wurde sie von ihren Mitschülerinnen gemieden und drückte sich meist am Rande des Hofes entlang. Wenn die Großmutter, die den gelben Stern tragen musste, zur Schule kam, um sie abzuholen, liefen ihre Mitschülerinnen fluchtartig davon. Ihre Sickter Schulzeit haben die Töchter von Julius Bockemüller in schrecklicher Erinnerung, wobei dies besonders durch den Lehrer Sebbesse hervorgerufen worden war.

Als Töchter eines Landarztes, auf dessen Hilfe jeder einmal angewiesen sein könnte, genossen sie einen gewissen Schutz vor Repressalien durch die übrige Bevölkerung. Dennoch mussten sie auch hier Erniedrigungen hinnehmen. So verkaufte ihnen eine Bauersfrau keine Milch mit der Begründung: „Judenkinder kriegen von mir keine Milch!“

Das Rechtsempfinden von Julius Bockemüller passte nicht in den nationalsozialistischen Unrechtsstaat. „Nur die Todesstrafe ist in diesem Falle die einzige entsprechende und der festgestellten Schuld des Angeklagten angemessene Sühne“³³, so heißt es zum Schluss in der Urteilsbegründung.

Die Mutter von J. Bockemüller, die nach dem Tod ihres Mannes (10. November 1941) am 14. August 1942 nach Sichte gezogen war, nahm sich am 19. Januar 1943 das Leben, unmittelbar nachdem sie die Nachricht vom Todesurteil erhalten hatte. Damit haben die Nationalsozialisten ein weiteres Opfer zu verantworten.

Gnadengesuche, von Julius Bockemüller am 2. Februar 1943 und seinem Rechtsanwalt Benze am 4. März 1943 eingereicht, blieben unberücksichtigt. Bockemüller wies in seinem Gnadengesuch auf seine Teilnahme als „Frontkämpfer“ am Ersten Weltkrieg und seine nationale Gesinnung hin. Auch erwähnte er sein soziales Enga-

³² Ebd. Bl. 35f.

³³ Ebd. Bl. 36v.

gement für die Menschen im Sicker Raum. Sein Brief endete mit der Bitte „um Gnade und Umwandlung der Todesstrafe in eine Freiheitsstrafe, im Hinblick auf meine beiden kleinen Töchter“³⁴. Auf diesen Aspekt wies Rechtsanwalt Benze in seinem Gnadengesuch ausführlich hin, indem er zusätzlich noch den Tod der Ehefrau erwähnte. „Die Kinder haben also keine Mutter mehr. Wenn ihnen jetzt durch die Vollstreckung des Urteils auch der Vater noch genommen würde, würden sie elternlos dastehen“³⁵.

Bereits am 25. Januar 1943 lehnte die Staatspolizeistelle Braunschweig einen Gnadenersuchen für Bockemüller ab, erhob aber keine Bedenken gegen eine „Überführung der Leiche zur schlichten Bestattung“³⁶. Dies wird aber von der Geheimen Staatspolizei Berlin nicht befürwortet. Die Braunschweiger Gestapo forderte zusätzlich noch vom Oberreichsanwalt, dass Bockemüllers Angehörige die Auflage erhalten sollten, „dass sie von dem Erscheinenlassen einer Todesanzeige in der Presse Abstand zu nehmen haben“³⁷.

Am 8. April wurde das Todesurteil gegen Bockemüller im Reichsjustizministerium vorgetragen. Auch die Tatsache, dass hinter seinem Namen noch ein „zweifelhaft“ stand, hatte keine Auswirkung mehr auf den weiteren Verlauf der Geschehnisse³⁸.

Staatsanwalt Dr. Drullmann, als Vertreter des Oberreichsanwalts, forderte dagegen im Schreiben an den Justizminister die Vollstreckung des Todesurteils. Weiter heißt es in dem Erlass:

„Der Verurteilte, der Mischling ersten Grades ist, hat während des gegenwärtigen Schicksalskampfes des deutschen Volkes fortgesetzt die Nachrichtenübertragungen des englischen Rundfunks abgehört und den Inhalt dieser der Untergrabung des deutschen Kampfwillens dienenden Sendungen sowie andere die deutsche Widerstandskraft gefährdende Äußerungen unter Missbrauch des Vertrauens, das ihm als Arzt entgegengebracht wurde, im Kreise seiner Patienten weiterverbreitet. Bei dem Umfang und der Gefährlichkeit dieser Zersetzungstätigkeit halte ich, auch aus Gründen der Abschreckung, die Vollstreckung der Todesstrafe für geboten. Ich schlage daher vor, von dem Gnadenrechte keinen Gebrauch zu machen“³⁹.

Im Anschreiben an den Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof vom 14. April 1943, dem der Erlass vom 8. April beigelegt war, forderte Drullmann, „mit größter Beschleunigung das Weitere zu veranlassen“⁴⁰. Die Hinrichtung Bockemüllers sollte möglichst schnell vollzogen werden.

³⁴ Gnadenheft Bd. 2 (wie Anm. 5) Bl. 12.

³⁵ Ebd.

³⁶ Ebd. Bl. 7.

³⁷ Ebd. Bl. 6.

³⁸ Bundesarchiv Koblenz: R 22/5088, Aktenband des Reichsjustizministeriums, Todesurteil-Vortragsachen für den 8. April 1943, Bl. 159.

³⁹ Handakten (wie Anm. 7) Bl. 38v.

⁴⁰ Gnadenheft Bd. 2 (wie Anm. 5) Bl. 10.

Die Verurteilung von Julius Bockemüller muss auf dem Hintergrund der (Un-) Rechtsentwicklung im NS-Staat sowie der Kriegslage ab 1942 beurteilt werden⁴¹. Ludewig und Kuessner kommen zu folgender Bewertung: „Im Krieg fand der Nationalsozialismus zu sich selbst, jetzt erreichte er sein eigentliches Ziel, seine eigentliche Bestimmung: Gewalt, Kampf, Terror. Der Krieg setzte alle zerstörerischen Energien des Nationalsozialismus frei... er war ein Krieg gegen die Personen, die nicht zur 'Volksgemeinschaft' gehörten ... Die Justiz leistete dazu von Anfang an einen eigenen Beitrag.“ Seit Kriegsbeginn waren NS-Gesetze drastisch verschärft worden. Wer ausländische Nachrichten hörte, die geeignet waren, die Widerstandskraft des deutschen Volkes zu gefährden, musste nun mit der Todesstrafe rechnen. Obwohl die Rechtsverordnung den Gerichten noch einen gewissen Entscheidungsspielraum beließ, wurde Bockemüller – „aus Gründen der Abschreckung“ – zum Tode verurteilt.

1941 hatte der Volksgerichtshof 102 Todesurteile gefällt. 1942 verzweifelte sich diese Zahl auf 1 192. Sowohl die Verschärfung der Kriegslage als auch die Tatsache, dass Roland Freisler im August 1942 zum Präsidenten des Volksgerichtshofes ernannt worden war, können für diese Entwicklung als Ursache angesehen werden⁴². In der nun einsetzenden „blutrünstigen Freisler Epoche“ übernahm der Volksgerichtshof endgültig die Rolle eines „obersten Standgerichts zur Unterdrückung jeder oppositionellen Regung“⁴³. Im Vordergrund stand der Grundgedanke, Rechtsbrecher aus der Volksgemeinschaft zu „eliminieren“. Genau diese von Propagandaminister Goebbels im Juli 1942 ausgegebene Linie wurde gegen Bockemüller angewandt. Mit seinem Todesurteil sollte die sickter Bevölkerung eingeschüchtert, die Unterstützung des Krieges gestärkt und von Oppositions- bzw. Widerstandsmaßnahmen abgeschreckt werden.

Die Verurteilung Bockemüllers stand in einem krassen Missverhältnis zu der ihr zugrunde gelegten Tat. So stellte der Bundesgerichtshof am 23. September 1952 fest, dass keine der infrage kommenden Strafbestimmungen die Todesstrafe gegen Bockemüller rechtfertigen konnte. Die Verhängung der Todesstrafe war an die Voraussetzung geknüpft, dass ein „besonders schwerer Fall“ vorliegen musste. Da sich Julius Bockemüller aber nur im privaten Bereich negativ über den NS-Staat geäußert hatte, traf dieser Tatbestand nicht zu.

Gegen den Rautheimer NSDAP-Ortsgruppenleiter Wilhelm Kuhlemann wurden nach der Befreiung von der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft Ermittlungen geführt, da er die Mitteilung über Bockemüller an die Kreisleitung der NSDAP weitergeleitet hatte. Von dort war die Braunschweiger Gestapo informiert worden. Zunächst war Kuhlemann vom 19. Juli 1945 bis zum 18. November 1947 in Internierungshaft. Am 14. November 1947 wurde er wegen Zugehörigkeit zum Korps der politischen Leiter zu einer Geldstrafe von 1.500,- RM verurteilt⁴⁴. Vor dem Braunschweiger Landgericht kam es am 10. März 1949 zu einer Anklage „we-

⁴¹ Vgl. Ingo MÜLLER (wie Anm. 2) S. 135–144; Hans-Ulrich LUDEWIG/Dietrich KUESSNER (wie Anm. 2) S. 20.

⁴² MÜLLER (wie Anm. 2) S. 148f.

⁴³ Ebd. S. 151.

⁴⁴ Prozessakten Kuhlemann (wie Anm. 9) Nr. 668, Bl. 61f.

gen Verbrechens gegen die Menschlichkeit“. Das Schwurgericht sah zwar den Tatbestand eines Unmenschlichkeitsverbrechens als erfüllt an, konnte sich aber von der Schuld des Angeklagten nicht mit Sicherheit überzeugen. Wegen fehlender Beweise endete das Verfahren mit einem Freispruch. Nach Revision der Staatsanwaltschaft vor dem Obersten Gerichtshof der Britischen Zone wurde das Urteil am 13. September 1949 aufgehoben. Am 8. Mai 1950 verurteilte das Braunschweiger Schwurgericht Wilhelm Kuhlemann wegen Verbrechens gegen die Menschlichkeit zu einer Gefängnisstrafe von 1 Jahr und 6 Monaten. Durch Urteil vom 23. September 1952 hob der Bundesgerichtshof aufgrund der eingelegten Revision des Angeklagten das Urteil wieder auf und wies die Sache zur erneuten Verhandlung und Entscheidung an das Schwurgericht zurück. Am 18. Februar 1953 kam es erneut zur Verhandlung vor dem Braunschweiger Schwurgericht, die mit einem Freispruch mangels Beweises endete. Die Staatsanwaltschaft legte zwar gegen das Urteil Revision ein, die jedoch vom Bundesgerichtshof am 24. November 1953 verworfen wurde. Auch ein Antrag des Oberstaatsanwaltes auf Wiederaufnahme des Verfahrens wurde am 14. August 1954 vom Braunschweiger Landgericht abgelehnt. Nun konnte die Akte Julius Bockemüller geschlossen werden, ohne dass jemand zur Rechenschaft gezogen worden war. Die Beteiligten hatten es verstanden, sich der Verantwortung und damit einer Verurteilung zu entziehen.

A. C., die als Urheberin das Verbrechen an Julius Bockemüller in Gang brachte, bekam nach der Vollstreckung des Todesurteils offensichtlich den Zorn vieler Rautheimer Bürgerinnen und Bürger zu spüren. „Nach der Hinrichtung des Bockemüller lief das Gerücht in unserem Dorfe, dass ich Bockemüller angezeigt hätte. Ich hatte furchtbar darunter zu leiden und es war eine furchtbare Zeit für mich...Im ganzen Dorfe wurde ich verachtet, es sprach niemand mit mir und wurde mir auch noch nicht einmal die Tageszeit geboten“⁴⁵, beklagte sie sich in ihrer Vernehmung am 31.10.1945. In ihren Briefen an den Verfasser vom 16.1.1989 und 25.4.1993 geht es ihr überwiegend um die Feststellung, dass sie Dr. Bockemüller nicht angezeigt hat: „Ich habe das nie gewollt und habe alles getan, um es zu verhindern“ (Brief vom 16.1.1989) versucht sie sich zu rechtfertigen. Auch ihr Bruder Wilhelm Geffers, Regierungsrat a. D., setzte sich in einem Brief an die Staatsanwaltschaft Braunschweig vom 4. August 1948 für sie ein. „Es drängte sie also nichts dahin, den Dr. B. anzuzeigen, sondern hielt sie alles davon ab.“ Die Staatsanwaltschaft Braunschweig nahm zwar auch Ermittlungen gegen sie auf, erhob aber keine Anklage. In den Prozessen gegen Kuhlemann spielte sie eine wichtige Zeugin. So schrieb der Berichterstatter der Braunschweiger Zeitung am 12. März 1949: „Vater C. war zwar der gleichen Meinung, seine Schwiegertochter aber 'empörte' sich, konnte den Mund nicht halten und glaubte, eine Meldung machen zu müssen, die sie an den Angeklagten Kuhlemann erstattete, der sie an die Kreisleitung weitergab. In der Verhandlung wurde weniger Kuhlemann, aber immer mehr die Zeugin A.C. durch die Zeugenaussagen und Prozessakten des Volksgerichtshofes belastet“. Auch Bockemüllers Rechtsanwalt, Dr. Benze, sagte aus, dass C. durchaus nicht so harmlos war, wie sie es dazustellen ver-

⁴⁵ Ebd. Bl. 2v.

suchte: „Frau C. plauderte wie ein Bächlein vor dem Volksgerichtshof ... sie sagte mehr aus, als sie hätte zu sagen brauchen“ (BZ 19. Februar 1953). Oberlandesgerichtsrat Klebe spielte in seiner Urteilsbegründung auf A. C. an, als er ausführte, dass für das tragische Schicksal von Bockemüller auch noch andere Personen verantwortlich seien, da „durch deren Erzählungen der Stein erst ins Rollen gekommen sei“ (BZ 9. Mai 1950).

Hervorgehoben werden sollte noch, dass das Todesurteil gegen Julius Bockemüller am 14. Januar 1952 durch den Oberstaatsanwalt in Braunschweig aufgehoben wurde. Damit war Julius Bockemüller voll rehabilitiert.

Das Leben und Wirken von Julius Bockemüller ist ein Beweis dafür, dass es den aufrechten Gang und verschiedene Widerstandsformen gegen die Nazi-Diktatur auch im Braunschweiger Land gegeben hat. Bockemüller musste – wie viele andere auch – seinen Mut und seine Courage mit dem Leben bezahlen. Er hat Würdigung und Ehrung verdient, weil er für unsere Freiheit und die demokratische Erneuerung unserer Heimat sein Leben ließ. Wir sollten Julius Bockemüller nicht in Vergessenheit geraten lassen. Aber auch der Bürgermeister von Sickinge Kurt Peggau, der Landesobmann und SS-Mann Karl Deecke aus Evessen und der Bauer Wilhelm C. aus Rautheim waren positive Beispiele dafür, dass Menschlichkeit auch in einem Unrechtsstaat gezeigt werden konnte. Gleichzeitig wird aber auch deutlich, mit welcher Brutalität die Nationalsozialisten gegen Gegner vorgehen und wie sie sich dabei auf ein System verlässlicher Helfer stützen konnten. Nur mit ihrer Hilfe konnte diese Diktatur bestehen und Julius Bockemüller hingerichtet werden.

Quellen

- Briefe von Julius Bockemüller aus den Jahren 1942 und 1943 (Privatbesitz Inge Klinge, Tochter von Julius Bockemüller).
- Briefe von A. C. vom 16. Januar 1989 und 25. April 1993 (im Besitz des Verfassers).
- Brief von Wilhelm Geffers (Bruder von A. C.) an die Staatsanwaltschaft Braunschweig vom 4. August 1948 (Kopie wurde dem Verfasser von A. C. zur Verfügung gestellt).
- Bundesarchiv Berlin: Gnadenheft zum Verfahren gegen Dr. Julius Bockemüller (ZC 6742, Bde. 1–3).
- NSDAP-Zentralkartei: Karl Deecke, (ehemals Berlin Document Center).
- NSDAP-Zentralkartei: Ludwig Sebbesse, (ehemals Berlin Document Center).
- Bundesarchiv Koblenz: R 60 II/6, Handakten Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof. Strafsache gegen Dr. Bockemüller, Julius, prakt. Arzt aus Obersicke; R 22/5088, Aktenband des Reichsjustizministeriums, Todesurteil-Vortragssachen für den 8. April 1943; Best. NS 12 Anh./182 (Mitgliederkartei Sebbesse NSLB).
- Universität Düsseldorf, Institut für Geschichte der Medizin: Matrikelbuch der Düsseldorfer Akademie für praktische Medizin.

- Interview mit den Töchtern von Julius Bockemüller: Inge Klinge am 19.11.1987/09.04.1988 und Jutta Böhn 28.4.1988.
- Justizvollzugsanstalt Moabit Berlin: Karteikarte Bockemüller
- Kirchenbuch der ev. luth. Kirchengemeinde Sickinge
- Melderegister der Gemeinde Obersickinge im Landkreis Wolfenbüttel.
- Militärpass Sanitäts-Unterroffizier Julius Bockemüller, Jahresklasse 1915.
- Staatsarchiv Wolfenbüttel: 62 Nds. Fb. 2, Nr. 668, 669 und 670, Prozessakten Wilhelm Kuhlemann; 43 B Neu Fb. 2, Nr. 217, Gefangenenbuch der Justizvollzugsanstalt Braunschweig (1942).

Braunschweiger Zeitung: Verhängnisvolle Denunziation. 12. März 1949, S. 12; Revisionsprozess vor dem Schwurgericht. 6./7. Mai 1950, S. 19; 18 Monate Gefängnis für Kuhlemann. 9. Mai 1950, S. 12; Wieder Freispruch für Wilhelm Kuhlemann. 19. Februar 1953, S. 11.

Ein Mann (in) seiner Zeit – Ewald Hecker, Vorsitzender des Aufsichtsrats der Ilseder Hütte (1929–1945).

Anmerkungen zu einer Biographie

von

Arnim Plett

Vorbemerkung

Am 06.09.2008 jährt sich zum 150. Mal der Gründungstag der Ilseder Hütte, eines Unternehmens, das in Deutschland, Preußen, dem Königreich Hannover und Niedersachsen Industriegeschichte geschrieben hat. Seit der Unternehmensgeschichte von Wilhelm Treue¹ aus dem Jahr 1960 sind Forschungsergebnisse nicht mehr erschienen. Biographisches fehlt fast völlig².

Im folgenden soll deshalb anhand der Biographie des langjährigen Vorsitzenden des Aufsichtsrates der Ilseder Hütte (1929–1945) Ewald Hecker (1879–1954) ein (kleiner) Beitrag zur Vorbereitung des o. a. Jubiläums versucht werden.

Die Biographie Heckers mag auch für einen „Manager“ seiner Zeit unter 2



*Abb. 1: Ewald Hecker.
Foto Stadtarchiv Peine*

¹ Wilhelm TREUE, Die Geschichte der Ilseder Hütte, Peine 1960.

² Vgl. allerdings zur Gründerfamilie Horst-Rüdiger JARCK/Günter SCHEEL (Hrsg.), Braunschweigisches Biographisches Lexikon, Hannover 1996, S. 414 (Gerhard Meyer bzw. Gerhard Lucas Meyer); Arthur ZECHEL, Geschichte der Stadt Peine, Bd 3, Peine 1982, S. 281ff. (Gerhard Lucas Meyer), S. 373 (Gerhard Meyer); Carl-Hermann COLSHORN, Gerhard Lucas Meyer, in: Peiner Heimatkalender“ 1981, S. 45–49; Ulrike EVERS (Hrsg.), Gerhard Lucas Meyer (1830–1916). Erinnerungen aus meinem Leben, Peine 1995; Mechthild WISWE, Peiner Persönlichkeiten der Heimat, Peine 1974 (S. 15ff. Gerhard Lucas Meyer; S. 19ff. Gerhard Meyer); es sei auch auf die aktuellste Veröffentlichung zur Geschichte der Ilseder Hütte hingewiesen: Rudolf APEL/Kurt SCHOENFELDT/Manfred VORBERG, Die Ilseder Hütte – 100 Jahre Industriegeschichte, Erfurt 2004.

Aspekten exemplarisch sein³. Zum einen aufgrund seiner Verstrickungen mit der NSDAP bzw. der SS. Zum anderen aufgrund der Umstände seiner Ablösung nach der Kapitulation im Mai 1945.

Herkunft und Ausbildung

Ewald Hecker wurde am 14.10.1879 in Berlin geboren. Sein Vater war Geheimer Kommerzienrat und Geschäftsinhaber der Disconto-Gesellschaft, Berlin, einer Bank und Ältester der Kaufmannschaft Berlin. 1900 bestand der Sohn das Abitur am Realgymnasium in Eisenach. Nach einer Darstellung soll er bereits danach eine kaufmännische Lehre im Peiner Walzwerk absolviert haben⁴.

Eine 5-jährige Militärzeit im Schleswig-Holsteinischen Dragonerregiment Nr. 13, Metz, schloss sich an. 1906 wechselte Hecker in die Kolonialverwaltung des Deutschen Reiches und wurde Adjutant des Gouverneurs von Samoa.⁵ 1912 wurde er an die Kriegsakademie abkommandiert, um 1914 endgültig als Rittmeister in den Kolonialdienst überzutreten. Er wurde zum Bezirksamtmann von Samoa ernannt. Von 1914 bis 1916 war Hecker Delegierter des Deutschen Roten Kreuzes in den USA. 1917 wurde er als Offizier an der Westfront eingesetzt. Ab August 1917 folgten Verwendungen in Palästina und Konstantinopel im Range eines Majors. Im Juli 1919 erfolgte die Rückkehr nach Deutschland.

Eintritt und Aufstieg bei der Ilseder Hütte

Nach Entlassung aus dem Kolonialdienst kam Hecker im August 1919 als Hilfsreferent in die Verwaltung der Ilseder Hütte.⁶ 1912 hatte er geheiratet und zwar Emilie Meyer. Seine Frau war die Tochter des preußischen Oberregierungsrats Emil Meyer, der wiederum ein Sohn des Gründers der Ilseder Hütte Gerhard Lucas Meyer war⁷. Diese verwandschaftliche Beziehungen dürften bei dem noch zu beschreibenden beruflichen Aufstieg jedenfalls nicht von Nachteil gewesen sein. Hecker und seine Frau sollten 6 Kinder (5 Töchter und 1 Sohn) haben.

³ Zur Wandlung der Unternehmerpersönlichkeit und zur Trennung von Eigentum und Kontrolle vgl. Toni PIERENKEMPER, Unternehmensgeschichte, Stuttgart 2000, S. 185ff. (193).

⁴ Vgl. Georg WENZEL, Deutscher Wirtschaftsführer, Hamburg 1929, S. 882.

⁵ Gouverneur von Samoa war zum damaligen Zeitpunkt (1899–1910) der spätere Staatssekretär des Reichskolonialamtes (1911–1918) und des Auswärtigen Amtes (Ende 1918) Wilhelm Solf (1862–1936); vgl. zu seiner Biographie: Eberhard von Vietsch, „Wilhelm Solf – Botschafter zwischen den Zeiten“ Tübingen 1961 (Leutnant Hecker wird auf den Seiten 354ff erwähnt).

⁶ Vgl. zur Biographie: Das Deutsche Führerlexikon 1934/1935, Berlin 1934, S. 176f.; Dirk BÖTTCHER/Klaus MLYNEK/Waldemar R. RÖHRBEIN/Hugo THIELEN (Hrsg.), Hannoversches Biographisches Lexikon, Hannover 2002, S. 157 (bzgl. der letzten Lebensjahre und des Todes allerdings falsch; siehe unten); Wer leitet? Die Männer der Wirtschaft und der einschlägigen Verwaltung, Berlin 1941, S. 353; ESENWEIN-ROTHE, Die Wirtschaftsverbände von 1933–1945, Berlin 1965, S. 186f.; Reinhard VOGELSANG, Der Freundeskreis Himmler, Göttingen 1972 S. 162.

⁷ EVERS (wie Anm. 2), S. 98.

In den ersten Jahren nach dem 1. Weltkrieg wurde die Verstaatlichung der Ilseder Hütte diskutiert. Diese galt es aus Sicht der Ilseder Hütte zu verhindern. In diesem Zusammenhang wurde der Nationalversammlung in Weimar im August 1919 ein Gesetzentwurf zur Überführung des Erzbergbaus und der Eisenindustrie von Peine-Salzgitter in den Reichsbesitz vorgelegt. Dabei sollten die Aktionäre enteignet und für ihren Aktienbesitz entschädigt werden⁸.

Treue berichtet: „Der Abwehrkampf gegen den Staat wurde gewissenmaßen an drei Fronten geführt: Im Raum Groß Ilsede-Peine in enger Fühlung mit den Arbeitnehmern, in Berlin bei den Behörden und durch eine Kommission in Weimar, der Justizrat Wilhelm Meyer, der stellvertretende Vorsitzende des Aufsichtsrats, von Berenberg-Goßler und die Vorstandsmitglieder Gerhard Meyer, Wilhelm Bergmann und Julius Fromme angehörten. Auch der in der Geschäftsstelle Hannover des Aufsichtsrates der Ilseder Hütte tätige, soeben vom Kriegsdienst in der Türkei zurückgekehrte Regierungsrat a.D. Hecker, der von seiner früheren Tätigkeit in der Kolonialverwaltung her gute Beziehung zu den Behörden besaß, wirkte energisch beim Kampf gegen die Sozialisierung mit.“ Im Ergebnis zog die Reichsregierung am 27.11.1919 den Gesetzentwurf zurück.

Bereits im Jahr 1923 wurde Hecker zum Vorstandsmitglied der Ilseder Hütte ernannt. Aus dem sich in der Personalakte Heckers⁹ befindlichen Dienstvertrag geht hervor, dass seine Bezüge zu ca. 50 % aus einer „Erzeugungsvergütung“ in Höhe von 8 Pfennig pro t des in Ilsede erzeugten und vom Peiner Walzwerk verarbeiteten Roh-eisen bestand.

Berufung in den Aufsichtsrat

Am 29.04.1929 verstarb der Vorsitzende des Aufsichtsrats der Ilseder Hütte und des Peiner Walzwerkes, Rechtsanwalt Justizrat Dr. – Ing. E.h. Wilhelm Meyer, einer der Söhne des Firmengründers Gerhard Lukas Meyer¹⁰. Hecker wurde zu seinem Nachfolger als Vorsitzender und Delegierter des Aufsichtsrates bestimmt.

Die Funktion eines Delegierten des Aufsichtsrats bedarf der Erläuterung, weil sie dem heutigen Aktienrecht fremd ist. Während heute eine klare Trennung zwischen Aufsichtsrat und Vorstand besteht, sollte der Delegierte des Aufsichtsrats „zwischen Vorstand und Aufsichtsrat geschaltet hauptberuflich (nicht ehrenamtlich oder als freier Beruf) diese Tätigkeit ausüben.“¹¹. Die Stellung eines Delegierten des Aufsichtsrats bei der Ilseder Hütte war neu und musste deshalb definiert werden. Hecker

⁸ Vgl. TREUE (wie Anm. 1), S. 453; ZECHEL (wie Anm. 2), S. 346ff.

⁹ STA WF 1009 N, Zg. 55/2001 Nr. 3611 (Die Akte ist nicht paginiert. Sie dürfte aber vollständig sein. Allerdings fällt auf, dass von 1938–1941 und wiederum von 1941–1944 keine Unterlagen vorhanden sind.)

¹⁰ TREUE (wie Anm. 1), S. 435.

¹¹ Vgl. Personalakte „Gutachten erstattet anlässlich der Buchführung des Landesfinanzamts Hannover „Die Tätigkeit des Delegierten des Aufsichtsrats bei der Ilseder Hütte“ vom 03.05.1934.

schreibt in einem Schreiben vom 04.06.1929 an den stellvertretenden Vorsitzenden des Aufsichtsrats von Behrenberg-Goßler „Eine Gesellschaft wie die unsrige mit ihren vielseitigen und großen Einzelbetrieben muß eine ausgesprochene Spitze haben, die einerseits dem Aufsichtsrat für die Leitung des Gesamtkonzerns verantwortlich ist und die andererseits die Tätigkeit der Direktoren der einzelnen Betriebe zum Besten des Gesamtkonzerns zusammenfasst. Sämtlichen Herren unseres Vorstands und Herr Klein von Friedrich dem Großen sind, ohne ihrer Tüchtigkeit zu nahe treten zu wollen, Fachdirektoren, die die Interessen ihrer Einzelbetriebe in erster Linie im Auge haben, so dass die hierdurch immer entstehenden Reibungen durch eine darüber stehende Stelle zum besten des ganzen ausgeglichen werden müssen.“

Im Juli 1929 kam es zu einer Vereinbarung zwischen der Ilseder Hütte und Hecker. Dort ist im § 1 geregelt, dass Hecker „Mit der besonderen Überwachung und Leitung des Geschäftsbetriebes beider Gesellschaften einschließlich ihrer Tochtergesellschaften und Nebenbetriebe“ beauftragt wird.“ § 2 lautet wie folgt: „Der Beauftragte des Aufsichtsrats hat sich durch regelmäßige schriftliche Berichte und mündliche Besprechungen über den Gang der Geschäfte aller Gesellschaften und Nebenbetriebe in kaufmännischer und technischer Beziehung auf dem laufenden zu halten. Er hat dafür Sorge zu tragen, dass er über alle wichtigen Vorkommnisse unterrichtet wird. Wo es ihm notwendig erscheint, hat er durch Anordnungen, die er den Vorständen der Gesellschaften gibt, selbst einzugreifen. Der Beauftragte ist für ein ordnungsgemäßes Zusammenarbeiten aller Betriebe aller Gesellschaften verantwortlich.“

In einem Schreiben vom 05.06.1929 an die Industrie- und Handelskammer Hannover wird mit der Bitte um ein Gutachten über steuerfreien Dienstaufwand des Delegierten des Aufsichtsrats unter anderem ausgeführt, zu seinen Aufgaben gehöre „ferner die enge Fühlungnahme mit Persönlichkeiten und Verbänden aufrechtzuerhalten, die in der Politik und namentlich in der Wirtschaftspolitik eine Rolle spielen. Aus letzterem Grunde ist Herr Hecker auch in die Vorstände oder Ausschüsse der meisten Verbände, denen unsere Werke angehören, gewählt, insbesondere der Stahlwerksverbandes, des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller und der Fachgruppe Bergbau beim Reichsverband der Deutschen Industrie. Herrn Hecker obliegt ferner die Verbindung mit den ausländischen Geschäftsfreunden, insbesondere mit den Amerikanischen Finanzleuten, bei denen wir in den Jahren 1926 und 1928 größere Anleihen aufgenommen haben. Herr Hecker ist ferner Vorsitzender des Wahlkreises Hannover-Süd und Braunschweig der Deutschen Volkspartei. Diese Tätigkeit politischer Art geschieht ebenfalls im Interesse unserer Werke, die in Anbetracht ihrer erheblichen wirtschaftspolitischen Belange naturgemäß aktiv in einer Partei vertreten zu sein wünscht“. Heckers Aufgabenbereich war also umfassend angelegt und zwar innerhalb des Unternehmens und außerhalb.

Schon 1923 war in Hannover eine Geschäftsstelle der Ilseder Hütte eingerichtet worden, die zeitweise acht Beschäftigte umfasste. Warum Hecker nicht von Peine oder Ilsede aus arbeitete, konnte nicht herausgefunden werden. Privat wohnte Hecker in einer großbürgerlichen Villa (Heiligengeiststraße 21; unweit der Tierärztlichen

Hochschule), die zunächst im Eigentum der Ilseder Hütte stand und später von ihm privat erworben wurde¹². Die Villa existiert nach wie vor.

Am Rande sei erwähnt, dass Hecker auch in den Streit um die Gründungsgeschichte der Ilseder Hütte involviert wurde. So erreichte ihn Ende Mai 1937 ein Schreiben aus der Familie von Carl Hostmann, dem Gründer des Vorläufers der Ilseder Hütte aus dem Jahre 1856. Das Schreiben beginnt:

„Bei der diesjährigen Jubilarehrung der Ilseder Hütte am 1. Mai haben sie in einer Ansprache vor der Gefolgschaft der Hütte Gerhard Lukas Meyer als den „Gründer und ersten bedeutenden Leiter der Werke“ dargestellt.

Gegen diese erneute Geschichtsklitterung Ihrerseits erheben wir, namens der lebenden Nachkommen Carl Hostmanns und Carl Haarmanns hiermit energisch und in aller Deutlichkeit Einspruch. Aus den vielfachen Veröffentlichungen in Buchform und Zeitungsaufsätzen der letzten Jahre über die Entstehung der Ilseder Hütte und ihrem Begründer Carl Hostmann müssten auch Sie, Herr Regierungsrat, schließlich die Überzeugung gewonnen haben, dass es der Schwiegersohn Carl Hostmanns, Carl Haarmann, gewesen ist, dem die Gründung der Ilseder Hütte aus den Trümmern der Peiner Bergbau- u. Hüttengesellschaft zu verdanken ist und der ihren Aufbau als Vorsitzender des Verwaltungsrates der Aktiengesellschaft Ilseder Hütte in 26 Jahren bis zur Blüte leitete.

Bekannt dürfte Ihnen auch sein, dass G.L. Meyer im Jahre 1863 durch Carl Haarmann in den Aufsichtsrat der Hütte berufen wurde, dessen Vorsitzender und Leiter der Hütte jedoch Carl Haarmann bis zu seinem Tode im Jahre 1884 blieb.

Anlässlich des 75-jährigen Bestehens der Hütte im Jahre 1933 haben wir bereits gegen das an leitender Stelle der Hütte fehlende Gefühl für Tradition protestiert, da man es dort nicht für angebracht hielt unter Ausschaltung geschichtlicher Tatsachen die Namen anderer Zeitgenossen auch nur zu erwähnen.“

Während der Zeit des Aufsichtsratsvorsitzes von Hecker bewegte sich die Ilseder Hütte im Auf und Ab der deutschen Volkswirtschaft, die zunächst ganz im Zeichen einer rückläufigen Konjunktur stand. Wie noch zu zeigen sein wird, führte Hecker das Unternehmen in enger Abstimmung, mit der Partei, die nach 1933 die Macht in Deutschland übernahm. 1929 betrug die Belegschaft 5.735 Arbeiter und 836 Angestellte. Im Dezember 1929 war die Eröffnung des Werkshafens in Peine im Zuge der Entstehung des Mittellandkanals möglich.

Am 06. September 1930 wurde ein langwieriger und kräfteaubender Rechtsstreit zwischen dem Deutschen Reich und der Ilseder Hütte durch einen Vertrag beendet. Im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen stand die Beteiligung des Deutschen Reiches an der Ilseder Hütte. Diese Beteiligung resultierte aus der Zeit des 1. Weltkriegs. Das Deutsche Reich hatte der Ilseder Hütte zwischen 1914 und 1918 einen Kredit in Höhe von 40 Millionen Reichsmark gewährt, um die Erschließung von Erzkörpern bei Salzgitter zu ermöglichen. Nach Ende des 1. Weltkrieges stand noch eine Restschuld von 30 Millionen Reichsmark aus¹³.

¹² STA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 2040 u. Nr. 2561.

¹³ Gerhard MÖLLIN, Montankonzerne und 3. Reich, Göttingen 1988, S. 49 mit weiteren Nachweisen.

**Verein
Ilseder Hütte-Aktionäre**

Hannover, den 12. Oktober 1937
Wilhelmstraße 5

Der Obmann:
Ewald Hecker

An die Mitglieder!

Wie Sie aus den Zeitungen ersehen haben werden, hat Herr Ministerpräsident Göring die Gründung großer Eisenwerke, darunter eines bei Salzgitter, unter der Firma „Reichswerke A.-G. für Erzbergbau und Eisenhütten „Hermann Göring“ beschlossen

Die Gründung erfolgt im Verlaufe des Vierjahresplanes zu dem Zweck, die deutsche Eisenerzeugung zu steigern und vom Bezuge ausländischer Erze unabhängiger als bisher zu machen. Als erstes wird der Abbau von Eisenerzen im Salzgitterschen Höhenzug und ihre Verhüttung in Angriff genommen. Die dortigen Erzvorkommen werden mit geringen Ausnahmen von den Reichswerken übernommen.

Die Erzvorkommen der Ilseder Hütte von Büten-Adenstedt und von Lengede werden hiervon wenig berührt, dagegen muß sie von ihren Salzgitterschen Erzfeldern ebenfalls einen erheblichen Teil abgeben.

Die Ilseder Hütte hat sich auf den Standpunkt gestellt, daß der Eisenmangel in Deutschland so dringlich und die Sicherstellung einer inländischen Erzförderung so wichtig ist, daß die Gründung der Reichswerke irgend welchen Sonderbelangen vorgeht. Bei den besonderen Verhältnissen, wie sie im Salzgitterschen Höhenzug vorliegen, war nur das Reich in der Lage, die Gewinnung und Verhüttung der Erze in zweckmäßiger Weise durchzuführen.

Die Ilseder Hütte hat sofort die Verhandlungen mit den Reichswerken aufgenommen. Diese werden in freundschaftlicher Weise geführt und geben berechtigten Anlaß zu der Annahme, daß die Lebensgrundlage der Ilseder Hütte im Salzgitterschen Gebiet durch die Reichswerke nicht eingeschränkt werden wird.

Heil Hitler!

Ewald Hecker

Obmann

Abb. 2: Gute Miene zum bösen Spiel: Die Ilseder Hütte muss im Zuge der Gründung der Reichswerke Hermann Göring Erzvorkommen abgeben.

Im Zuge der Diskussionen um die Sozialisierung der Ilseder Hütte (s.o.) kam es dann zu einer Beteiligung des Deutschen Reiches in Höhe von 25 % der Aktien der Ilseder Hütte. Der Kredit war in Form von Aktien zurückgezahlt worden¹⁴. In dem genannten Vertrag erklärte sich die Ilseder Hütte mit der Übertragung der Aktien des Deutschen Reiches auf die reichseigene Vereinigte Industrie Unternehmung AG (VIAG) einverstanden. Die VIAG ihrerseits räumte der Ilseder Hütte ein Vorkaufrecht bzgl. Ihrer Aktien ein. Im Jahr 1932 kam es zur Fusion zwischen der Ilseder Hütte und dem Peiner Walzwerk.

Ganz erheblich wurde die Ilseder Hütte von der Gründung der Hermann-Göring-Werke in Salzgitter im Jahr 1937¹⁵ betroffen. Im Ergebnis musste das Unternehmen – nach rüdem Einsatz von Hermann Göring selbst – sämtliche Erzfelder im Bereich Salzgitter an die Reichswerke abtreten und zwar ohne Entschädigung. Die Einladung zum entscheidenden Gespräch mit Hermann Göring kam so kurzfristig, dass Hecker selbst nicht teilnahm, sondern nur einen Vertreter schicken konnte.

Hecker war im Vorfeld der Entscheidung die Reichswerke zu gründen an Abwehrversuchen beteiligt mit dem Ziel die Erzvorkommen im Salzgittergebiet durch die Eigentümer abbauen zu lassen¹⁶. Versuche seitens der Hermann-Göring-Werke das Aktienpaket der VIAG zu übernehmen, um dadurch direkten Einfluss auf die Ilseder Hütte zu gewinnen, konnten verhindert werden¹⁷. Allerdings musste die Ilseder Hütte weitere große Erzmengen an die Hermann-Göring-Werke liefern. Auch ca. 550 Belegschaftsmitglieder mussten abgetreten werden.

Technische Innovationen standen wie immer auf der Tagesordnung, so wurden neue technische Methoden zur Herstellung von Infanteriegeschossen und Patronenhülsen entwickelt. Natürlich blieb auch die Ilseder Hütte vom 2. Weltkrieg nicht verschont, jedoch blieben die meisten Werksanlagen betriebsbereit. Die Roheisenerzeugung war in der Kriegszeit mit 591.000 t stets unter dem Stand von 1939 geblieben und 1944 auf 475.000 t gesunken. Um die Arbeitskraft der eingezogenen Soldaten zu ersetzen wurden Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter eingesetzt. So wurden z. B. im Peiner Walzwerk ca. 1.200 Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter eingesetzt¹⁸. Anfang 1944 beschäftigte die Ilseder Hütte insgesamt ca. 2.288 Kriegsgefangene und zivile Zwangsarbeiter.¹⁹

Wie tief Hecker, von der NSDAP, in die örtlichen Peiner Verhältnisse einbezogen wurde, zeigt folgender Sachverhalt aus dem Frühjahr 1942²⁰. Vorausgeschickt sei, dass die Ilseder Hütte damals Eigentümer der noch heute existierenden „Peiner Festsäle“ einer Theaterbühne war. Unter dem 10. März 1942 schrieb der Gauleiter des

¹⁴ Manfred POHL, Viag Aktiengesellschaft 1923–1998, München/Zürich 1998, S. 26 mit weiteren Nachweisen; TREUB (wie Anm. 1), S. 454; MOLLIN (wie Anm. 13), S. 49f.

¹⁵ Jörg LEUSCHNER, Die neue Stadt Salzgitter, in: Horst-Rüdiger JARCK/Gerhard SCHILDT (Hrsg.), Die Braunschweigische Landesgeschichte, Braunschweig 2000, S. 1079–1100, hier S. 1080.

¹⁶ August MEYER, Hitlers Holding, München/Wien 1999, S. 75f.

¹⁷ Ilseder Hütte (Hrsg.), Ilseder Hütte 1858–1958, Peine 1958, S. 106.

¹⁸ vgl. Jens BINNER (Hrsg.) „...und trug das Zeichen Ost - Zwangsarbeit in Stadt und Landkreis Peine“, Peine 2002, S. 45; Gudrun FIEDLER/ Hans-Ulrich LUDEWIG, Zwangsarbeit und Kriegswirtschaft im Lande Braunschweig 1939–1945, Braunschweig 2003, mit weiterführender Literatur.

¹⁹ BINNER a.a.O. S. 46

²⁰ STA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 1424.

Gaues Süd-Hannover-Braunschweig der NSDAP Lauterbach²¹ an den Vorsitzenden des Aufsichtsrates der Ilseder Hütte, Herrn Präsident Dr. Hecker, Hannover, Wilhelmstraße 5:

„Lieber Parteigenosse Dr. Hecker!

Die kulturelle Arbeit im Kreis Peine und in der Stadt Peine krankt daran, dass nicht die Möglichkeit gegeben ist, Konzerte und Theaterabende in dem Rahmen zu veranstalten, der der Bedeutung der Stadt und der Stellung dieses Kreises entspricht.

Im Rahmen meiner Bemühungen ist von mehreren Seiten die Frage der Peiner Festsäle sowohl vom Kreisleiter, als auch meinem Gaupropagandaleiter und dem Regierungspräsidenten in Hildesheim an mich herangetragen worden

Ich möchte Sie daher bitten, doch einmal die Frage zu überlegen, ob nicht die Ilseder Hütte die Peiner Festsäle Ihrer ursprünglichen Zweckbestimmung wieder zuführen kann. Ich denke mir die Frage so, dass die Ilseder Hütte entweder der Stadt Peine oder der Kreisleitung der NSDAP oder einem aus beiden zu bildenden Gremium die Peiner Festsäle zur Nutzung überträgt

Ich weiß durch Vortrag des Gauamtesleiters Parbel, dass in Peine alle Bemühungen gemacht werden, kulturpolitische Arbeit zu aktivieren. Jede Bemühung scheitert aber an der Raumfrage, die im Augenblick in keiner Weise sowohl für die Partei als auch für die Stadt und die Belange der Ilseder Hütte als gelöst bezeichnet werden kann.

Ich wäre Ihnen für eine Stellungnahme zu meinem Vorschlag sehr dankbar.“

Daraufhin berichtet der Justiziar der Ilseder Hütte, Dr. Bode, der noch einmal eine wichtige Rolle im Leben Heckers spielen sollte, unter dem 23. März 1942, an diesen wie folgt:

„Die Peiner Festsäle wurden während des vorigen Krieges wegen einer nicht beizutreibenden Hypothek vom Peiner Walzwerk gekauft und in der Inflationszeit umgebaut. Dabei wurde vor allem die Bühne wesentlich verbessert und das Theater für Kinovorführungen eingerichtet.

Die Festsäle sind damals nicht etwa zum Gefolgschaftshaus umgebaut worden, sondern wie sich aus der Inschrift „zur Volksbildung und Pflege schöner Künste“, aus der Theaterkonzession, den Reden bei der Eröffnung etc. ergibt, für allgemeinen Kulturbelange. Die Gefolgschaftsinteressen sind aber jetzt allmählich durch die Verwaltung in den Vordergrund gerückt worden, vor allem durch das Kino

Unter Zurücksetzung geldlicher Interessen wurde dem Pächter als wichtigste, immer wieder betonte Vertragspflicht auferlegt, nur beste Filme in vollendeter Vorführungsart zu bieten. Dadurch wurde das Kino in den Festsälen anerkanntermaßen ganz erstklassig. So haben wir in den Peiner Festsälen bis vor einigen Jahren sämtliche Großfilme, immer aus erster Hand, regelmäßig ehe sie in Hannover gespielt wurden, ja öfter gleichzeitig mit oder gar vor der Uraufführung in Berlin nach hier bekommen.

²¹ JARCK/SCHEEL (wie Anm. 2), S. 371f.; vgl. auch Hartmann LAUTERBACH, Erlebt und mitgestaltet, Preuß. Oldendorf 1984: Lauterbach charakterisiert Hecker in seiner Autobiographie (S. 192) wie folgt: „Ihr Präsident, Generaldirektor und SS-Gruppenführer Hecker, wenig später Präsident der Reichswirtschaftskammer, war mir ein wertvoller Berater, zumal er auch maßgebliche Positionen im Göringschen Vierjahresplan einnahm.“

Das Kino wurde daher in den Kreisen unserer Gefolgschaft immer beliebter. Aus vielen Äußerungen wissen wir, wie stolz die Walzwerker auf „ihr“ berühmtes Kino waren.

Während so der Kinobetrieb immer eine größere Bedeutung, vor allem für unsere Gefolgschaft bekam, ging der Theaterbetrieb weiter zurück. Die Peiner Bevölkerung hat, wie sich immer wieder herausstellte, verhältnismäßig wenig Interesse an gehaltvollen schweren Stücken

Bei den Verhandlungen über Freigabe der Peiner Festsäle für andere Vorführungen mussten wir zwar die Erhaltung unseres bei der Gefolgschaft so beliebten Kinos in erster Linie beachten

Eine weitere Einschränkung unseres Kinobetriebes würden wir wegen der erzieherischen Wirkung auf die Gefolgschaft, besonders durch die Wochenschauen, sehr bedauern. Die Einschränkung wurde aber auch die Stimmung der Bevölkerung, insbesondere die Stimmung unserer Gefolgschaft außerordentlich nachteilig beeinflussen. Unsere Gefolgschaft hängt zu sehr an ihrem Kino“

Aus diesen wenigen Sätzen wird der hinhaltende Widerstand Dr. Bodes gegen das Verlangen der NSDAP deutlich. Letztlich entschied die Ilseder Hütte unter dem 22. Mai 1942:

„Die Ilseder Hütte erklärt sich in Ansehung der in Peine vorliegenden schwierigen Verhältnisse bereit, der Partei bis zur Fertigstellung des von dieser geplanten Parteihauses, dessen Bau baldmöglichst nach Beendigung des Krieges geplant ist, in ihren „Peiner Festsälen“ die nachstehenden Räumlichkeiten unter folgenden Voraussetzungen zu überlassen.“

Mitgliedschaft im „Keppler-“ bzw. „Himmler-Kreis“

Hecker war neben seinen vielen anderen Funktionen auch Präsident des „Wirtschaftsbundes Niedersachsen-Kassel“, einer Vereinigung zur Vertretung regionaler Wirtschaftsinteressen²². In dieser Funktion versuchten Hecker und andere Kontakte zur NSDAP herzustellen, um auf deren wirtschaftspolitische Vorstellungen Einfluss zu nehmen. Es kam am 02.03.1932 zu einem Treffen der Präsidiumsmitglieder des Wirtschaftsbundes mit dem Leiter der wirtschaftspolitischen Abteilung der NSDAP Dr. Wagener²³.

Ob über diese Kontakte oder auf anderen Wegen, jedenfalls wurde Ewald Hecker Mitglied des sogenannten „Keppler-Kreises“, der die NSDAP und Adolf Hitler wirtschaftspolitisch beraten sollte und schließlich in den Freundeskreis Heinrich Himmler mündete²⁴. Aus diesem Kreis, der auf Bitten Adolf Hitlers von dem badischen Industriellen Wilhelm Kettler organisiert wurde, sollten vor der Machtergreifung der

²² Vgl. Hans-Werner NIEMANN, Der Wirtschaftsbund Niedersachsen-Kassel und die NSDAP, in: Nds. Jb. für Landesgesch. 2003, S. 293–331.

²³ NIEMANN a.a.O. S. 317

²⁴ vgl. VOGELSANG (wie Anm. 6), S. 24; Klaus DROBISCH, Der Freundeskreis Himmler, in: Zs. für Geschichtswissenschaft 1960, S. 304–328; Hermann KAIENBURG, „Die Wirtschaft der SS, Berlin 2003, S. 361.

Nationalsozialisten zwei entscheidende Initiativen hervorgehen. Ihm gehörten ca. 12 Männer an. Ewald Hecker war einer von ihnen und von Anfang an Mitglied dieses exklusiven Zirkels. Neben Hecker gehörten ihm z. B. der Potsdamer Regierungspräsident Gottfried Graf von Bismarck-Schönhausen, der Industrielle Dr. Friedrich Flick, der Vorsitzende des Aufsichtsrates der Hamburg-Amerika-Linie, Emil Helfferich, und weitere Industrielle an. Die Zusammensetzung war ein Spiegelbild der deutschen Wirtschaft²⁵.

Die erste Initiative resultierte aus dem Ergebnis der Reichstagswahl vom 06.11.1932. Die NSDAP hatte 34 Sitze verloren. Nachdem die Nationalsozialisten drei Jahre lang von Sieg zu Sieg geeilt waren, mussten Sie sich nun mit 196 von 584 Sitzen im Reichstag begnügen. Viele Wähler, die auf eine schnelle Machtübernahme durch die Nationalsozialisten und durchgreifendere Formen gesetzt hatten, waren zu Hause geblieben, weil Hitler mit seiner Forderung nach dem Amt des Reichskanzlers gescheitert war. Diese Wählerabwanderung drohte sich fortzusetzen.

Mehrere Mitglieder des „Keppler-Kreises“ aber auch der ehemalige Reichsbankpräsident Schacht entwarfen deshalb eine Eingabe an Reichspräsident von Hindenburg, um dessen Widerstand gegen die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler zu überwinden²⁶. Hecker war an den vorbereiteten Diskussionen entscheidend beteiligt²⁷. Es heißt in dem Schreiben u. a. :

„Der Ausgang der Reichstagswahl vom 06.11. d.J. hat gezeigt, dass das derzeitige Kabinett, dessen aufrechten Willen niemand im deutschen Volke bezweifelt, für den von ihm eingeschlagenen Weg keine ausreichende Stütze im deutschen Volke gefunden hat, dass aber das von Euer Exzellenz gezeigte Ziel eine volle Mehrheit im deutschen Volke besitzt, wenn man – wie es geschehen muß – von der staatsverneinenden kommunistischen Partei absieht... Wir erachten es deshalb für unsere Gewissenspflicht, Eurer Exzellenz ehrerbietigst zu bitten, dass zur Erreichung des von uns allen unterstützten Zieles Eurer Exzellenz die Umgestaltung des Reichskabinetts in einer Weise erfolgen möge, die die größtmögliche Volkskraft hinter das Kabinett bringt... Wir erkennen in der nationalen Bewegung, die durch unser Volk geht, den verheißungsvollen Beginn einer Zeit, die durch Überwindung des Klassengegensatzes die unerlässliche Grundlage für einen Wiederaufstieg der deutschen Wirtschaft erst schafft... Die Übertragung der verantwortlichen Leitung eines mit den besten sachlichen und persönlichen Kräften ausgestatteten Präsidialkabinetts an den Führer der größten nationalen Gruppe wird die Schwächen und Fehler, die jeder Massenbewegung notgedrungen anhaften, ausmerzen und Millionen Menschen, die heute abseits stehen, zu bejahender Kraft mitreißen.“

²⁵ VOGELSSANG (wie Anm. 6), S. 24.

²⁶ Vgl. Joachim PETZOLD, Franz von Papen, München/Berlin 1995, S. 120 (dort wird Hecker fälschlicherweise als Mann aus dem Ruhrgebiet bezeichnet); Albert SCHREINER, Die Eingabe deutscher Finanzmagnaten, Monopolisten und Junker an Hindenburg für die Berufung Hitlers zum Reichskanzler, November 1932“ in: Zs. für Geschichtswissenschaft 1956, S. 366–369 (dort ist der vollständige Text abgedruckt).

²⁷ Vgl. Heinrich MUTH, Das „Kölner Gespräch“ am 04.01.1933, in: Gesch. in Wissenschaft und Unterricht Bd 37, 1986, S. 472–477.

Neben Hecker wurde dieser Aufruf u. a. auch unterzeichnet von Dr. Hjalmar Schacht, dem Industriellen Fritz Thyssen und Carl Krogmann, dem späteren Bürgermeister von Hamburg.

Die Wirksamkeit dieser Initiative aus dem „Keppler-Kreis“ mag noch bezweifelt werden. Der Erfolg der nächsten Initiative, die eine logische Fortsetzung der 1. Initiative war, gestaltete sich jedoch um so wirkungsvoller, da sie zu einer entscheidenden Annäherung zwischen Adolf Hitler und dem ehemaligen Reichskanzler Franz von Papen führte. Wiederum war Hecker entscheidend beteiligt²⁸. Ergebnis der Bemühungen war das wohl als historisch zu bezeichnende Treffen zwischen Hitler und von Papen im Hause des Kölner Bankiers Kurt von Schröder am 04.01.1933, also wenige Tage vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten.

Hecker, der ein Duzfreund von Papens gewesen sein soll²⁹, war am 9. November 1932 bei ihm zum Essen eingeladen³⁰. Während dieses Essens sollte Hecker die Möglichkeit erkunden, ob von Papen bereit sei, in ein Kabinett des Reichskanzlers Hitler einzutreten. Keppler berichtet am 13. November in einem Brief an von Schröder, Hecker habe bei von Papen, den „guten Willen“ festgestellt sich auf eine Regierung unter der Kanzlerschaft Hitlers zu einigen³¹. Am 11. November³², nach einer anderen Darstellung am 11. Dezember³³, fand dann ein Gespräch zwischen von Papen, Keppler, Schacht und auch Himmler statt, bei dem es wiederum um die Beteiligung von Papens in einem Kabinett Hitler ging. Ob Hecker auch an diesem Gespräch teilgenommen hat, darüber gehen die Darstellungen auseinander³⁴. Während dieses Gesprächs wurde jedenfalls die Idee zu einem Gespräch zwischen von Papen und Hitler in Köln im Haus des Bankiers von Schröder geboren³⁵. Das Ergebnis dieses Gespräches ist bekannt und folgenreich: Hitler wurde Reichskanzler und von Papen Vizekanzler. Reichspräsident von Hindenburg hatte seinen Widerstand gegen den böhmischen Gefreiten aufgegeben. Das Elend Deutschlands begann.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten entwickelte sich der „Keppler-Kreis“ von einem Beraterkreis Adolf Hitlers zu einem Unterstützerkreis der SS³⁶. Hecker nahm regelmäßig an den Treffen des Kreises teil³⁷. U. a. traf man sich anläs-

²⁸ PETZOLD (wie Anm. 26), S. 122; NIEMANN (wie Anm. 22), S. 318.

²⁹ Emil HELFFERICH, 1932–1946 Tatsachen, Jever 1969, S. 16 (Diese Behauptung ist jedoch mit Vorsicht zu genießen, denn von Papen erwähnt Hecker in seinen beiden Büchern „Der Wahrheit eine Gasse“, München 1952, bzw. „Vom Scheitern einer Demokratie 1930–1933“ Mainz 1968, nicht).

³⁰ HELFFERICH a.a.O. S. 17; VOGELSANG (wie Anm. 6), S. 42.

³¹ Petzold (wie Anm. 26), S. 122 mit weiteren Nachweisen; vgl. auch HELFFERICH a.a.O. S. 17.

³² Petzold (wie Anm. 26), S. 122.

³³ VOGELSANG (wie Anm. 6), S. 42.

³⁴ PETZOLD (wie Anm. 26), S. 122, erwähnt Hecker als Teilnehmer dieses Gespräches; VOGELSANG (wie Anm. 6), S. 42 erwähnt ihn nicht.

³⁵ Von Papen stellt die Vorgeschichte in seinen Erinnerungen völlig anders da („Der Wahrheit eine Gasse“ (wie Anm. 29), S. 254). Danach sei die Initiative allein von Schröder ausgegangen. Er versucht, das Gespräch als für ihn völlig nebensächlich darzustellen: „Schröder fragte, ob ich gegebenenfalls in der nächsten Zeit für eine Aussprache mit Hitler zur Verfügung stehe? Ich antwortete, es sei meine Absicht am 04. Januar über Düsseldorf nach Berlin zu fahren, um meinen Umzug einzuleiten – ich könne in Köln einen Zug überschlagen zu der geplanten Unterhaltung“.

³⁶ Thomas RAMKE, Die Flicks, Frankfurt/Mainz 2004, S. 85; Heinz HÖHNE, Der Orden unter dem Totenkopf, München 1984, S. 131f.

³⁷ VOGELSANG (wie Anm. 6), S. 146.

slich der Reichsparteitage der NSDAP in Nürnberg³⁸. Die informelle Bedeutung dieser Zusammenkünfte dürfte als sehr hoch einzuschätzen sein. Immerhin trafen sich wichtige Entscheidungs- und Informationsträger des Deutschen Reiches. Üblich war es, dass die Mitglieder des Kreises Spenden abzuliefern hatten, die Himmler zur persönlichen Verfügung zuzugingen. Aus einer Übersicht des Spendenaufkommens der Jahre 1936–1944 geht hervor, dass Hecker in den Jahren 1943 und 1944 jeweils 75.000 RM gespendet haben soll³⁹. Ob dies aus privaten Mitteln oder aus Mitteln der Ilseder Hütte geschah, konnte nicht herausgefunden werden. Angesichts der Höhe ist jedoch von Zahlungen durch das Unternehmen auszugehen. Im übrigen wurden Unterlagen zur Tätigkeit Heckers im „Keppler-“ bzw. „Himmler-Kreis“ im Werksarchiv nicht gefunden.

Der „Wirtschaftsführer“

Hecker war Vorsitzender des Aufsichtsrats eines großen Unternehmens, aber von Berlin aus gesehen doch in der Provinz. Trotzdem gelang es ihm in relativ kurzer Zeit, Mitglied in den Aufsichtsräten namhafter deutscher Unternehmen zu werden. Darüber hinaus erreichte er höchste Führungspositionen in der Wirtschaftsverwaltung. Die Vermutung liegt nahe, dass in dieser Zeit seine Zugehörigkeit zum „Keppler-“ bzw. „Himmler-Kreis“ dabei von Bedeutung war.

Hecker nahm folgende Aufsichtsratsmandate wahr:

- „Heag“ Hannoversche Eisengießerei und Maschinenfabrik AG, Anderten (Vorsitzender des Aufsichtsrats)
- Woll-Wäscherei und Kämmerei, Döhren b. Hannover (Vorsitzender des Aufsichtsrats)
- Commerz- und Privatbank AG (stellvertr. Vorsitzender des Aufsichtsrats)
- Braunschweig-Hannoversche Hypothekenbank
- Boswau & Knauer AG, Berlin
- Deutscher Eisenhandel AG, Berlin
- Eildienst für amtliche und private Handelsnachrichten GmbH, Berlin
- Gesellschaft für elektrische Unternehmungen – Ludwig Loewe & Co. AG, Berlin,
- Standard-Elektrizitäts-Gesellschaft AG, Berlin,
- Ueberlandwerke und Straßenbahnen Hannover AG, Hannover,
- Vereinigte Industrieunternehmungen AG, Berlin, (VIAG)⁴⁰
- F.Schichau GmbH, Berlin.⁴¹

³⁸ VOGELSSANG, a.a.O., S. 78.

³⁹ VOGELSSANG, a.a.O., S. 158; Diese Zahlen sind jedoch mit Vorsicht zu genießen. Es werden auch andere Summen genannt vgl. Klaus DROBISCH (wie Anm. 24), S. 316.

⁴⁰ Hecker wurde bereits im April 1933 als Vertreter des Deutschen Reiches in diesen Aufsichtsrat berufen vgl. POHL (wie Anm. 14), S. 112 (und dies obwohl die VIAG 25 % der Aktien der Ilseder Hütte hielt).

⁴¹ vgl. Lotte ZUMPE, *Wirtschaft und Staat in Deutschland 1933–1945*. Ostberlin 1980, S. 463; *Wer leitet?* (wie Anm. 6), S. 353.

Eng verknüpft mit diesen Aufsichtsrats-Mandaten war die Tätigkeit Heckers in der unübersichtlichen Wirtschaftsverwaltung des NS-Staates. So war er seit 1932 Präsident der Industrie- und Handelskammer Hannover. Ende 1934 wurde er auch zum Präsidenten der neuerrichteten Reichswirtschaftskammer berufen. In der Reichswirtschaftskammer waren die Reichsgruppen – so lautete die Bezeichnung der ehemaligen Spitzenverbände der Wirtschaft – und der Deutsche Industrie- und Handelstag zusammengefasst. Die Reichswirtschaftskammer unterstand wiederum dem Reichswirtschaftsminister⁴². Im Dezember 1934 wurde Hecker als Nachfolger von Dr. Krupp von Bohlen und Halbach Leiter der Reichsgruppe Industrie innerhalb der Reichswirtschaftskammer.

Alfred Hugenberg soll Großaktionär werden

In welcher Weise die Reichsregierung mit Hecker trotz seines Rangs und seiner Stellung umging zeigt folgender Vorgang⁴³: Wie erwähnt war das Deutsche Reich über die VIAG mit 25 % am Aktienbesitz der Ilseder Hütte beteiligt. Der Wert dieser Aktien betrug im Jahr 1944 rund 17 Millionen Reichsmark (!). Die folgenden Fakten sind Inhalt einer Eidesstattlichen Versicherung des Aufsichtsratsmitglieds der Ilseder Hütte Dr. Hans Fiehn⁴⁴, Hannover vom 13.05.1955 (UR 134/1955 des Notars Dr. Kurt Blanke, Celle)⁴⁵.

Danach verhandelte die Reichsregierung etwa im Juli 1944 mit dem ehemaligen Reichsminister Alfred Hugenberg⁴⁶ über den Kauf eines Verlages. Im Gegenzug sollte Hugenberg das Aktienpaket des Deutschen Reiches an der Ilseder Hütte übertragen werden. Es lautet in der Eidesstattlichen Versicherung wörtlich:

„Hecker ist an die Angelegenheit nur mit größtem Widerwillen herangegangen, da die Ilseder Hütte in der VIAG und Ihrem Vorstand einen vorbildlichen Aktionär hatte. Der Minister Funk hatte ihm aber mitgeteilt, dass der Führer persönlich den Wunsch auf Erwerb des Scherlverlages⁴⁷ ausgesprochen habe. Deshalb hatte Hecker sich wenigstens grundsätzlich verhandlungsbereit erklärt..... Ende November 1944 stellte der Reichswirtschaftsminister Funk in einem Schreiben an Hecker fest, dass die Verhandlungen mit Hugenberg „bedauerlicher Weise jetzt völlig festgefahren seien“ und bat dringend, die Transaktionen nunmehr zu Ende zu führen. Aber auch weitere Verhandlungen mit Hugenberg scheiterten. Am 01.02.1945 sandte dann der Reichs-

⁴² KAIENBURG (wie Anm. 24), S. 364f.

⁴³ StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 9340.

⁴⁴ Später Aufsichtsratsvorsitzender der Ilseder-Hütte 1949–1952.

⁴⁵ Aufsichtsratsmitglied der Hüttenwerke – Ilsede-Peine AG vgl. „Ilseder Hütte 1858–1958“ (wie Anm. 17), S. 121.

⁴⁶ (1865–1951) ehemaliger Vorsitzender des Direktoriums der Firma Krupp; ehemaliger Vorsitzender der DNVP; Mitbegründer „Harzburger Front“ 1931, M.d.R.; vgl. zur Rolle Hugenbergs zuletzt: „Geschichtsstunde – Warum die Erben Hugenbergs leer ausgehen“ FAZ vom 18.03.2005, S. 42.

⁴⁷ Der Scherlverlag war eines der größten Verlagshäuser Berlins und gab Zeitungen, Zeitschriften und Bücher heraus, so z. B. die Tageszeitungen: „Berliner Lokal-Anzeiger“, „Der Montag“ und die „Berliner Abend Zeitung“ vgl. Dankwart GURATZSCH, Macht durch Organisation – die Grundlegung des Hugenbergischen Presseimperiums, Düsseldorf 1974, S. 420.

wirtschaftsminister Funk an Herrn Hecker *durch Boten* [Unterstreichungen aus der Vorlage übernommen, d. Verf.] – Dr. Dahlgrün – ein Schreiben, wonach er *gemäß dem Reichsleistungsgesetz* von der Gemeinschaft der Aktionäre der Ilseder Hütte, vertreten durch den jeweiligen Aufsichtsratsvorsitzenden *verlangte*, „dass Sie für den Fall der Übertragung (Veräußerung) der der VIAG gehörenden Aktien der Ilseder Hütte auf die August Scherl Handels- und Verwaltungs-Kommanditgesellschaft auf die Ausübung der ihr vorbehaltenen Rechte auf Erwerb dieser Aktie verzichtet.“

Das Schreiben Funk vom 1. Februar 1945 enthält den Satz: „Ich bitte, dem Überbringer – Herrn Dr. Dahlgrün – die angeforderte Verzichtserklärung als zu meinen Händen zu übergeben.“ ...Am 7. Februar 1945 hat Hecker dann brieflich dem Reichswirtschaftsminister mitgeteilt:

„Ihre Leistungsanforderung habe ich zur Kenntnis genommen. Da im Verfahren nach dem Reichsleistungsgesetz der Rechtsweg ausgeschlossen ist und die Leistung von der Aktionärgemeinschaft erzwungen werden kann, bin ich in der Lage, ohne Verletzung meiner Treupflicht gegenüber der Aktionärgemeinschaft Ihnen zu erklären, dass diese die Ausübung ihrer Rechte unterlassen wird“. Nach meiner gesamten damaligen Mitwirkung dieser Angelegenheit kann ich mit Bestimmtheit sagen, dass Herr Hecker das damalige Ansinnen, für die Gemeinschaft der Aktionäre auf das ihr vertraglich zustehende Vorkaufsrecht zu verzichten, als eine völlig ungerechtfertigte Zumutung von Anfang bis Ende angesehen hat und nur dem mit Hilfe des Reichsleistungsgesetzes auf ihn ausgeübten Druck gewichen ist, weil er der Überzeugung war, gegenüber diesem Drucke machtlos und wehrlos zu sein.“

Dr. Fiehn beendet seine Eidesstattliche Versicherung wie folgt:

„Ich versichere die Richtigkeit der vorstehend angegebenen Tatsachen anhand meiner Akten und meiner genauen Erinnerung an Eidesstatt. Ich gebe diese Erklärung zu notariellem Protokoll ab, weil Herr Hecker verstorben ist und als Zeuge nicht mehr in Betracht kommt, ich selber aber im 77. Lebensjahre stehe und meine Gesundheit zu wünschen übrig lässt“.

Zu diesem Sachverhalt gibt es eine weitere Eidesstattliche Versicherung und zwar von Hüttdirektor Julius Fromme⁴⁸ (UR 153/1955 Notar Dr. Blanke, Celle):

„Rechtsanwalt Dr. Fiehn hat zu Protokoll vom 13. Mai 1955 (Nr. 134 der Urkundenrolle des amtierenden Notars von 1955) eine Eidesstattliche Versicherung abgegeben. Ich selbst war zur damaligen Zeit Vorsitzender des Vorstandes der Ilseder Hütte. Ich kann aus eigener Wahrnehmung alle von Herrn Rechtsanwalt Dr. Fiehn in jener Eidesstattlichen Versicherung abgegebenen Erklärung bestätigen. Herr Hecker hat auch mir gegenüber dieselbe Erklärung abgegeben.“

Letztlich ist es dann – wohl wegen des nahenden Kriegsendes – nicht zu einer Übertragung auf Hugenberg gekommen⁴⁹.

⁴⁸ Ebenfalls StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 9340, hier Blatt 1 und 2; Fromme war ab 1952 Vorsitzender des Aufsichtsrats der Ilseder Hütte.

⁴⁹ POHL (wie Anm. 14), S. 173f.; Trotzdem kam es im Jahr 1953 zu einer Auseinandersetzung zwischen der Hugenberg – Gruppe und der VIAG um das Aktienpaket der Ilseder Hütte vgl. POHL (wie Anm. 12), S. 261 mit weiteren Nachweisen.

Die genannten Eidesstattlichen Versicherungen werfen zum einen die Frage auf, warum Dr. Fiehn und Fromme diese 1955 abgegeben haben. Zum anderen stellt sich die Frage, warum dieser Vorgang in der Unternehmensgeschichte von Treue, die 5 Jahre später erschien, nicht erwähnt wird, obwohl zumindest von Fromme bekannt ist (s.u.), dass er mit Treue wegen der Unternehmensgeschichte in Kontakt stand, ihn aber offensichtlich nicht von dem beabsichtigten Kauf an Hugenberg unterrichtete. Das Treue die Initiative der Reichsregierung, wenn er davon gewusst hätte, in der Unternehmensgeschichte nicht für erwähnenswert hielt, ist wegen der Brisanz dieses Vorgangs schlecht vorstellbar.

Insoweit ist die Initiative der Herren Dr. Fiehn und Fromme diese Verhandlungen per Eidesstattlicher Versicherung festzuhalten mehr als verständlich, denn es handelte sich bei objektiver Betrachtung um eine ungeheuerliche Idee, die publizistischen Interessen der NSDAP mit den Unternehmensinteressen der Ilseder Hütte zu vermengen. Die Interessen von Alfred Hugenberg waren angesichts des Kriegsverlaufs verständlich, denn er wollte sein Unternehmen nur gegen eine wertbeständige Anlage verkaufen. Dies spricht immerhin für die Ilseder Hütte, die von Hugenberg auch noch am Anfang des Jahres 1945 für ein solides Unternehmen gehalten wurde. Die Umstände sprechen dafür, dass schriftliche Unterlagen über diesen Vorgang im Werksarchiv nicht vorhanden waren oder vernichtet worden sind.

Dafür spricht auch die Anweisung von Dr. Fiehn an den aufnehmenden Notar „eine Ausfertigung dieses Protokolls nebst 2 beglaubigten Abschriften der Ilseder Hütte zu Händen ihres Aufsichtsratsvorsitzenden Herrn Direktor Julius Fromme zu erteilen“. In der entsprechenden Akte befindet sich auch ein Vermerk vom 28.05.1955, wonach sich das Original der Eidesstattlichen Versicherung im Aktenschrank des Vorsitzenden des Aufsichtsrats der Ilseder Hütte Fromme befindet. Je eine beglaubigte Abschrift wurde in den Sekretariaten von Fromme und des Vorstandsmitglieds Dr. Rasch abgelegt.

Die Frage, warum Dr. Fiehn und Fromme ihr Wissen nicht gegenüber Treue offenbarten, kann letztlich nicht beantwortet werden. Vielleicht hielten sie die Zeit noch nicht für gekommen, diesen brisanten Vorgang der Öffentlichkeit mitzuteilen. Im übrigen werden die Verhandlungen durch das Unternehmensarchiv der VIAG in vollem Umfang bestätigt⁵⁰.

Eintritt und Aufstieg in der SS

Nachdem Hecker bereits am 01.05.1933 in die NSDAP eingetreten war, wurde er am 13.09.1936 auch in die SS aufgenommen und zwar unter sofortiger Beförderung vom einfachen SS-Mann zum SS-Standartenführer⁵¹. Diese Ehrung entsprach dem Rang eines Oberst in der Wehrmacht⁵². Eine Beförderung zum SS-Oberführer folgte. Hecker war dem „Stab des Reichsführer SS“, wie bei solchen Ehrenrängen üblich, zugeordnet.

⁵⁰ POHL (wie Anm. 14), S. 173 Fußnote 25.

⁵¹ VOGELSANG (wie Anm. 6), S. 61 und 63.

⁵² KAIENBURG (wie Anm. 24), S. 1126.

Am 16.09.1941 beantragte Hecker jedoch die Versetzung zu einem SS-Stab nach Hannover. Aus der sich im Bundesarchiv Berlin befindlichen Personalakte des SS-Offiziers Hecker geht hervor, dass die hannoversche Dienststelle der SS dies überaus positiv bewertete⁵³.

Am 20.04.1943 wurde Hecker erneut befördert und zwar zum SS-Brigadeführer. Dies entsprach dem Rang eines Generalmajors in der Wehrmacht⁵⁴. Neben Hecker wurden auch andere Mitglieder des „Himmler-Kreises“ mit solchen Ehrungen überschüttet. Im engeren Sinne waren die Geehrten zu nichts anderem verpflichtet, als sich hin und wieder die SS-Uniform anzuziehen⁵⁵.

Schneller Abschied

Am 10.04.1945 kapitulierte die Stadt Peine und die öffentliche Gewalt wurde von den Amerikanern übernommen⁵⁶. Die Militärregierung beauftragte den ehemaligen Syndikus der Ilseder Hütte Dr. Wolfgang Bode als „Custodian“ mit der Leitung der Ilseder Hütte⁵⁷. Dr. Bode hatte längere Zeit in Konzentrationslagern u. a. in Buchenwald verbringen müssen⁵⁸.

Über das persönliche Verhältnis zwischen Hecker und Dr. Bode konnte nichts herausgefunden werden. Fest steht jedoch, dass beide über Jahre hinweg beruflich zusammengearbeitet hatten, da Dr. Bode in der Querschnittsaufgabe als Justiziar dem Aufsichtsratsvorsitzenden immer wieder zuarbeiten musste. Und zwar auch in Angelegenheiten, die in die Privatsphäre Heckers hineinspielten, so z. B. beim Erwerb des erwähnten Grundstücks Heiligengeisstraße, Hannover. Dr. Bode hatte nach Rückkehr aus dem KZ die Ilseder Hütte verlassen müssen⁵⁹.

Aus der Personalakte Heckers ist ersichtlich, dass Dr. Bode unverzüglich die Abberufung Heckers betrieb. Ob das konsequente Vorgehen gegen Hecker auch aus persönlichen Motiven – was bei seiner Vorgeschichte nicht auszuschließen ist – resultierte, muss offen bleiben. Jedenfalls hielt er seine diesbezüglichen Bemühungen in einem Aktenvermerk, der die Zeit vom 01. bis 09.05.1945 umfasst, fest. Der Vermerk sei hier insgesamt wiedergegeben:

⁵³ BundesArchiv BDC SS O 6400015658 (in der Akte befindet sich ein handgeschriebener Lebenslauf).

⁵⁴ KAIENBURG (wie Anm. 24), a.a.O.

⁵⁵ So HÖHNE (wie Anm. 36), S. 132.

⁵⁶ Vgl. ZECHEL (wie Anm. 2), S. 379 ff.

⁵⁷ Vgl. TREUE (wie Anm. 1), S. 640, 643.

⁵⁸ ZECHEL (wie Anm. 2), S. 386 und 389; vgl. auch „Peine unter der NS-Gewaltherrschaft“ 2. Auflage Peine 1978, S. 54f.

⁵⁹ Er soll in ein Konzentrationslager eingeliefert worden sein, weil er in einer Zeitungsanzeige den Tausch von Jagdwaffen gegen Lebensmittel angeboten hatte; vgl. „Peine unter der NS Gewaltherrschaft“ (wie Anm. 56).

Peine, den 1. Mai 1945

Betr.: Abbau Präsident Hecker

Abbau H. im Vorstände und mit Herrn Kommerzienrat Meyer besprochen. H. ist möglichst schnell abzubauen, damit für den Personalwechsel in der Ilseder Hütte ein markantes Beispiel geschaffen wird.

3. Mai 1945

Versuch von Herrn Kommerzienrat Meyer, mit H. eine Vorbesprechung zu haben, um ihm Gelegenheit zu geben, bis zum 5.5. selbst seine Ämter niederzulegen und dann die Lohnunterstützung (RM 750,-) zu beziehen.

H. ist inzwischen verhaftet. Besprechung konnte nicht stattfinden.

5. Mai 1945

Abermalige Besprechung der Angelegenheit H. im Vorstände.

7. Mai 1945

Abermals Vorstandsbesprechung. In Rücksicht auf den Abbau der Nationalsozialisten in der Gefolgschaft ist es dringend erwünscht, dass Herr Hecker baldigst von seinen Ämtern entfernt wird, da er einerseits allzu schwer nationalsozialistisch belastet ist und andererseits an zu prominenter Stelle steht. Es darf auch nicht der Anschein erweckt werden, als wenn ich bei der Durchführung des Abbaus an seiner Person vorüberginge oder auch nur seinen Abbau verzögern wolle. Herr Kommerzienrat Meyer soll nochmals gebeten werden, Herrn H. im Gefängnis aufzusuchen und ihm dann auch gleich die Kündigung zu übergeben, falls er nicht alsbald Ämter niederlegt. Bedenkfrist, wie früher vorgesehen, kann nicht gewährt werden, da nach dem Ausweis der Militär-Regierung nur sofortige Antwortmitnahme möglich ist. Da der Ausweis nur für mich ausgestellt ist, werde ich mitfahren und versuchen, Herrn Kommerzienrat als Dolmetscher mit hineinzubringen.

Da die Pensionsrente von Herrn H. nicht bekannt sind, besteht die Möglichkeit, dass die Bewilligung von 80 % der Pension, wie sie zwischendurch von Herrn Direktor Fromme vorgeschlagen und allgemein gutgeheißen wurde, zu unangemessen hohen oder zu niedrigen Beträgen führt, zumal der Heckersche Pensionsvertrag *voraussichtlich* wahrscheinlich bei Austritt H. aus dem Vorstände versehentlich nicht verlängert wurde, die Pension also nur von einem geringen Dienstalter ab rechnet. Mein Vorschlag, eine feste Summe von RM 1.000,- zu nehmen, wurde allgemein gutgeheißen.

9. Mai 1945

Suche nach Herrn H. in allen hannoverschen Gefängnissen. Die Auskunft in dem Gefängnis des CIC besagte, dass H. dort vor einigen Tagen abgeholt und vermutlich zunächst in ein Sammellager gebracht ist. Wohin, sei unbekannt. Von dem Sammellager sei er aber auch inzwischen woanders hingebracht.

Bei wiederholter Vorstellung in der CIC wurde dieselbe Auskunft erteilt und hinzugefügt, eine Kündigung des Herrn H. sei ja auch völlig unnötig. Herr H. komme (folgte Handbewegung) ja doch nicht mehr in Frage.

Zwischendurch war die Angelegenheit mit Herrn Dr. Fiehn besprochen, der die wiederholte, aber vergebliche Vorstellung bei der CIC empfohlen hatte.

Es muß nunmehr versucht werden, dem Stellvertreter im Vorsitz des Aufsichtsrats, v. Berenberg-Goßler, Mitteilung davon zu machen, dass Herr H. durch mich seiner Stellung enthoben ist, ohne dass ihm das zugestellt werden konnte, dass er jedenfalls als Aufsichtsratsvorsitzer nicht mehr in Frage kommt und das beabsichtigt ist, seiner Familie die erwähnte Unterstützung bei nächster Gelegenheit zukommen zu lassen. Herr v. Berenberg-Goßler muß gebeten werden, die Geschäfte des Aufsichtsratsvorsitzenden zu übernehmen.

Sobald Verbindung mit Herrn Hr. möglich ist, empfiehlt es sich, ihm Gelegenheit zum freiwilligen Ausscheiden und zur Festlegung der Familienunterstützung zu geben.

Die Abmachungen hierüber sind alljährlich vorzulegen zwecks Nachprüfung, ob Veranlassung besteht, die Zahlungen einzustellen. Im Falle des Todes von Herrn H. ist dem Aufsichtsrat zu berichten und seine Entscheidung darüber einzuholen, ob der Witwe die Notunterstützung ganz oder teilweise weitergezahlt werden soll.

In der Personalakte der Ilseder Hütte befinden sich unter dem Datum des 9. Mai 1945 zwei weitere Schriftstücke aus der Feder Dr. Bodes, die wohl alternativ zur Anwendung kommen sollten, falls es zu einem persönlichen Gespräch zwischen Dr. Bode und Hecker gekommen wäre. Das eine Schriftstück spricht eine fristlose Kündigung „bzgl. aller Stellungen, die Sie im Konzern der Ilseder Hütte bisher einnahmen“ aus, weil „Sie sowohl nach ihrer Betätigung, wie als Angehöriger der SS, wie als Aufsichtsratsmitglied einer Großbank und Leiter einer Gauwirtschaftskammer, für Betätigung unter der Alliierten Militärregierung untragbar sind“.

Das andere Schriftstück ging von einer „mündlich erklärten Niederlegung aller Ämter“ Heckers aus. „Ihr Austritt erfolgt zwar in beiderseitigem Einvernehmen, ist jedoch dadurch bedingt, dass sie wegen ihrer nationalsozialistischen Einstellung für eine Tätigkeit im Bereich der Ilseder Hütte untragbar sind, und das daher ein Grund zur fristlosen Entlassung vorliegt, der auch Pensions-Ansprüche ausschließt“. In diesem Schriftstück wird erklärt: „Um ihre Familie vor Not zu schützen, sind wir unter Vorbehalt des Widerrufs bereit, Ihrer Familie monatlich RM 1000,- zu überweisen. Der Widerruf wird erfolgen, wenn sie oder ihre Familie nationalsozialistische Gesinnung kund tun und wenn sie sich gegen die Ilseder Hütte oder deren von der Alliierten Militär-Regierung eingesetzte Leitung einstellen“. Dieses Schriftstück war zur Unterzeichnung durch Hecker vorgesehen. Zuvor hatte die Militärregierung Dr. Bode ausdrücklich beauftragt Hecker die Kündigung auszusprechen⁶⁰.

⁶⁰ Die Anordnung lautet im Original wie folgt: „Dr. Bode is authorized by the Military Government to deliver to the SS-Führer Hecker, who ist incarcerated at Hannover, the papers of his dismissal from the Ilseder Hütte (Smelting Concern). Dr. Bode is also authorized to bring back an answer of the SS-Führer Hecker. Peine, May 7 th 1945, (STA WF 1009 N Zg 55/2001 Nr. 4805).

Wahrscheinlich ist es jedoch nicht zu einem Gespräch zwischen Dr. Bode und Hecker gekommen, denn Hecker war verhaftet und in das Alliierte Gefangenenlager Sennelager bei Bielefeld verbracht worden.

Die letzten Lebensjahre

Nach seiner Entlassung scheint sich Hecker auf das Gut eines Schwiegersohns bei Eutin begeben zu haben. Jedenfalls korrespondiert sein ehemaliges Unternehmen dort mit ihm. Sein Vermögen dürfte gesperrt gewesen sein. Die Ilseder Hütte gewährte einer Tochter „bis zu RM 1000,- als Familienunterstützung“. Es scheint auch versucht worden zu sein, Hecker weiterhin finanziell zu unterstützen. Er bekam Zahlungen von der Ilseder Hütte für eine Arbeit über die „Geschichte der Ilseder Hütte“⁶¹. Der Verdacht liegt nahe, dass es sich dabei um verdeckte Pensionszahlungen handelte. Im Rahmen der Entnazifizierung wurde Hecker als „entlastet“ eingestuft.

Am 12. Februar 1954 verstarb Ewald Hecker in der Nähe von Miesbach in Oberbayern. Dort scheint er ein landwirtschaftliches Gut besessen zu haben. Dies könnte aus dem Erbe seiner Schwiegermutter herrühren, die aus Bayern stammte⁶².

Während die Familie in der Todesanzeige⁶³ nicht auf seine Tätigkeit für die Ilseder Hütte eingeht, schaltete die Ilseder Hütte⁶⁴ eine Todesanzeige und formulierte:

„Von 1923 bis 1929 hat der Verstorbene dem Vorstand der Ilseder Hütte angehört. Von 1929 bis zu seinem Übertritt in den wohlverdienten Ruhestand war er Delegierter und Vorsitzter des Aufsichtsrates, zugleich Repräsentant der Gewerkschaft des Steinkohlenbergwerkes Friedrich der Große in Herne.“

Das Schicksal der Ilseder Hütte war in diesen 22 wechselvollen Jahren eng mit dem kraftvollen Wirken seiner starken Persönlichkeit verbunden. Aber auch die niedersächsische Wirtschaft verdankt ihm als langjährigem Präsidenten der Industrie- und Handelskammer Hannover viel“.

⁶¹ Hecker hat im übrigen „Lebenserinnerungen“ verfasst, die auf Umwegen in die Unternehmensgeschichte von Prof. Dr. Wilhelm Treue eingeflossen sind. Der Sohn Hecker hatte diese Lebenserinnerungen dem Hüttendirektor Julius Fromme zur Verfügung gestellt, der diese Arbeit jedoch an die Familie zurückgegeben hat. Fromme will entsprechende Informationen an Treue weitergegeben haben (STA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 3351).

⁶² EVERS (wie Anm. 2), S. 98.

⁶³ Die Zeit, Ausgabe 18.02.1954.

⁶⁴ Herner Zeitung, Ausgabe 13.02.1954. * Mein Dank gilt der Stadtbücherei Peine, die mir so manches Buch mit gleichbleibender Freundlichkeit per Fernleihe besorgt hat. Mein Dank gilt auch meiner Mitarbeiterin Ute Camehl für die geduldige Arbeit am Manuskript. Ein besonderer Dank gilt auch den Mitarbeitern des Staatsarchivs Wolfenbüttel, insbesondere Herrn Dr. Jarck und Frau Dr. Fiedler, für wertvolle Hinweise. Mein Dank gilt auch dem Stadtarchiv Peine und dem Bundesarchiv Berlin.

Das Harzburger Gymnasium vor, während und nach der nationalsozialistischen Zeit

von

Eberhard Völker

Die Geschichte einer höheren Schule wie die des Harzburger Gymnasiums¹ ist gewiss schon als solche von Interesse. Aber darüber hinaus dürfte es lohnen, noch einmal gezielt danach zu fragen, wie sich die politischen Rahmenbedingungen in der Zeit der Weimarer Republik, des Nationalsozialismus und auch in der Zeit unmittelbar danach auf die Schule auswirkten, welche Einstellung Direktor, Lehrer und übrigens auch Schüler zur Weimarer Republik hatten, wie ihnen der Nationalsozialismus begegnete, wie Entnazifizierung und Neuorientierung, und wie sie darauf reagierten.

I.

Ostern 1918 wurde am Reform-Realgymnasium Bad Harzburg das erste reguläre Abitur abgenommen. Organisatorisch war die Schule damit voll ausgebaut. Aber ihre Existenz stand weiterhin, wie die Herzogliche Oberschulkommission am 07.06.1917 dem Schulvorstand mitgeteilt hatte, unter dem Vorbehalt der Erstellung eines ausreichenden Schulgebäudes, der entsprechenden Ausstattung der Sammlungen und der Bücherei und der Anstellung neuer Lehrkräfte bei Sicherstellung der finanziellen Grundlagen für die durch den Ausbau die Stadt treffende Mehrbelastung. Diese Forderungen seien während des Krieges nur zurückgedrängt. „Nach Beendigung des Krieges werden wir sie mit allem Nachdruck erheben und die endgültige Anerkennung unbedingd von ihnen abhängig machen.“² Nach wie vor war der Schulbetrieb auf zwei voneinander durch fünf Minuten Fußweg getrennte Gebäude verteilt, von denen eins 1873 für die drei Klassen der seinerzeitigen Privatschule erbaut worden war, das andere, das Dedekindsche Haus, ursprünglich gar kein Schulgebäude war. Dazu kam, noch weiter entfernt, eine kleine Turnhalle für alle Schulen der Stadt zusammen, die aber während des Krieges als Lagerhaus für Lebensmittel dienen musste.

Zunächst standen Ende 1918 die politischen Ereignisse ganz im Vordergrund. Das Kriegsende wurde vorrangig als Zusammenbruch, als Katastrophe der Nation empfunden. In einer Gedenkfeier für die Gefallenen kam das am 26. November in der

¹ Eberhard VÖLKER, Geschichte des Werner-von-Siemens-Gymnasiums Bad Harzburg, Bad Harzburg 2004.

² StA Wolfenbüttel, 12 Neu 9, Nr. 3760.

Lutherkirche mit den Versen des Oberlehrers Dr. Pfeffer³ an das „deutsche Herz“ zum Ausdruck, die in Naturbildern von Wintergrauen und Todesbängen sprachen, aber auch verhiessen, dass „unter Winterschnee *ein neues Leben* treibt“, dass Gottes Wille „*neue Bahn* dir weist“. Der aus dem Krieg als Hauptmann zurückgekehrte Oberlehrer Hans Ludwig erinnerte in einer Gedenkrede an das wechselvolle Auf und Nieder der deutschen Geschichte. Wie noch jedesmal aus einem Tiefstand ein neues Erblühen erfolgt sei, so sei auch diesmal aus der Vergangenheit die Hoffnung auf Deutschlands Zukunft zu schöpfen, die durch harte Arbeit und ernstes Pflichtbewusstsein zu schaffen sei⁴. Von *neuer* Bahn war die Rede, was immer darunter zu denken war, es sollte vorwärts gehen, nicht zurückgeblickt werden. Kein konkretes politisches Wort fiel, nur tiefe Trauer sprach sich aus, der Appell an Mut und Hoffnung blieb ganz allgemein.

Die Trauer über die Niederlage verband sich mit Erbitterung über die Friedensbedingungen. Das Aufbegehren des gedemütigten Nationalgefühls war keineswegs auf Lehrer und Schüler beschränkt. Wie andernorts fand auch in Bad Harzburg eine Protestkundgebung gegen die Friedensbestimmungen statt, zu der Bürgermeister Bode und der Bündheimer Gemeindevorsteher Gerecke aufgerufen hatten. Redner waren Bode und der Bündheimer Pastor Heydenreich, der auch am Gymnasium unterrichtete, während des Krieges sogar Deutsch und Erdkunde!

Dieser Protest war vielfach maßgebend für die parteipolitische Orientierung. Denn die Lehrer des Reform-Realgymnasiums beteiligten sich durchaus an politischen Sammlungsbewegungen. Gleich im November hatte sich Sepp Oerter in Braunschweig gegen eine Nationalversammlung ausgesprochen. „Diktatur des Proletariats ist jetzt notwendig.“ Das weckte bürgerlichen Widerstand, der sich zuerst im Rahmen der als erste auftretenden Demokratischen Volkspartei (bald in Deutsche Demokratische Partei – DDP – umbenannt) sammelte. Rönneburgs Rede in Bad Harzburg rief aber Widerspruch hervor, vor allem, weil er für damaliges Empfinden allzu einseitig über deutsche Kriegsschuld sprach. Das fand sogar der örtliche DDP-Vorsitzende Lehrer Weise unglücklich. Das gedemütigte Nationalgefühl war eine ebenso starke Triebkraft wie die bürgerliche Wendung gegen eine Diktatur des Proletariats.

Dr. Pfeffer verlegte seine Vorträge über Goethes „Faust“ auf den Nachmittag und sprach am 17. Dezember abends in einer Bürgerversammlung, zu der eine ganze Reihe Harzburger Honoratioren aufgerufen hatten und die zur Gründung einer Harzburger Ortsgruppe der Deutschen Volkspartei führten. Die Unterschiede zur DDP erläuterte Dr. Pfeffer so: „Die Demokratische Volkspartei duldet nur Gesinnungs-Republicaner in ihren Reihen, während die Deutsche Volkspartei neben diesen auch alle Männer und Frauen in sich vereinigt, die mit dem Alten noch nicht so rasch brechen können, an ihrer nationalen Gesinnung noch immer festhalten, gleichwohl sich aber den neuen Verhältnissen anpassen und mitarbeiten wollen am Neubau des Vaterlandes.“ Nicht die Parteien, nicht der gute Wille aller könne die

³ Pfeffer hatte sich 1914 als Kriegsfreiwilliger gemeldet, war aber schon in den ersten Kriegswochen schwer verwundet worden. Nach Ausheilung seiner schweren Hirnverletzungen unterrichtete er ab 1915 wieder.

⁴ Harzburger Zeitung, 27. November 1918.

schönen Programme erfüllen, die Verhältnisse, unter Umständen „unsere Feinde“ bestimmten den Lauf der Dinge. Vieles, womit die breite Masse des Volkes eingelullt und begeistert wird, werde nie in Erfüllung gehen. „Die Demokratische Volkspartei steht mit der Sozialdemokratie auf dem Standpunkt, daß unser altes System, unsere alte Regierung, die Militärmacht und wer weiß was sonst noch bei uns allein den Zusammenbruch verschuldet hat, will demzufolge also ein völliges Niederreißen des Alten und ein Wiederaufbauen auf seinen Trümmern. Die Deutsche Volkspartei sucht die Schuld des Zusammenbruchs nicht nur im eigenen Lager. Sie verwirft das Schlechte und Morsche am Staatskörper genau so wie die übrigen Parteien, läßt aber das Gute bestehen und will es mit zum Wiederaufbau benutzen. Die Anhänger der Deutschen Volkspartei sagen: Sucht nicht nur die Schuldigen am Kriege bei uns in Deutschland, gebt so der Welt ein jämmerliches Schauspiel und erkennt auf diese Weise mittelbar die Unfehlbarkeit und Untadelhaftigkeit der Feinde an.“ Aber auch, im Inneren: Die Deutsche Volkspartei ziehe einen scharfen Strich nach links.

Deren Vorsitz in Bad Harzburg übernahm Pfeffers Kollege Hans Ludwig, der auch Mitglied des Landesvorstands in Braunschweig wurde⁵. In der DVP betätigten sich aber auch andere Lehrer des Gymnasiums, wie Dr. Lüders und Reifenstahl. Im Lande Braunschweig sind Gymnasialdirektoren und -lehrer in den DVP-Vorständen zahlreich vertreten.

Zwar lässt sich über die erzieherische Wirkung solcher Einstellungen nichts Verlässliches sagen, aber wir haben keinen Anlass anzunehmen, dass *die Schüler* des Gymnasiums Gegenpositionen bezogen oder mit der Revolution sympathisierten. Noch am 6. November 1918 wurden sie in der Zeitung dafür belobigt, dass sie durch Werbungen und Selbstzeichnungen zur 9. Krieganleihe 133 395 Mark zusammengebracht hätten. Andere Einstellungen sind in der örtlichen Zeitung nicht zu erwarten; sie haben aber auch sonst, wenn es sie gab, nirgendwo einen Niederschlag gefunden. Auch in der Rückschau gab es nur positive Schüleräußerungen zu den Lehrerpersönlichkeiten. Der mitreißende Hans Ludwig und der väterliche Dr. Wilhelm Lüders waren überaus beliebt⁶.

Die unruhigen Verhältnisse nach den revolutionären Ereignissen wirkten sich auch direkt auf Bad Harzburg, sein Reform-Realgymnasium und seine Schüler und Lehrer aus. Die Zustände nach der Revolution empfand man vor allem als allgemeine Unsicherheit. Nach dem Mord an dem Kurheimpächter Hanke Anfang April 1919 beschloss die Stadtverordnetenversammlung, zu der seit der Wahl vom 14. Dezember 1918 für die USPD auch zwei Vertreter des örtlichen Arbeiterrates gehörten, zur Selbsthilfe gegen die Unsicherheit auf den Straßen, nächtliche Einbrüche und Gewalttaten eine Einwohnerwehr zu gründen. In ihr fanden sich auch Lehrer und Schüler des Gymnasiums zusammen. Oberlehrer Hans Ludwig wurde bei ihrer Gründung am 13. Mai 1919 zunächst stellvertretender Wehrhauptmann, bald aber Führer der

⁵ Ausführlicher zu Ludwigs politischen Ansichten und seiner Tätigkeit in der DVP in VÖLKER, wie Anm. 1, S. 43–47.

⁶ U. a. Äußerungen von Karl Wolfgang Sanders im Sommer 2004.

Einwohnerwehr, in die auch viele Schüler eingetreten waren⁷. Er verstand sie als „vollständig unpolitisches Organ der städtischen Sicherheitsbehörde“. Diesen unpolitischen Charakter müsse sie in diesen erregten Tagen mehr denn je wahren.

Wie ist die Orientierung vieler Lehrer auch des Harzburger Gymnasiums an der DVP politisch einzuordnen? Für die Landtagswahlen führte der Widerstand gegen die USPD und deren „Diktatur des Proletariats“ die DVP in den Landeswahlverband mit DNVP und Braunschweigisch-niedersächsischer Partei. Ludwig begründete das am 8. März 1920 in einer Rede im Café Peters: Die DDP sei „eine Partei der Charakterlosigkeit“, sie sei nur der „Beiwagen der Sozialdemokratie“. Dagegen sah er die DNVP damals noch vorsichtig positiv: Von ihr trenne die DVP „nur ein Strohalm“, *solange sie nicht in die alten starren konservativen Positionen zurückfalle*. Denn: Das Vaterland steht über allem.

Seine politische Leidenschaft brachte ihn Ende 1920 dazu, dass er aus dem Schuldienst ausschied und als Generalsekretär der DVP nach Magdeburg ging⁸. Verbindung mit Bad Harzburg hielt Ludwig aber weiterhin. So sprach er am 4. November 1921 in einer DVP-Versammlung und wurde begeistert begrüßt als „der frühere volksparteiliche Führer Ludwig, jetzt Magdeburg“. In zweieinhalbstündigen „tiefgründigen und temperamentvollen“ Ausführungen stellte Ludwig die augenblickliche Lage Deutschlands in den Zusammenhang der politischen Entwicklung seit der Bismarckzeit. Deutschland sei jetzt Objekt, nicht Subjekt. Auch in den Befreiungskriegen habe Deutschland erst siegen können, als Frankreich und Russland voneinander geschieden waren. So müssten wir jetzt warten, bis der Ring um Deutschland sich wieder lösen ließe. Ludwigs leidenschaftliches Nationalbewusstsein ließ ihn fordern, dass die Behandlung unseres Volkes durch die Siegermächte das deutsche Volk zusammenschweißen müsse. Politischer Ausdruck dieses „Zusammenschweißens“ war für Ludwig eine große Koalition, in der die DVP in steter und ruhiger Einwirkung ihre Politik zur Geltung bringen müsse: Trotz der trostlosen nächsten Zukunft müsse man mit allen Kräften versuchen, die Gegensätze im Volk zu überbrücken, den Klassenkampf zu bekämpfen und zur Volksgemeinschaft zu kommen. Der später ganz anders besetzte Ausdruck „Volksgemeinschaft“ steht bei Ludwig im Zusammenhang mit dem gewünschten *Zusammenwirken* aller politischen Kräfte zum Besten der Nation. Die Absage an den Landeswahlverband und die DNVP geht jetzt aus der Bewertung hervor, dass sich die *Koalitionsregierung* Dr. Jasper bewährt habe,⁹ trostlos agiere dagegen nun die sozialistische *Parteiregierung* Oerter. Und sein Publikum folgte ihm darin! „Stürmischer Beifall lohnte die packenden Ausführungen des Redners. Eine

⁷ Aus Schülersicht erinnerte sich Gerhard Bothe, dessen Klassenlehrer Ludwig damals war, in der Festschrift von 1969, Albert STOFFREGEN (Hrsg.), Festschrift anlässlich der Hundertjahrfeier des Werner-von-Siemens-Gymnasiums Bad Harzburg, Bad Harzburg 1969, hier S. 70, daran. Wenn die Schüler Dienst gehabt hatten, brauchten sie am nächsten Morgen erst um 10 Uhr in der Schule zu erscheinen. Von Patrouillengängen und Alarmübungen ist im wesentlichen die Rede.

⁸ Sein Nachfolger im Harzburger DVP-Vorsitz und im Landesvorstand, Möbelfabrikant Hermann Nordmann, schrieb über Ludwigs Fortgehen am 26.12.1920: „Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß es in allen Kreisen, auch denjenigen, die nicht zur DVP gehören, außerordentlich bedauert wird.“

⁹ in der die DVP selbst nicht vertreten war.

Aussprache wurde nicht beliebt. Man stellte sich hinter die Ausführungen Ludwigs.¹⁰

Auch in seinem Brief vom 27.12.1921 an den Generalsekretär der Braunschweiger DVP, Bretschneider, kritisierte er die „Ungezogenheiten, versteckten und offenen Angriffe und Verleumdungen der Deutschnationalen“ und fühlte sich in dieser Haltung mit dem Vorsitzenden Kaefer und Bretschneider verbunden. Man solle nicht „den Sozis gegenüber Gleiches mit Gleichem vergelten und eine Regierung mit 4 Stimmen Mehrheit aufbauen“. Ludwig riet dringend, über Mittelsmänner Verbindung mit Rönneburg und Jasper aufzunehmen. „Was nützen weitere zwei Jahre Landeswahlverband in nutzloser Opposition?“

Auch im Januar 1924 sprach er wieder in Bad Harzburg auf Bitten seiner alten Freunde. Er rechtfertigte die „außerordentlich geschickte Politik Stresemanns“, wies auf die vielen Erfolge seiner „auf weite Sicht hin eingestellten Politik“ hin. Noch immer war Ludwig „allen Harzburgern als glänzender Redner in Erinnerung“¹¹. Auch 1924 sah er den innenpolitischen Hauptgegner in den Deutschnationalen, die in Magdeburg „vor 14 Tagen und gestern wieder Versammlungen durch junge Kämpfer fast kaput (!) gemacht“ hatten, „und das in Formen, die wir früher nur von der aller äußersten Linken gewohnt waren“¹².

Insgesamt sahen die der DVP angehörenden Lehrer keinen Grund, das Vergangene ganz und gar zu verwerfen, wie ihnen auch die schwarz-weiß-roten Farben weiter am Herzen lagen, sie standen aber auf dem Boden der republikanischen Verhältnisse. Monarchische Sehnsüchte sind nicht nachweisbar. Ein starkes gekränktes Nationalbewusstsein ist überall spürbar, es findet aber keinen militanten Ausdruck.

Zwei Lehrer des Harzburger Gymnasiums gehörten der DDP an: Dr. Eduard Brodführer, seit 1909 an der Schule, der sich auch in der Kommunalpolitik engagierte und 1922–25 Stadtrat war, zeitweise den örtlichen Vorsitz der DDP wahrnahm und 1929 Direktor des Reform-Realgymnasiums Gandersheim wurde, und der im Oktober 1921 an die Schule gekommene Dr. Hermann Behme. Dagegen bezeichnete sich Direktor Dr. Koldewey selbst als „Welfe“, er sei auch bei der DNVP eingeschrieben, halte es aber mit seiner pädagogischen Aufgabe nicht für vereinbar, politisch hervorzutreten¹³.

Für die Schule stand auch in unruhigen Zeiten der Unterricht im Vordergrund. Gerade am 9. November 1918 kündigten Dr. Koldewey für das Gymnasium und Schuldirektor Schaper für die anderen örtlichen Schulen an, dass am Montag, dem 11. November, der Unterricht beginne. Schon am 6. Dezember machten sie dann aber bekannt, dass die Schulen wegen Grippe bis nach Neujahr geschlossen blieben. Viel Unterricht fand also wohl nicht statt. Die bisherigen Schulbücher wurden wohl weiter benutzt, jedenfalls beanstandete Landesschulrat Dr. Stoelzel 1923, dass ein „völlig

¹⁰ StadtA Braunschweig, G X 6, Nr. 866.

¹¹ Harzburger Zeitung, 30.01.1924. Die Schriftführerin der DVP-Ortsgruppe, Else Pape, meinte, „der Wunsch, Ludwig mal wieder zu hören“ hätte zum glänzenden Verlauf der Veranstaltung beigetragen. „Es wird hier unendlich bedauert, daß er fortging und die Parteimitglieder nicht mehr für die Sache begeistern kann.“

¹² StadtA Braunschweig, G X 6, Nr. 640.

¹³ Sein Brief vom 19.02.1923 an Ministerpräsident Dr. Heinrich Jasper.

veraltetes Geschichtsbuch“ noch in Gebrauch sei¹⁴. Eine Fachkonferenz unter Koldeveys Leitung entschied sich bald darauf für „Teubners Grundriß der Geschichte“, wegen „seiner strengen Wissenschaftlichkeit, seiner scharfen Definitionen und seiner klaren Gliederung“.

Was während des Krieges unterblieben war, längst überfällige *Anstellungen von Lehrern* wurden nun endlich vorgenommen. Dabei wirkte als letztlich entscheidende Instanz auch der Arbeiter- und Soldatenrat mit. Zunächst stellten die städtischen Behörden nun Dr. Wilhelm Lüders rückwirkend zum 01.10.1910 als Oberlehrer fest an, was bisher aus gesundheitlichen Gründen unterblieben war. Der Arbeiter- und Soldatenrat Braunschweig genehmigte das am 30.11.1918. Auf Beschluss des Stadtrats beantragte die Oberschulkommission am 12.07.1919 auch die Anstellung des Kandidaten Otto Reifenstahl rückwirkend zum 01.04.1915.

Zuständig für Anstellungen nach den Bestimmungen für das Reform- und Realgymnasium war die Staatsregierung auf Vorschlag des Magistrats. Bürgermeister Bode holte aber „gutachtlich“ auch die Meinung der Stadtverordneten ein, weil die Zukunft des ganzen Schulwesens unsicher war und größte Zurückhaltung bei Anstellungen geboten schien. Bode machte zur Bedingung, dass bei der damals in Rede stehenden Einführung der Einheitsschule Reifenstahl in den Staatsdienst übernommen würde. Die Oberschulkommission verlangte, dass an dem nun voll ausgebauten Reform-Realgymnasium wenigstens ein Oberlehrer mit voller Lehrbefähigung in Französisch vorhanden war. Ludwig und Salomon hatten sie aber nur für mittlere Klassen. Seit 01.10.1919 war der Studienassessor Dr. Hermann Schierding an der Schule beschäftigt, der diese Bedingung erfüllte. Bode verband auch dessen Anstellung mit der Forderung, dass im Fall der Einheitsschule der Lehrer in den *Staatsdienst* zu übernehmen war. Prof. Timerding beurteilte Schierding sehr positiv: „Ein tüchtiger Lehrer und eine frische, lebendige und liebenswürdige Persönlichkeit“. Im Krieg war er Flieger gewesen. Auch er erfreute sich bei den Schülern großer Beliebtheit und war für sie Autorität. Mit dem 01.10.1920 wurde er zum Oberlehrer ernannt.

Die Stadt konnte nach der Reichsfinanzreform die Schule nicht mehr tragen. Steigende Zuschussbeträge¹⁵ führten schon bald zu der Forderung, der Staat müsse die Schule übernehmen. Der sozialdemokratische Stadtverordnete Reupke wollte schon zu Ostern 1921 keinen neuen Schülerjahrgang mehr aufnehmen, aber so weit kam es nicht.

Der Landesregierung lag an den Gymnasien weniger, und da ihre Möglichkeiten auch begrenzt waren, verweigerte sie nach Aufnahme der Verhandlungen mehrfach die Übernahme der höheren Schulen in Schöningen, Harzburg und Gandersheim mit dem Hinweis, sie habe schon die höhere Töchterschule oder Bürgerschule übernommen. Da viele Gymnasialdirektoren und Gymnasiallehrer in der DVP Stresemanns eine führende Rolle spielten, prüfte die Regierung die politische Ausrichtung und entsandte Vertreter zu den Verfassungsfeiern am 11. August 1922.

¹⁴ Es wird sich noch um das von dem früheren Kollegen Dr. Mackensen (1900–1903 Oberlehrer in Bad Harzburg) bearbeitete gehandelt haben. (Gehrke-Mackensen).

¹⁵ VÖLKER, Geschichte, wie Anm. 1, S. 49.

Landesschulrat Dr. Stoelzel nahm an der Feier in Bad Harzburg teil, bestätigte aber dem Harzburger Direktor Dr. Koldewey, dass seine Rede im republikanischen Sinne einwandfrei gewesen war. Zwar gefielen den Regierungsvertretern die fast an allen Gymnasien vorgetragenen Passagen gegen Versailles nicht, nirgends wurden aber offene oder subversive monarchistische Tendenzen festgestellt. Darauf kam es an.

Die Verhandlungen wurden durch die mancherlei schulpolitischen Konflikte belastet. Die Sozialisten strebten die Einheitsschule an, die vom Philologenverein bekämpft wurde¹⁶. Wenigstens ging es um einen möglichst langen gemeinsamen Unterbau. Der Streit hatte auch eine personelle Seite: der aus Berlin geholte,¹⁷ obwohl aus Braunschweig stammende Landesschulrat Dr. Ernst Stoelzel wurde vom Philologenverband boykottiert. Erst im Januar 1923 einigten sich die Kontrahenten: der Kandidat des Philologenvereins, Dr. Gronau, trat in das Landesschulamt ein¹⁸.

Erheblichen Widerstand löste der Grotewohl-Erlass vom 18.03.1922 aus, der Morgenandachten an den Schulen und religiöse Inhalte außer im Religionsunterricht verbot. Zugleich wurden Anmeldeformulare für den Freidenkerbund verteilt. An einer Protestversammlung der Kirchengemeinde in Bad Harzburg am 27. April nahm auch Direktor Koldewey teil.

Dass Stoelzel selbst gerade in Harzburg an der Verfassungsfeier teilnahm, geht auf Differenzen der Landesregierung mit Koldewey zurück. Diese haben aber zwei ganz verschiedene Seiten, eine politische und eine verwaltungsmäßige. Koldewey hatte seit 1908 beim Regenten Johann Albrecht zu Mecklenburg für seinen Landesverein für Heimatschutz Unterstützung gefunden und pflegte nach 1913 auch die Verbindung zu Herzog Ernst August, wurde mehrfach in Audienz empfangen, zu Frühstück und Hoftafel geladen und trug welfische Orden. Auch er hatte sich gegen Stoelzel engagiert, nachdem er von Berliner Freunden und Kollegen höchst Kritisches über ihn gehört hatte. Material gegen den Harzburger Direktor boten dem Landesschulrat anonyme Beschwerden von angeblichen oder wirklichen Eltern, die Stoelzel zu einer höchst ungewöhnlichen hochnotpeinlichen Untersuchung veranlassten¹⁹. Zum andern aber lieferte Koldewey selbst durch verwaltungsmäßige Nachlässigkeiten, die in Braunschweig sorgfältig aufgelistet wurden, genügend Material.

Schließlich übernahm die Regierung die Schule in staatliche Trägerschaft, – aber nur ohne ihren Direktor. Da sich Bürgermeister Bode und die Harzburger Stadtver-

¹⁶ StA Wolfenbüttel, 12 Neu 13, Nr. 18739: Braunschweiger Philologenbund. Landesschulrat Dr. Ernst STOELZEL, Der Kampf um das Landesschulamt (Ein Beitr zur Gesch. der Schulreform in Braunschweig), Sozialdemokratische Flugschriften H. 5, Braunschweig 1920.

¹⁷ Bernd ROTHER, Der Freistaat Braunschweig in der Weimarer Republik, in: Horst-Rüdiger JARCK und Gerhard SCHILDT, Die Braunschweigische Landesgeschichte, Braunschweig 2000, S. 945–980, hier S. 953: einer der drei aus Berlin gehaltenen Experten.

¹⁸ Das spricht gegen die Darstellung bei Ernst August ROLOFF, 100 Jahre Bürgertum in Braunschweig II. Tradition und Wandel, Braunschweig 1987, S. 48, wonach Gronaus Stunde erst schlug, als nach den Wahlen 1924 die bürgerliche Regierung Marquardt ins Amt kam. Gronau und Studienrat Schmidt waren seit Anfang 1923 Stoelzels wichtigste Mitarbeiter; Gronau wurde noch von Stoelzel als Leiter des Martino-Katharineums vorgeschlagen (dessen stellvertretender Leiter er schon war). Direktor des Wilhelm-Gymnasiums wurde er am 01.10.1924, die Landtagswahlen, die eine bürgerliche Regierung brachten, fanden erst am 07.12.1924 statt. (StA Wolfenbüttel, 12 Neu 13, Nr. 20432).

¹⁹ Genauere Schilderung an Hand der Protokolle in VÖLKER, Geschichte, wie Anm. 1, S. 66–68.

tretung beharrlich für ihn einsetzten, wurde die Stelle vorerst nicht neu besetzt, sondern der Stadt wurde für höchstens fünf Jahre die weitere Leitung der Schule durch Koldewey als „städtischer Beamter N.N.“ zugestanden. Koldewey erhielt also weiterhin sein Gehalt *von der Stadt Bad Harzburg*, die vom Staat das *Eingangsgeld* eines *Studiendirektors* erstattet bekam. Mit dem 1. April 1924 ging die Schule in die Hand des Staates über, die Stadt war aber verpflichtet, innerhalb von 10 Jahren ein ordentliches Schulgebäude zu erstellen.

Dies war nun Koldeweys Aufgabe. Da er ein Schulgebäude schon seit 1910 immer wieder gefordert hatte, fiel es ihm nicht schwer, auch jetzt zusammenzustellen, was dazu notwendig war²⁰. Der Stadt war es auch jetzt noch nicht möglich, alle Wünsche zu erfüllen, zumal sie zugleich auch noch eine neue Mittelschule bauen musste. Schließlich konnte der Schulbau in das Arbeitsbeschaffungsprogramm des Landes einbezogen werden: Ein Landeszuschuss von 50.000 Mark²¹ machte einen Teilbau möglich, für den der Entwurf des Architekten Klinke geeigneter erschien als der des Staatshochbauamtes, weil er weniger als Torso wirkte²². Am 16. März 1928 konnte der Neubau eingeweiht werden. Beim Festkommers am Vorabend hielt noch einmal Hans Ludwig, seiner alten Schule immer noch verbunden, die Feierrede, die in der „Harzburger Zeitung“ unter dem Titel „Schule und Volksgemeinschaft“ abgedruckt wurde.

Nach dem abermaligen Regierungswechsel hatte sich der neue Kultusminister Sievers, der auch auf den berüchtigten Grotewohl-Erlass wieder zurückgriff, Koldeweys Personalakte vorlegen lassen. Die 1923 zugestandenen fünf Jahre waren vergangen. Zu einer gründlichen Revision des Reform-Realgymnasiums erschien Gronau am 8. und 9. November 1928²³, und seine Beurteilung Koldeweys fiel wiederum negativ aus. Das führt uns zu der Feststellung, dass unabhängig von den politischen Standpunkten und Auseinandersetzungen das Landesschulamt eine sachbezogene, vielleicht vielfach etwas kleinliche Schulaufsicht übte. Übrigens hatte Gronau sein Kandidatenjahr 1909/10 in Bad Harzburg unter dem Direktorat Koldeweys verbracht. Damals hatte er zusammen mit Koldewey den Schülern das neue Skilaufen beigebracht, jetzt wirkte er mit, dass Koldewey zum 31.03.1929 pensioniert wurde²⁴.

²⁰ StA Wolfenbüttel, 12 Neu 13, Nr. 20773 Gebäude. Auch in Landtagsakten u. ö.

²¹ Danach sind Harald MEIER und Kurt NEUMANN, Bad Harzburg – Chronik einer Stadt, Hildesheim 2000, S. 195 zu korrigieren, die den Landeszuschuss der *sozialdemokratischen* Landesregierung zuschreiben. DVP-Ministerpräsident Marquardt hatte ihn schon im Frühjahr 1926 für „nicht unmöglich“ gehalten. In der Landtagssitzung am 09.03.1926 widersprach der sozialdemokratische Abgeordnete Rieke einer Hilfe des Landes. Der Neubau sei wünschenswert, aber nicht notwendig. Dringlicher sei ein Schulneubau in Gandersheim, erst müssten die unhaltbaren Zustände in den Volksschulen beseitigt werden, vor allem in der *Stadt* Braunschweig. „Niemand hat Harzburg verpflichtet, eine Vollanstalt dort aufzubauen.“ Die Stadt sei in einer schwierigen Lage? „Wenn Harzburg den Nöten der Zeit erliegen sollte, braucht es kein Gymnasium mehr.“ Der Ausschussantrag wurde *nur mit der bürgerlichen Mehrheit* angenommen!

²² Die Baudirektion hatte einen großen Mittelbau, an jeder Seite einen zweitürigen Eingang, zu dem Stufen hinaufführten, vorgesehen, mit zwei etwas niedriger gelegten Flügeln. Gerade der Mittelbau wäre jetzt entfallen. Vgl. die Zeichnungen in StA Wolfenbüttel, 12 Neu 13, Nr. 20778.

²³ VÖLKER, Geschichte, wie Anm. 1, S. 85f.

²⁴ MEIER-NEUMANN, wie Anm. 21, S. 598 (in den „Jahresringen“) irrig schon zu 1928. Dabei steht ebd. S. 519 das richtige Jahr!

Koldeweys Nachfolger wurde Dr. Heinrich Müller, 1925 bis 1929 Leiter des Reform-Realgymnasiums Gandersheim. Für ihn ging aus Bad Harzburg Dr. Eduard Brodführer als Direktor nach Gandersheim. Im Schulleben änderte sich nicht viel, nur die Schulaufsicht hatte künftig an der Verwaltung nichts mehr auszusetzen. Müller hatte 1919 bis 1924 der DVP angehört, war darin und für sie aber nicht hervorgetreten. Im öffentlichen Leben des kleinen Gandersheim war er – wenn auch nicht politisch – gefordert gewesen, das war in Bad Harzburg nicht mehr der Fall. Zum 50jährigen Bestehen des Reform-Realgymnasiums Gandersheim hatte er 1928 über den Wiederaufbau nach dem Ersten Weltkrieg geschrieben: „Der demokratische Gedanke wollte allen Tüchtigen die Bahn öffnen. In pädagogischer Hinsicht hieß das: die Bildung sollte eine wahre Volksbildung werden.“²⁵ In diesem Sinne hatte er das Gandersheimer Gymnasium ausgebaut, das 1928 das erste Abitur hatte. Den politischen Auseinandersetzungen blieb er fern, an der Jahreswende 1932/33 soll er einmal gesagt haben, „die Walzen des Liberalismus“ seien abgelaufen. In seinem Kollegium war die DDP nach Brodführers Weggang bald nicht mehr vertreten, denn Dr. Behme machte deren Umwandlung zur Deutschen Staatspartei nicht mehr mit und schied aus.

Die Direktorenkonferenz unter Vorsitz von Volksbildungsminister Sievers behandelte am 14.05.1929 das Thema „Versailler Friedensvertrag und Reichsverfassung im Geschichtsunterricht“ (Referent Oberstudiendirektor Dr. Schmidt, Helmstedt, Stoelzels alter Mitstreiter) und „Völkerversöhnung und Völkerbund in der höheren Schule“ (Referent Prof. Dr. Ernst Witte, Blankenburg)²⁶. Auf der Harzburger Lehrerkonferenz wurde dann das Thema anhand der Leitsätze der Direktorenkonferenz am 05.09.1929 ebenfalls besprochen. Beim Völkerbundssekretariat sollte Material eingeholt werden. Oberstudiendirektor Witte (Blankenburg) sprach auch Ende des Jahres auf einer DVP-Versammlung in Bad Harzburg für die Annahme des Young-Plans. Er sei das geringere Übel.

Das am Harzburger Gymnasium eingeführte Geschichtsbuch, Teubners Geschichtliches Unterrichtswerk, orientierte die Schüler auch zur Zeitgeschichte sachlich. Im Zusammenhang mit dem Magdeburger Munitionsarbeiterstreik vom Januar 1918, der sonst als Argument für die Dolchstoßlegende diente, wurde Eberts Vaterlandsliebe gerühmt. Zum November 1923 war dort über einen Putsch zu lesen, „den ein rechtsradikaler Heißsporn, Hitler, versuchte. Nach wenigen Stunden schon war die Bewegung unterdrückt.“

Gleich zu Beginn seiner Dienstzeit in Bad Harzburg wurde Müller mit einer Beschwerde des Stahlhelms konfrontiert, am Harzburger Gymnasium sei den Schülern die Mitgliedschaft verboten. Müller beriet sich mit dem Obmann des Kollegiums Dr. Lüders und den ältesten Lehrern Tenner und Dr. Pfeffer und berichtete dem Landesschulamt dann: „Nach unser aller Wissen liegen die Dinge so. 1. Ein Verbot des Stahlhelms hat hier nicht bestanden. 2. Auch in den Konferenzen und sonstigen dienstlichen Erörterungen ist des Stahlhelms nicht Erwähnung getan. 3. Es ist kein

²⁵ 125 Jahre Roswitha-Gymnasium, Bad Gandersheim 2003.

²⁶ Ausführliches Protokoll StA Wolfenbüttel, 12 Neu 13, Nr. 19937: Direktorenkonferenzen.

Gesuch und keine Anfrage betr. Eintritt in den Stahlhelm von Schülern oder Eltern eingegangen. Müller.“²⁷

Als Untertertianer und Quartaner von einer Werbeschrift für den Feuerschutz das schwarzrotgoldene Titelblatt abgerissen hatten, bedachte die Konferenz das Alter der Täter, stellte jugendpsychologische Erwägungen an und meinte, sie seien sich der Tragweite wohl nicht bewusst gewesen. Das zeigt, dass sich die Konferenz der Tragweite sehr wohl bewusst war. Entsprechend fielen auch die Strafen aus: für 13 Schüler aus U III und 14 aus IV je 2 Stunden Arrest, 2 Schüler, denen eine führende Rolle zugeschrieben wurde, erhielten 4 Stunden Arrest und eine Verwarnung.

Es gibt einige verstreute Hinweise auf nationalsozialistische Tendenzen *in der Schülerschaft*. Am 22.01.1933 beschwerte sich ein Schüler darüber, dass er von der Reifeprüfung zurückgewiesen worden war. Er führte Ungerechtigkeiten von Lehrern an, die der Direktor leicht hätte verhindern können. „Wie er jedoch oftmals die wirtschaftlich Schwachen, besonders wenn sie nationalsozialistisch gesinnt sind, bloßstellt“, so vermutete er das auch in seinem Fall. Müller wies die Verdächtigung zurück und argumentierte unter pädagogisch-schulischen Gesichtspunkten. Der Schüler fehlte viel, war „in Wirklichkeit schon draußen in der Praxis seiner Erfindungen. Weil wir ihn aber für einen anständigen Kerl hielten und auch glaubten, daß er in der Praxis seines Spezialgebiets etwas leisten würde, wollten wir ihm die Zulassung ermöglichen. Aber an seinen drei 4en war nichts zu ändern.“ Das Landesschulamt wies entsprechend am 6. März 1933 die Beschwerde zurück. Auch ein 1931 vom Abitur zurückgestellter Schüler, der ein halbes Jahr später die Prüfung dann bestanden hatte, meldete sich daraufhin noch einmal zu Wort, weil ihn Direktor Müller kurz vor der Prüfung an das fehlende Schulgeld erinnert habe, sonst werde er kein Zeugnis bekommen. Von wirtschaftlicher Not habe Direktor Müller wohl noch nichts erfahren, „sonst könnte er nicht zu einem SA-Mann, der mit geflickter Hose zur Schule kam, sagen, daß er so nicht herumlaufen könne, und wenn die Not auch noch so groß sei, einen anständigen Anzug müßte man doch haben.“ Auch zu diesem und einem weiteren zurückliegenden Fall hatte Müller sich zu rechtfertigen. Von einer *geflickten* Hose sei gar keine Rede gewesen, der Schüler sei zum täglichen Turnen in *brauner* Hose und langen Stiefeln erschienen, das habe er beanstandet. Dazu hatte der Schüler ihm nur andere Stiefel in Aussicht gestellt, die seien gerade in Reparatur. Das sind Einzelfälle, die über die in der Schülerschaft etwa verbreiteten Einstellungen nichts aussagen.

Lehrer waren weiterhin für die DVP tätig. Dr. Wilhelm Lüders war seit 1928 geschäftsführender Vorsitzender der DVP in Bad Harzburg, sein Kollege und Parteifreund Dr. Pfeffer seit 1931 auch Stadtverordneten-Vorsteher. Lüders war am 11. Oktober 1931, dem Tag der „Harzburger Front“, verweist, als er am folgenden Tag zurückkehrte, rief er sofort den Ortsvorstand zusammen und intervenierte über Bürgermeister Bode beim Braunschweigischen Innenminister wegen der Tätlichkeiten der SA gegen Hermann Nordmann. Pfeffer äußerte sich 1932 dem Landesvorstand gegenüber sehr verbittert darüber, dass die DVP in Braunschweig die Einbürgerung

²⁷ StA Wolfenbüttel, 12 Neu 13, Nr. 24932.

Hitlers passieren ließ. Einen für die Frauenvereinigung der DVP in Braunschweig geplanten Goethe-Vortrag sagte er kurzfristig ab²⁸.

Denn auch in den verschiedensten unpolitischen Bereichen des öffentlichen Lebens spielten Lehrer des Reform-Realgymnasiums Bad Harzburg eine führende Rolle. Pfeffer hielt die verschiedensten literarischen Vorträge, vornehmlich über Goethe und Eichendorff, für die Goethe-Feiern 1932 war ihm die „Regie“ anvertraut. Dr. Lüders, langjähriges Vorstandsmitglied des Harzburger Altertums- und Geschichtsvereins und selbst mit geschichtlichen Forschungen und Vorträgen hervortretend, wurde 1930 Vorsitzender des Vereins, was er bis zu seinem frühen Tode 1939 blieb. Seit 1932 war er auch stellvertretender Vorsitzender des Kirchenvorstands der Lutherkirche.

Oberlehrer Richard Ahrens gehörte nicht nur der Loge an (wie übrigens auch Dr. Pfeffer) und trat dort als Redner hervor, er spielte vor allem im Musikleben der Stadt die tonangebende Rolle. Er leitete nicht nur den Männer-Gesangverein Eintracht, sondern gründete dazu einen Frauenchor. Mit beiden Chören zusammen führte er 1929 Robert Schumanns Oratorium „Paradies und Peri“ auf, 1931 Haydns „Jahreszeiten“. Auch an der Orgel der Lutherkirche war er öfter zu hören. 1933 wurde er dort Kantor und Organist. Friedrich Tenner wird als bester Kenner der Harzgeologie gerühmt und trug Arbeiten zur Heimatgeschichte bei. Dr. Behme war Vorsitzender des MTK, Dr. Knoth des Vereins für das Deutschtum im Ausland, den vor seinem Weggang nach Gandersheim Dr. Brodführer jahrelang in Bad Harzburg geleitet hatte. Paul Hanebuth bahnte einen Schüleraustausch mit Norwegen und Finnland an, begleitete auch für die Landesgruppe Harz des Deutsch-Nordischen Schüleraustauschs eine Gruppe nach Norwegen.

Die Schule unterrichtete Anfang 1929 insgesamt 279 Schüler, davon 71 Mädchen. Nur 158 waren ortsansässig, allerdings werden 45 weitere, die aus dem Freistaat Braunschweig kamen, wohl weitgehend aus den heutigen Harzburger Ortsteilen, damals Nachbargemeinden, gekommen sein. Doch galten auch von den 158 Harzburgern 49 als Nicht-Braunschweiger. 75 kamen von jenseits der Braunschweiger Grenzen, wohl meist aus Vienenburg oder aus Stapelburg und Ilsenburg. Weitaus die meisten, 262, waren evangelisch-lutherisch, 5 weitere reformiert, nur 10 katholisch. Ein Schüler hatte das israelitische Glaubensbekenntnis, einer war „Dissident“.

Der weitere Ausbau der Schule stagnierte. Die Stadt hatte kein Geld. In den Jahren der Wirtschaftskrise konnte sie ihren Haushalt nicht mehr ausgleichen.

II.

In der Schulgeschichte scheint der 30. Januar 1933 kein Datum zu sein. Nach wie vor gab es keinen Nationalsozialisten und kein DNVP-Mitglied im Kollegium. Behme sagte jedem, der es hören wollte: und wenn er der letzte Demokrat sei, er werde kämpfen. Die im Januar begonnenen Vorträge zu Gunsten der Winterhilfe wurden

²⁸ Die Zerstörung der bürgerlichen Mitte ist in Bad Harzburg mit dem Zerfall der DVP verbunden. Sie erfordert noch eine genauere Untersuchung.

fortgesetzt, Pfeffer hielt zwei Vorträge über Eichendorff, Reifenstahl über ein physikalisches Thema, Dr. Müller den zuerst für den 16. Januar geplanten über „Die Kulturwende zur Gegenwart“ erst nach dem Abitur, am 16. März. Dabei ging es nicht um die Gegenwart, sondern um den Kulturwandel der Jahrhundertwende. Zum Abitur kam als Regierungsvertreter wieder Gronau. Ende Februar war Wintersporttag; die Rodler fuhren zum Molkenhaus, die Skiläufer mit Dr. Knoth und Dr. Behme ins Torfhausgebiet.

Zur Reichstagswahl am 5. März hatten Dr. Lüders und Dr. Pfeffer eine Anzeige für die DVP entworfen, die in den Tagen vor der Wahl mehrfach in der „Harzburger Zeitung“ erschien: „Deutschland erwache! Aber nicht erst nach dem 5. März. Stärke beizeiten diejenigen Kräfte, die festen nationalen Willen mit wirtschaftlicher Einsicht und politischer Besonnenheit vereinigen und die stets treu hinter Hindenburg gestanden haben. Mit Hindenburg unter schwarz-weiß-rot für ein nationales Deutschland.“ Dennoch entfielen nur noch 97 Stimmen in Bad Harzburg auf die DVP.

Entscheidendes Datum für den Wandel der Verhältnisse wurde der „Tag von Potsdam“. An diesem Tage wehten überall Fahnen. Feierliches Glockengeläut ertönte „zum Festtag der Nation“ vom Turm der Lutherkirche, auf dem allerdings die evangelische Kirchenfahne wehte. Im großen Umzug marschierte nach SA, SS, den „nationalsozialistischen Jugendbünden“ und dem Stahlhelm von den Kriegervereinen bis zu Feuerwehren und Schützengesellschaften alles, was Uniformen tragen konnte. Jetzt legte Dr. Lüders am 24. März seine Ämter in der DVP nieder, und da niemand sie übernehmen wollte, löste er den Ortsverband zum Unwillen des Landesvorstands auf.

Der Wandel wurde weniger als Niederlage der Demokratie empfunden, die in der Not der Zeit und dem oft nicht sehr anziehenden Bild der parlamentarischen Auseinandersetzungen nicht positiv konnotiert war, sondern als Durchbruch zur nationalen Einheit, die sich viele nur eben unter einer anderen Fahne, einem anderen Führer vorgestellt hatten. Entsprechend warf Dr. Pfeffer dem Landesvorstand vor: „Wenn die Partei seinerzeit es für richtig und angemessen hielt, für die Einbürgerung Hitlers in Braunschweig einzutreten, so hätte sie spätestens jetzt bei seinem endgültigen Siege auch schnell und geschlossen Gefolgschaft leisten sollen.“ Sie hätten gegen alle Widerstände den nationalen Gedanken hoch gehalten, jetzt seien sie als einzelne die Zögernden und Abseitsstehenden oder die Konjunkturritter. In Braunschweig sah man das anders. Eine Empfehlung zum Anschluss an DNVP („die auch bald da stehen wird, wo wir heute stehen“) oder NSDAP komme nicht in Frage.

Nirgendwo schlägt sich in den schulischen Unterlagen die doch wohl mindestens gerüchtweise verbreitete Kenntnis der gewalttätigen SA-Übergriffe nieder. Hielt man sich an die in der „Harzburger Zeitung“ zu lesende Version der Bekämpfung kommunistischer Umtriebe, und sollte der „Aufbruch der Nation“ alle Mittel der Bekämpfung von potentiellen Widersachern rechtfertigen?

Das Kollegium gab eine Loyalitätserklärung ab: „Die unterzeichneten Mitglieder des Lehrerkollegiums des Staatlichen Reform-Realgymnasiums begrüßen es, daß durch die nationale Erhebung endlich wieder ein fester Boden für die Bildungsarbeit

der Schule geschaffen ist, und erklären sich freudig bereit, auf ihrem Gebiete an der Erneuerung des deutschen Menschen mit allen Kräften mitzuarbeiten und die ihnen anvertraute Jugend im Geiste des neuen Deutschland zu erziehen. Bad Harzburg, den 30. März 1933.“ Folgen sämtliche 13 Unterschriften²⁹. In Braunschweig schrieb Witte diese Erklärung zu den Akten. Die *Sprache* dieser Erklärung, die nicht veröffentlicht wurde (in der „Harzburger Zeitung“ findet sich dazu nichts), klingt eher nach der Stimmung des nationalen Aufbruchs als spezifisch nationalsozialistisch.

Aber dieser Aufbruch war nationalsozialistisch bestimmt. Die Bereitschaft zur Mitarbeit dokumentierte sich daher schon in den nächsten Tagen durch einige Eintritte in die NSDAP. Als erster meldete sich zum 1. April 1933 der Hausmeister an, ihm folgten am 7. April – als erster Lehrer – Dr. Behme, am 20. April der Direktor und am 21. April Studienrat Tenner; für die *drei* im Laufe des Monats April eingetretenen Lehrer galt der 1. Mai 1933 als Beginn ihrer Parteimitgliedschaft. Von den übrigen 10 Mitgliedern des Kollegiums folgte ihnen keiner, allerdings galt allgemein ab 1. Mai 1933 bis 1937 eine Aufnahmesperre, „um eine Überfremdung der Bewegung zu vermeiden“. Von den schon 1933 dem Kollegium angehörenden Lehrern trat später lediglich Everling noch der Partei bei. Ihm wurde 1940 ein Aufnahmeformular vorgelegt. Er galt 1941 als Parteianwärter. Durch Versetzungen erhöhte sich später der Anteil der Parteigenossen im Kollegium auf etwa die Hälfte. Der erste, Pg. seit 1932, kam 1934 für einen aus persönlichen Gründen versetzten Biologen, weitere Studienräte, die NSDAP-Mitglieder waren, kamen 1936 in das Kollegium.

Dass hinter diesen Parteieintritten echte Begeisterung und weitere Mitwirkungsbebereitschaft steckte, lässt sich auch daran erkennen, dass Müller sich als Gauredner für den nationalen Aufbruch einsetzen wollte. Das war nicht im Sinne der Parteiherrschaft und löste bei den Alt-Parteigenossen in Harzburg und Braunschweig misstrauische Ablehnung aus. Ortsgruppenleiter Hermann Berndt verlangte, der Oberstudiendirektor sollte von unten an dienen. Die Partei verweigerte ihm den Rednerausweis³⁰. Behme entwickelte sich schnell zu einem so entschiedenen Nationalsozialisten, dass es seinen Kollegen, aber auch Eltern und Schülern in Erinnerung an seine demokratischen Bekenntnisse vor 1933 peinlich war. Im Sommer 1933 sagte er seinem Direktor, der ihn an früher erinnerte, man müsse eben auch seine Weltanschauung zum Opfer bringen. Dafür wurde er Kreiskulturwart der NSDAP.

Im August 1933 wurde die Schulaufsicht nationalsozialistisch. Ministerialrat Dr. Witte, auch er DVP-Mitglied und immerhin seit 1925 im Amt, das er seit 1928 unter Sievers und 1931 auch unter Klagges weitergeführt hatte, wurde auf den Direktorposten in Blankenburg abgeschoben, Dr. Rudolf Müller, seit 1931 NSDAP-Mitglied und 1932 Direktor in Bad Gandersheim geworden, an seine Stelle gesetzt.

Gleich zu Anfang der nationalsozialistischen Zeit versuchte die SA, schulische Entscheidungen zu beeinflussen. Der Harzburger SA-Führer verlangte im Frühjahr 1933 die Nachversetzung von zwei SA-Mitgliedern, die durch ihren (wertvolleren!) SA-Dienst sich nicht genügend der Schularbeit widmen können und *deshalb* in

²⁹ Ähnliche Erklärungen anderer Gymnasien habe ich in den Wolfenbütteler Akten nicht gefunden.

³⁰ Anders ausgedrückt: Klagges wurde 1935 berichtet, die Partei habe ein Redeverbot über ihn verhängt.

ihren Leistungen zurückgeworfen wurden. Die Konferenz blieb aber auf dem Boden der schulischen Versetzungsordnung und wies die Forderung zurück, da die Betroffenen die schlechtesten aller Nichtversetzten gewesen waren. Nach Wittes Amtsenthebung wies V II am 29.08.1933³¹ die Konferenz an, einen der beiden „mit Rücksicht auf seine eifrige Betätigung in der nationalsozialistischen Freiheitsbewegung“ doch in die Oberprima nach zu versetzen, doch sollten die Erziehungsberechtigten „nochmals schriftlich nachdrücklich“ auf die Schwierigkeiten hingewiesen werden, die der Schüler zu überwinden haben werde. Dies konnte er nun nicht, zur Reifeprüfung wurde er nicht zugelassen. „Er wurde auch wohl dadurch behindert, daß er nach wie vor an mehreren Tagen bzw. Abenden in der nationalsozialistischen Bewegung tätig ist. So war der Prüfungsausschuß leider gezwungen, ihn von der Reifeprüfung zurückzuweisen.“³² Auch Braunschweig entschied nun auf ein nochmaliges Gesuch des Schülers negativ, „bei aller Anerkennung Ihrer politischen Arbeit“.

Anscheinend überall nahm vor allem die HJ so viel Zeit in Anspruch, dass nach Klagen der Gesundheitsbehörden über übermäßige Belastung der Schüler schließlich der Reichsinnenminister „Leitgedanken zur Schulordnung“ herausgab, die im Ausschuss für das Unterrichtswesen mit den Unterrichtsverwaltungen der Länder besprochen wurden. Familie, Schule und HJ wurden als Säulen der Erziehung benannt. Der Sonntag sollte ganz Familie und Elternhaus vorbehalten bleiben, Aufgabenfreiheit am Mittwoch und Sonnabend diese Nachmittage der „Staatsjugend“ lassen³³.

Zum 01.10.1934 wurde der „Staatsjugendtag“ eingeführt. Jetzt sollten deren Mitglieder am Sonnabend schulfrei sein. Wer nicht in HJ oder Jungvolk war, erhielt „nationalpolitischen Unterricht“. In Bad Harzburg gab ihn Dr. Behme. Dafür waren Stundenkürzungen unerlässlich. Die meisten Schüler waren aber ohnehin in HJ oder Jungvolk. Am 19.02.1936 waren in U I nur 2 Mädchen, in O II 1 Mädchen, in O III 5 Mädchen nicht im BDM oder bei den Jungmädchen, in O III waren 1 Junge und 2 Mädchen „nicht organisiert“. Die Prozentzahlen waren in den Gymnasien ungefähr gleich³⁴.

Während die Kollegen bis 1941 zuerst halbjährlich, zuletzt nur noch jährlich die Versicherung unterschreiben mussten, kirchliche Jugendarbeit *nicht* zu unterstützen, hatten die Schulleiter auch zu melden, welche Lehrer sich für die HJ betätigten. Dr. Müller ließ die eigentlichen Spalten leer, bemerkte nur darunter, dass drei Kollegen in Kursen des NSFK, also *indirekt* für die daran teilnehmenden Hitlerjungen wirkten, StAss. Creutzfeldt als Leiter einer Modellbau-Gruppe für das Jungvolk und Dr. Stracke mit der theoretischen Unterweisung über Luftfahrt. Dr. Schierding war der örtliche Leiter des NSFK. Die Begeisterung für die Fliegerei war ein wichtiges, junge Lehrer und Schüler gleichermaßen faszinierendes Moment dieser Jahre. Später wurde besondere Förderung der HJ- und Jungvolk-Führer verlangt. Dazu berichtete

³¹ V II 1146/33.

³² StA Wolfenbüttel, 12 Neu 13, Nr. 20785: Reifeprüfungen.

³³ Ebd., 12 Neu 13, Nr. 19596: HJ und Schule. Weitere Konflikte mit der HJ, wie hier für Seesen, Blankenburg und Helmstedt dokumentiert, gab es in Bad Harzburg anscheinend nicht.

³⁴ In Bad Harzburg zu diesem Stichtag 94,6% der Schüler in der „Staatsjugend“, geringer war die Quote nur beim Wilhelm-Gymnasium Braunschweig mit 94,5%. Die notorisch zurückhaltende Große Schule Wolfenbüttel meldete 99,1%!

der Harzburger Direktor Dr. Müller am 01.02.1940 väterlich-unkonventionell: am besten springe jeder Fachlehrer in Schwierigkeiten geratenen Schülern bei. Solche Hilfe könne nicht als Nachhilfe eingestuft werden. Dem stimmte die Behörde bei. Als noch einmal nach direkten Förderungsmaßnahmen gefragt wurde, antwortete er am 29.10.1941: die Jungvolk- und HJ-Führer zeichneten sich durch Würdigkeit und Leistung eher aus, Sonderförderung hätten sie nicht nötig.

Wie weit und womit wurde die Arbeit der Schule selbst nationalsozialistisch bestimmt? Die Kollegen mussten sich erst einmal informieren. Also wurde auf jeder Konferenz jetzt ein Referat über grundsätzliche ideologische Themen gehalten. Im allgemeinen wurde der Inhalt einer einschlägigen Schrift referiert³⁵.

Eine „Schulung“ der Lehrer erfolgte in verschiedenen Lagern. Schon seit April 1933 spielte unter der Bezeichnung „Geländesport“ vormilitärische Ausrichtung eine gewisse Rolle. Für einen ersten Kurs wurde aus Bad Harzburg Reifenstahl (weil für Turnen zuständig), für einen zweiten Dr. Knoth benannt³⁶. Später gab es „Lateinlager“, sprachliche Schulungslager für Englisch mit englischen Lektoren³⁷, die Ersatz für fehlende Auslandsstudien bieten sollten (an einem nahm Dr. Knoth teil), Lager für Deutschlehrer in Kettwig an der Ruhr, an dem Behme teilnahm, bei denen namhafte Germanisten wie Leo Weisgerber, Jost Trier, Ipsen und Porzig referierten. Die häufigen Lehrgänge und „Schulungslager“ schlugen sich in den schulischen Berichten überwiegend als problematische Unterrichtsausfälle nieder³⁸.

Regelmäßige Schulfeiern vermittelten die nationalsozialistischen Themen, zuerst die ideologische Hochschätzung des Bauerntums, die unschwer an das Erntedankfest anknüpfen konnte. Politische Aktualität hatte die Saarkundgebung, auf der Dr. Knoth sprach. Bei der Trauerfeier für den verunglückten NSLB-Führer Hans Schemm ließ Oberlehrer Ahrens Bachs „Bedenke, Mensch, das Ende“ singen³⁹. Zum 20. Todestag von Hermann Löns hielt Dr. Pfeffer Vorträge über den Heidedichter.

Schwieriger ist die ideologische Durchdringung des Unterrichts selbst zu fassen, denn es gab vorerst weder neue Schulbücher noch neue Richtlinien. Dennoch wurde mit der Neuausrichtung des Unterrichts begonnen. Sie wurde mit Einzelerlassen und auf Direktorenkonferenzen betrieben, die in die Kollegien weiterwirkten, davon die „erste im neuen Reich“ am 15.05.1934⁴⁰. Bei deren Eröffnung hatte Ministerialrat Dr. R. Müller den Ministerpräsidenten Klagges „herzlich begrüßt“ und betont: „Während sich sonst die Verhandlungen im engsten Kreise der Direktoren der höhe-

³⁵ Ausführliche Auflistung in VÖLKER, Geschichte, wie Anm. 1, S. 130ff.

³⁶ StA Wolfenbüttel, 12 Neu 9, Nr. 4492: Geländesportkurse für Lehrkräfte. Über Inhalte und Tagesverlauf VÖLKER, Geschichte, wie Anm. 1, S. 128ff.

³⁷ „die sich vollkommen der Lagerzucht unterordneten und in Vorträgen, Übungen sowie kameradschaftlichem Gedankenaustausch in der Fremdsprache sehr stark zur Belebung und Ausgestaltung des Lagers beitrugen“! Bericht von Dr. Ernst Falke in StA Wolfenbüttel, 12 Neu 13, Nr. 19948.

³⁸ VÖLKER, Geschichte, wie Anm. 1, S. 172–174.

³⁹ Ebd., S. 141–143.

⁴⁰ StA Wolfenbüttel, 12 Neu 13, Nr. 19937 Direktorenkonferenzen 1925–42.

ren Lehranstalten um rein wissenschaftlich-methodische Fragen gedreht haben⁴¹, ist von jetzt ab der Durchbruch zur nationalsozialistischen Grundauffassung der organischen Zusammengehörigkeit des Bildungs- und Erziehungswesens und seiner untrennbaren Verbindung mit Volk und Staat geschafft“. Klagges hatte in einem „geschichtlichem Rückblick auf die letzten tausend (!) Jahre“ die Lockerung der Beziehungen des Gelehrtenstandes zum Volksganzen beklagt und von der Notwendigkeit eines rückhaltlosen Bekenntnisses aller deutschen Erzieher zum „Deutschen Volk und seinem nationalsozialistischen Staat“ gesprochen. Im Harzburger Konferenzprotokoll schlugen sich einige andere auf der Direktorenkonferenz verkündete Gesichtspunkte *nicht* nieder: In den alten Sprachen und in Geschichte sollten in Zukunft die Äußerungen des Führers in „Mein Kampf“ über alte Geschichte herangezogen werden.

Neusprachliches Hauptprüfungsfach wurde Englisch. Aus diesem Fach war die schriftliche Arbeit zu stellen. Bei „nicht genügend“ in den Leibesübungen könne die Reife versagt werden, wenn nicht ein besonderer Entschuldigungsgrund vorliege.

Zu den auf der Direktorenkonferenz bekannt gemachten Verfügungen gehörte auch eine über den Versailler Vertrag: die ganze Persönlichkeit des Schülers soll erfasst und der Wille zum Kampf angefacht werden!

Was die Schulbücher betraf, so war der Unterricht z. B. in Geschichte künftig nach den „Richtlinien für die Geschichtslehrbücher“⁴² des Reichsinnenministers Frick vom 26.06.1933 zu erteilen „obwohl die diesen Richtlinien entsprechenden Geschichtsbücher kaum vor Ostern 1936 vorliegen werden. Ich würde es auch für abwegig halten, bei den Verlagen auf frühere Bereitstellung zu drängen.“ Eine überstürzte Abfassung könnte zu Mängeln in Bezug auf sorgfältige Durcharbeitung des Stoffes führen. „Auch muß auf die in den derzeit bereits vorliegenden Büchern ruhenden Werte an Volksvermögen, die nicht mit einem Schläge vernichtet werden dürfen, Rücksicht genommen werden.“ Sinngemäß galt das auch für die anderen Fächer.

Zunächst lieferten die Verlage Ergänzungsbögen, vor allem die jüngste Zeit betreffend. Koldewey für sein „Nordwestdeutsches Lesebuch“ und andere national gesinnte Schulbuchautoren mögen geglaubt haben, dass sie ohnehin schon gute Bücher vorgelegt hatten, sie waren gern bereit, Ergänzungen und Umformungen vorzunehmen, und meinten, ihr Werk in der Substanz damit nicht zu verändern. Aber der Diesterweg Verlag ließ Koldeweys Lesebuch fallen und setzte auf ein ganz und gar der neuen Zeit entsprechendes Werk.

Neue Richtlinien gab es erst 1938. Bis dahin galten die von 1927 weiter, aber es sollte an ihnen nicht starr festgehalten werden, da Unterrichtsziel, die weltanschauliche und damit auch die „erziehliche“ Grundauffassung verändert seien. Die einzelnen Schulen hatten eigene Anstaltlehrpläne⁴³ auszuarbeiten, die festlegten, wie in den ein-

⁴¹ Das trifft nicht zu, der sozialdemokratische Volksbildungsminister Sievers hatte 1928–30 politische Grundsatzfragen für die Schulen aufgeworfen und teils demokratische, teils sozialistische Öffnung der Schulen gefordert. Protokolle, Schreiben und Referate, darunter eines des Gandersheimer Direktors Dr. Brodführer (früher Harzburg!) im gleichen Aktenband.

⁴² StA Wolfenbüttel, 12 Neu 13, Nr. 20082.

⁴³ Ebd. 12 Neu 9, Nr. 3763. V II 1382/34 vom 19.11.1934.

zelenen Fächern diese Richtlinien umgesetzt werden sollten. Die Pläne von 1927 waren als Rahmen zu beachten, um Willkür auszuschalten. In diesem Rahmen war der Stoff zu prüfen, wie weit er nach Bewertung und Verteilung der „nationalsozialistischen Grundauffassung“ genügte.

Aus Bad Harzburg übersandte Direktor Müller diese im Laufe des Winterhalbjahres vom Lehrerkollegium ausgearbeiteten Anstaltslehrpläne unter dem 06.04.1935, wobei er um Rückgabe bat, die Pläne seien nur in diesem einen Stück vorhanden. (Ihre Anwendung war damit vorerst gar nicht zu gewährleisten.)

Zum Prüfstein eines neuen Geistes im Unterricht mussten vor allem die Richtlinien für den *Religionsunterricht* werden⁴⁴. In Harzburg versuchte Behme die neuen Gesichtspunkte dem alten Plan einfach überzustülpen: „Der Religionsunterricht muß wie jeder Unterricht von neuer Wertung bestimmt sein, das heißt, er muß von innen her durchleuchtet werden von Artgemäßheit. Der evangelische Religionsunterricht erblickt diese Artgemäßheit in deutscher Frömmigkeit, wie sie sich aus dem Germanentum unter der geschichtlichen Einwirkung des Christentums im deutschen Menschen entwickelt hat. Der evangelische Religionsunterricht hat zum Ziel, die lebendige Anteilnahme des Schülers an dem ewigen Reich der deutschen Seele zu wecken und in ihm durch die Bindung an Gott die freudige Einsatzbereitschaft für Volk und Vaterland zu stärken und zu kräftigen.“ Also die Bindung an Gott als *Mittel* (!) für den Einsatz für Volk und Vaterland! Die Stoffverteilung allerdings blieb auch hier stark an Bibel und Kirchengeschichte orientiert, Kirchenlieder und Bibelstellen waren zu lernen. Erst in U II heißt es „Beleuchtung wichtiger Lebensfragen der Gegenwart im Geiste des Neuen Testaments (Luther) und völkischer Bindung“.

Dass darin unvereinbare Gegensätze stecken könnten, gerät nicht in den Blick. Formulierungen wie „artgemäße Religion“, „Frömmigkeit nordischer Artung“, „Glaube aus dem Blut“, zeigen schon den offenbar unreflektierten Übergang von traditionellem Religionsunterricht zur neuen Ideologie, wie denn auch bei „Klassischen Aussprüchen großer deutscher Männer“ Herder, Goethe, Schiller, Hitler (!) voranstehen, durch Gedankenstrich davon getrennt folgen Nietzsche, Schleiermacher, Fichte, Jahn, Lagarde, Chamberlain, (dieser hier sichtlich angehängt, in O I am Rand eingeschoben) – und ihnen wiederum folgt das Thema „Die christliche Liebestätigkeit.“ In O II wird durchaus das Alte Testament festgehalten: „Die Vorbereitung des Christentums im A.T.“ Unter den Lebensfragen des persönlichen Lebens erscheinen Reinheit, Wahrhaftigkeit, Ehrliche, Selbstbeherrschung, Einsatzbereitschaft, unter den Lebensfragen des Gemeinschaftslebens „innerhalb der Volksgemeinschaft: Arbeit und Beruf, Eigentum, Soziale Gesinnung.“

Große Bedeutung wurde aber auch dem *Turnen* zugemessen. In Harzburg ist die Präambel von Reifenstahl. „Da die nationalsozialistische Weltanschauung die Einheit von Leib, Geist und Seele betont, ist es nur folgerichtig, daß es Aufgabe der Schule ist, diese drei Anlagen im Menschen zu pflegen, zu entwickeln und zur höchsten Ausbildung und Harmonie zu bringen. Nur so erziehen wir Vollmenschen und fördern wir

⁴⁴ Über die Anstaltslehrpläne, auch im Vergleich der höheren Schulen im Lande Braunschweig ausführlicher in: VÖLKER, Geschichte, wie Anm. 1, S. 135–141.

die Gesundung unseres ganzen Volkskörpers, nur so können wir ein starkes, kraftvolles Volk wieder werden, das imstande ist, seinen so kargen Lebensraum zu behaupten und gegen wirtschaftliche, kulturelle oder gar kriegerische Angriffe zu verteidigen.

Da wir überzeugt sind, daß in der Regel nur in einem gesunden Körper ein gesunder Geist und ein kraftvoller, mutiger Charakter wohnen können, stehen die Leibesübungen bei der Schulung der Jugend an erster Stelle. Pflegen wir den Körper des einzelnen, so dienen wir nicht nur seinem persönlichen Glück, sondern dem unseres Volkes. So stehen die Leibesübungen im Dienste der Volksgesundheit und damit der Rassenpflege. Wir wissen, daß wir die Erbmasse nicht beeinflussen können, wir können aber dafür sorgen, daß kranke Menschen ausgeschlossen werden von der Fortpflanzung, die wir in verstärktem Maße von den erbgesunden, durch Leibesübungen gepflegten und gestählten Teilen unseres Volkes fordern. Neben der Förderung der körperlichen Entwicklung und der Stärkung der Gesundheit bringt Körperausbildung starke Einflüsse auf die Seele, auf den Charakter des Menschen zur Geltung, so daß wir sie auch aus diesem Grunde als das wertvollste Erziehungsmittel ansehen müssen, ja gerade wegen der ausgezeichneten Charakterschulung müssen wir sie zur Grundlage der Gesamterziehung der Jugend machen. In den verschiedenen Zweigen körperlicher Durchbildung können wir Mut und Entschlußkraft, Härte und Ausdauer, Ordnungssinn und Kameradschaftlichkeit, Fröhlichkeit und Opferbereitschaft und andere Charaktereigenschaften erkennen, pflegen und fördern.“

Sehr viel nüchterner ist dann der an den Realitäten orientierte Detailplan von Everling. Im Vordergrund steht wieder einmal die der Schule fehlende Turnhalle. Die einzige, noch dazu unvollkommene, ist nach einem Anmarschweg von 20 Minuten erreichbar. Also sind die an anderen Schulen klassenweise eingestreuten Turnstunden hier nicht möglich. Wegen der 30% Fahrschüler kommt auch der Nachmittag nicht in Frage. Daher findet in Harzburg die tägliche Turnstunde nach der 3. Unterrichtsstunde für alle 280 Schüler im Freien statt. Sie dauert allerdings nur etwa 25 Minuten. Nach zweijähriger Erfahrung ließe sich sagen: Es gibt keine Ausbildung von Gipfelturnern und Rekordleistungen, keinen Raum für einseitige Leistungsbildung. Aber die Schüler haben ihre tägliche Bewegung, und das mag gegen Muskelschäden helfen!

Wenn man auch nicht sagen kann, wie weit im täglichen Unterricht die Schüler nationalsozialistisch ausgerichtet wurden, so wird doch anzunehmen sein, dass im großen und ganzen die von oben kommenden Verfügungen, das öffentliche Umfeld, die ergänzten Lehrbücher Lehrer wie Eltern beeinflussten und das Bewusstsein der Heranwachsenden prägten. Umgekehrt wirkten Lehrer des Gymnasiums weiter auf ihren Gebieten am öffentlichen Leben der Stadt mit. So wurde der hervorragende Musikerzieher Richard Ahrens, nachdem er in Bad Harzburg im Auftrag der Reichsmusikkammer die „Deutschen Bach-Händel-Schütz-Feiern“ geleitet hatte⁴⁵, 1935 zum städtischen Musikbeauftragten ernannt⁴⁶. Regelmäßig führte er in den folgenden Jahren die „Tage der Hausmusik“, sogenannte „Mitternachtsmusiken“ und in großem Stil 1938 und 1939 Harzburger Musiktage durch. Dies, obwohl er Freimaurer gewe-

⁴⁵ Aufführung der Bach-Kantate „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut“ in der Lutherkirche am 25. März.

⁴⁶ In derselben Ratssitzung, in der sonst nur die neuen Stadträte eingeführt wurden!

sen und in der Loge auch als Redner hervorgetreten war. Deshalb blieb ihm trotz seiner Leistungen die Ernennung zum Studienrat versagt. Die Gauleitung verweigerte noch im Kriege ihre Zustimmung. Weiterhin trat Dr. Wilhelm Lüders mit historischen Vorträgen hervor und leitete bis zu seinem Tode 1939 den Harzburger Altertums- und Geschichtsverein. Bürgermeister Berndt widmete ihm einen Nachruf, der seine Verdienste um die Heimatgeschichte rühmte, ganz ohne nationalsozialistischen Zungenschlag.

Dennoch gab es Differenzen zwischen der national aufgeschlossenen Schule und der Partei. Sie traten hervor, als Dr. Behme „Meldung“ an NSLB und Partei erstattete über eine harmlose Gesprächsäußerung Dr. Pfeffers im Pausengespräch zwischen Kollegen⁴⁷. Sie gab den Anlass, dass der Bürgermeister und Ortsgruppenleiter nach oben meldete, dass „auf dem Gymnasium fast das gesamte Lehrerkollegium, vom Leiter der Schule angefangen, keine volle Gewähr für die nationalsozialistischen Erziehungsbelange geben, und daß aus diesem Grunde zweckentsprechende Versetzungen nicht nur angebracht, sondern eine zwingende Notwendigkeit sind.“

Bei der Untersuchung, zu der Ministerialrat Dr. Rudolf Müller nach Bad Harzburg kam, geriet Oberstudiendirektor Dr. Müller selbst in das Schussfeld, weil er, von Behmes Meldung unterrichtet, keine Maßnahmen gegen Dr. Pfeffer ergriffen, auch selbst nichts weiter gemeldet, sondern im Gegenteil versucht hatte, Behme zur Zurücknahme seiner Meldung zu bewegen. Behme erklärte darüber hinaus: „Die Stellungnahme des Direktors für die nationalen Belange ist nicht immer genügend wirkungsvoll gewesen.“ Er habe der Konferenz von Elternäußerungen berichtet, Kollegen, die früher politisch anders eingestellt gewesen seien, sollten sich politisch nicht so in die Brust werfen, einen neuen Kollegen vor den örtlichen Vertretern der Partei gewarnt, sie hätten bankrott gemacht und seien moralisch nicht einwandfrei, den Staatsjugendtag habe er für eine Frühzündung erklärt.

Deutlich wird, dass zwischen Partei und Gymnasium „keine echte Verbindung“ bestand, obwohl nicht nur Behme, sondern auch der Direktor und Studienrat Tenner seit Mai 1933 Pg. waren. Sicherlich wird da ein gewisses Bildungsgefälle eine Rolle gespielt haben, wofür Grammatik und Stil in dem Satz sprechen, mit dem Kreisleiter Fäthe das Schreiben des Ortsgruppenleiters Berndt an Klagges weitergab: „Ich möchte Sie bitten, die Angelegenheit im Hinblick auf einige Versetzungen durchzugreifen.“ Dr. Heinrich Müller machte demgegenüber geltend, das Kollegium sei „durchaus willig, im Sinne des Dritten Reiches seine Pflicht zu tun und unserm Führer treue Gefolgschaft zu leisten“. Alle Spannungen seien rein persönlich bedingt, weil sich Behme als 150%iger Nationalsozialist gebe, was ihm bei seiner bekannten früheren Einstellung nicht abgenommen werde. Der Primat des Nationalen und der Führer-Mythos banden die der Partei oder einzelnen Aspekten gegenüber kritischen Persönlichkeiten doch immer wieder an das System.

Die angestrebte Versetzung Müllers scheiterte an beamtenrechtlichen Schwierigkeiten und der Tatsache, dass an den braunschweigischen Gymnasien dann ein ganzes Direktoren-Karussell hätte stattfinden müssen, was Klagges denn doch vermeiden

⁴⁷ Ausführlich ebd., S. 149–155.

wollte. Drei Kollegen sollten versetzt werden, darunter der NSLB-Obmann Studienrat Reifenstahl; nur die Versetzung Reifenstahls nach Bad Gandersheim wurde tatsächlich wirksam⁴⁸. Erst 1945 kehrte er nach Bad Harzburg zurück. Der eigentliche Stein des Anstoßes, Dr. Pfeffer, wurde zwar nach Helmstedt versetzt, meldete sich aber daraufhin krank. Die NS-Kriegsopferversorgung legte für ihn ein Gutachten vor, wonach der schon in den ersten Kriegswochen 1914 schwer hirnerkrankte Pfeffer bei einer Versetzung keine Genesung mehr erwarten könnte. Daraufhin wurde die Versetzung zurückgenommen, im August 1936 nahm Pfeffer seinen Unterricht in Bad Harzburg wieder auf. Behme wurde von da an selbst von Direktor Müller wie ein rohes Ei behandelt. Auch schlug ihn Müller bei jeder Gelegenheit für eine Versetzung vor, etwa an eine Luftwaffen-Fachschule. Ein anderes Mal hielt er ihn für geeignet, als Dozent für Sprecherziehung an eine Hochschule zu gehen. Aber Behme blieb.

Die Versetzung Reifenstahls, die Pensionierung Tenners und Engelkes gaben dem Kollegium ein neues Gesicht. Bis dahin hatten die alten Lehrer aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg oder aus der Zeit kurz danach das Gesicht der Schule geprägt, jetzt kamen vor allem mit dem jungen Kunsterzieher Fritz Creutzfeldt, Dr. Kirchhoff aus Bad Gandersheim, Dr. Stracke neue Lehrerpersönlichkeiten an die Schule.

1937 begann reichsweit die wirkliche nationalsozialistische Formung der Schule. Recht kurzfristig wurde die Schulzeit auf 12 Jahre verkürzt, wobei die Unterprimaner erst durch Verordnung vom 26.10.1936 erfuhren, dass sie bereits im März 1937 die Reifeprüfung ablegen sollten. Die Unterrichtsstoffe mussten in aller Eile zusammengefasst werden. Alle Reform-Realgymnasien, auch das Harzburger, wurden jetzt in „Oberschulen“ umbenannt, die lateinischen Klassenbezeichnungen verschwanden. Erste Fremdsprache wurde Englisch, die zweite Latein.

Vor allem trat Anfang 1938 das Gesamtwerk „Erziehung und Unterricht in der höheren Schule“ mit den neuen Lehrplänen für alle Fächer in Kraft. Wieder waren daraus Anstaltslehrpläne zu fertigen, die für den Religionsunterricht in Bad Harzburg deshalb besonders schwierig waren, weil Dr. Behme Ende 1937 aus der Kirche ausgetreten war. Er könne „aus einem neu gewonnenen Lebensgefühl heraus eine innere Verbindung mit den christlichen Glaubenswahrheiten“ nicht mehr herstellen⁴⁹. Everling kam mit den großen Schülern nicht zurecht, nur die Unterklassen erhielten bei Ahrens weiterhin den gewohnten Religionsunterricht. Der 1938 neu gekommene Studienassessor Vonderwall wurde bei Kriegsbeginn eingezogen, den pensionierten Oberstudiendirektor Resa wollte die Behörde nicht beschäftigen: „Religion muß ausfallen“, entschied der Ministerialrat.

Am Rande wurde die Harzburger Oberschule von der Relegierung Wolfenbütteler Schüler von der Großen Schule wegen Verbreitung einer evangelischen Schrift gegen Alfred Rosenberg berührt. Dr. Müller nahm sie als Gastschüler vorläufig auf, was ihm einen Verweis eintrug, gegen den er sich zur Wehr setzte. Für ihn war maßgebend gewesen, dass er die Jungen nicht länger ohne Unterricht lassen wollte, aber Klagges

⁴⁸ Trotz einer Eingabe seiner Schüler, die den Zorn des Ministerialrats hervorrief. Alle Kollegen mussten unterschreiben, dass sie von dieser Eingabe nichts gewusst hätten. – Reifenstahl war Obmann des Philologen-Verbands gewesen, der im August 1933 als Fachschaft II dem NSLB beigetreten war.

⁴⁹ In seinem von Braunschweig verlangten Begründungsschreiben vom 29.04.1938.

hielt ihm vor, er habe Eltern und Schüler damit in ihrer politischen Widersetzlichkeit bestärkt, und bestätigte den Verweis⁵⁰. Bei ihren Harzburger Mitschülern waren sie sehr angesehen, die Lehrer lobten ihre Haltung und ihre Leistungen.

Baulich tat sich für das Harzburger Gymnasium in der NS-Zeit nichts. Die Stadt beantragte eine Fristverlängerung für die Fortsetzung der Baumaßnahmen „um einige Jahre“. Bürgermeister Berndt lehnte auch eine von Braunschweig angeregte Nutzung des Reinhardt-Programms für den weiteren Schulausbau ab: die Tilgungsbeiträge seien in den ersten 5 Jahren nicht aufzubringen. Nicht einmal die Aufwertung des Turnens führte zum Bau einer Turnhalle. Im übrigen hielt Direktor Dr. Müller auch einen jungen Sportlehrer für dringend erforderlich. Turnfakultas hatten nur Behme (49) und Everling (51 Jahre). „Auch die übrigen Herren können den Schülern kaum was vormachen.“

Der Krieg veränderte das Kollegium. Gerade die jüngeren Lehrer wurden eingezogen, pensionierte Kollegen wurden wieder aktiviert. Damit waren Unterrichtsausfälle vorprogrammiert, denn die älteren Herren waren meist kränklich. Notwendige Aushilfen zwangen dazu, die Unterrichtsverteilung immer wieder neu zu organisieren. Kriegsstudentafeln legten einen verminderten Unterricht fest. Auch die Abiturklassen wurden vor Abschluss des Schuljahrs durch Einberufungen zur Wehrmacht getroffen. Im Frühjahr 1940 legten nur noch wenige Schüler und die Mädchen eine regelrechte Reifeprüfung ab. Im Winter führte Kohlenmangel zu längeren Unterrichtsausfällen. Ab 22.01.1940 wurde nur die Klasse 8 noch unterrichtet, nachdem die Stadtverwaltung die gesamten Koksvorräte beschlagnahmt hatte. „So konnten wir des 30. Januar nur in kleinem Kreise gedenken, waren doch auch von der Klasse 8 schon 16 Schüler einberufen und nur 5 noch zur Stelle.“ Dafür wurden die Schüler immer wieder zu mannigfachem „Dienst für die Volksgemeinschaft“ herangezogen. Die Deutsch-Lektüren orientierten sich weiterhin an der Literaturgeschichte, aber die aus der Literatur gestellten Aufsatzthemen lassen politischen Bezug erkennen⁵¹. Dazu traten Themen mit aktueller politischer Tendenz: Ausgesprochen nationalsozialistische Literatur wurde in wenigen Titeln und von Jahr zu Jahr wechselnd gelesen.

Nach Stalingrad ergriff der „totale Kriegseinsatz“ Lehrer und Schüler. Dr. Behme als Kreispropagandaleiter leitete die Kundgebung zum „totalen Krieg“, wobei der Hauptredner allerdings von außerhalb kam. Nach dem Bericht der „Harzburger Zeitung“, die kurz darauf im Zuge der verordneten Zeitungskonzentration mit dem 31.03.1943 ihr Erscheinen einstellte, gingen Behmes Einleitungs- und Schlussworte sprachlich über das zeittypische Ritual nicht hinaus, eigene Züge sind darin nicht zu erkennen. Nach dem „Führererlaß“ vom 13.01.1943 wurden nun auch die 1933 entlassenen Lehrer entweder vom Arbeitsamt eingesetzt oder zur Deckung des Unterrichtsausfalls wieder den Schulen zugewiesen. So bekam die Harzburger Oberschule für Jungen ausgerechnet im Kriegsjahr 1943 mit Hermann Weller ihren ersten sozialdemokratischen Lehrer, was freilich den Schülern und wahrscheinlich auch den Kol-

⁵⁰ StadtA Braunschweig, E 410 Nr. 130. – Der Wolfenbütteler Hintergrund in Glaubenslehre, Bildung, Qualifikation, 450 Jahre Große Schule in Wolfenbüttel, Berlin 1993, S. 269–279.

⁵¹ Beispiele für ideologisch bestimmte Aufsatzthemen in VÖLKER, Geschichte, wie Anm. 1, S. 183f.

legen nicht bekannt und nicht erkennbar gewesen sein wird⁵². Direktor Dr. Müller hatte ihn schon 1939 einsetzen wollen. Jetzt erklärte Weller ihm: er sei kein Renegat, sei aber bereit, den Eid zu leisten. „Neutrale Fächer“, welche das auch sein mochten, seien ihm lieber.

Im Mai 1944 wurde der aus Hannover nach Bad Harzburg abgeordnete Studienrat Hartung von der Gestapo wegen zersetzender Äußerungen, die er in seinem Unterricht gemacht haben sollte, verhaftet. Doch sprach ihn im Dezember das Sondergericht Braunschweig frei. Danach kehrte er in den hannoverschen Schuldienst zurück⁵³.

Die 6. und 7. Klassen wurden als Luftwaffenhelfer eingesetzt, zuerst an der Eckeralsperre. An drei Tagen der Woche erschienen sie zum Unterricht in der Schule. Als sie nach dem 22.08.1944 an die Odertalsperre und die Sösetalsperre verlegt wurden, übernahm die Oberschule Seesen die schulische Betreuung⁵⁴. Im September 1944 nahmen auch Harzburger Oberschüler an einem von Gauleiter Lauterbacher verfügbaren, schlecht vorbereiteten und insgesamt sinnlosen „Schanzeinsatz“ in Holland teil. Die englischen Luftlandungen bei Arnheim führten zu vorzeitigem Abbruch⁵⁵.

Nach Weihnachten 1944 fand kaum noch Unterricht statt. Schon im Januar 1945 wurden sämtliche Harzburger Schulen für Lazarettzwecke beansprucht. Am 2. Februar wurde die Oberschule beschlagnahmt, das Lehrerzimmer wurde Verbandzimmer, das Direktorzimmer Aufenthaltsraum der Ärzte. Der erste Verwundete war der ehemalige Schüler Abel. Der Unterricht wurde immer mehr eingeschränkt, ab Mitte März standen nur noch die Räume des Altbaus von 1873 zur Verfügung, in denen die 12 Klassen in Wellen von je 20 Minuten unterrichtet wurden. Am 28. März gab es Osterferien, am 11. April rückten die Amerikaner in Bad Harzburg ein.

III.

Ob und ggf. wann die sich abzeichnende Niederlage schon zu veränderter Einstellung führte, ist nicht zu erkennen. Müllers unvoreingenommene Haltung dem alten Sozialdemokraten Weller gegenüber passt zu seiner Persönlichkeit und taugt nicht als Beleg für eventuelle Rückversicherungsabsichten. Nach dem 11. April 1945 fiel zunächst der Unterricht aus. Ab Mitte Mai gab es dann wöchentliche Schülerversammlungen, in denen Anweisungen der Militärregierung und der Schulbehörden bekanntgegeben und die alten Schulbücher eingesammelt wurden. Die Schüler wurden auch zu Aufforstungsarbeiten in den Bergen, zu Heilkräutersammlungen, zum Brennholzsam-

⁵² Zur Persönlichkeit und zum beruflichen Lebensweg Wellers ausführlich ebd. S. 194–201.

⁵³ Ebd., S. 208f.

⁵⁴ Über die Probleme der Luftwaffenhelfer auch an anderen Braunschweiger Schulen ebd., S. 202ff.

⁵⁵ Ausführliche Berichte der betreuenden Lehrer: StA Wolfenbüttel 12 Neu 13, Nr. 19615. Danach VÖLKER, Geschichte, wie Anm. 1, S. 204–206. Die Angabe in der Festschrift von 1969, wie Anm. 7, wonach Dr. Behme als erster den Rückzug angetreten und seine Schüler im Stich gelassen habe, ist zu korrigieren: aus den Akten im StA Wolfenbüttel ergibt sich, dass Behme von der Einsatzleitung beauftragt wurde, mit den kranken Schülern voranzufahren. Am Nachmittag desselben Tages kehrten auch alle Harzburger Schüler zurück. Zum Einsatz s. Karl Traupe, Der Kriegseinsatz braunschweigischer Schüler 1944 in den Niederlanden, BsJb. Bd. 80, 1999, S. 179–193.

meln in den Wäldern, zu Hilfe in der Landwirtschaft herangezogen. Die Schule bestand also auch ohne Unterricht weiter.

Als erstes gab es wieder Religionsunterricht, ab 7. Juni katholischen, an denen Schüler der Oberschule teilnahmen, am 24. Juni 1945 wurde in der Lutherkirche der evangelische Religionsunterricht wieder aufgenommen. Neben Lehrern, die zum Ende des Krieges nach Bad Harzburg verschlagen worden waren, unterrichtete auch der 1945 zurückgekehrte Richard Vonderwall. Im Herbst wurden Reifevermerkskurse eingerichtet, da die Universitäten Reifevermerke nach 1942 nicht anerkannten. Der Bedarf erwies sich als außerordentlich groß; nachdem zunächst nur Kurse in Braunschweig, Goslar und Helmstedt stattfinden sollten, wurden sie schließlich auch in Bad Harzburg eingerichtet.

Was musste sich ändern, was änderte sich nach 1945? Ein vollständiger Neuaufbau war notwendig. Lehrer, die bisher im Geiste des Nationalsozialismus unterrichtet hatten, mussten ausscheiden. Dazu gab die Militärregierung Fragebögen aus, in denen über politischen und militärischen Werdegang, gehaltene Reden und veröffentlichte Schriften Rechenschaft abzulegen war. Die Entlassungen erfolgten ohne Begründung, die Entlassenen erhielten auch keinerlei Bezüge mehr.

Ohne Folgen verlief ein Versuch, den seitens der Schulbehörde Gronau unternahm: unter dem 19.06.1945 ersuchte er die Direktoren, bis zum 30. d. M. eine „Übersicht, den Fragebogen ersetzend“ einzureichen mit einer „Beurteilung Ihrerseits, ob der Betreffende als Aktivist angesehen werden muß“. Zweifellos waren die Direktoren aus eigener Erfahrung eher in der Lage, den aktiven Einsatz für die NSDAP zu beurteilen, als das aus den von der Militärregierung angeforderten Daten zu ersehen war. Aber der gewiss auf den ersten Blick handgreifliche Ausdruck „Aktivist“ blieb doch auch ziemlich verschwommen und ließ etwaige Verwurzelung im nationalsozialistischen Gedankengut, wie sie für jeden Unterricht im demokratischen Staat disqualifizieren musste, nicht zum Haupt Gesichtspunkt werden. Im übrigen blieben die Entscheidungen der Militärregierung maßgebend, den Fragebogen „ersetzen“ konnte Gronau nicht.

Oberstudienrat Hermann Weller stellte am 17.06.1945 seinem Direktor das folgende Zeugnis aus: „Als Sozialdemokrat und 1933 aus dem Amt Entlassener glaube ich das Recht zu haben, die folgenden Ausführungen zu machen. Ich bin im August 1943 als Aushilfslehrkraft an die Staatliche Oberschule für Jungen berufen worden und habe bis zur Besetzung unter dem Oberstudiendirektor Dr. Müller gearbeitet. Ich habe in diesen 1¾ Jahren Dr. Müller schätzen gelernt. Er ist ein sehr gewissenhafter und fleißiger Verwaltungsbeamter, ein tüchtiger Pädagoge und ein gütiger Mensch. Im Reden und Handeln war er nie ein fanatischer Anhänger der NSDAP. Da er im Grunde seines Wesens ein unpolitischer Mensch ist, nur der Wissenschaft und der Kunst zugetan, tat er als Direktor in politischer Hinsicht nicht mehr, als er unter dem tyrannischen Nazi-System, wenn er nicht seine Stelle verlieren wollte, tun mußte. Ich bin überzeugt, daß Dr. Müller an einer neuen höheren Schule die ihm anvertrauten Schüler im demokratischen und völkerversöhnenden Sinne erziehen wird.“⁵⁶

⁵⁶ StadtA Braunschweig, E. 410 Nr. 130.

Schon im Herbst 1945 zeichnete sich ab, dass Hermann Weller die Leitung der Oberschule für Jungen Bad Harzburg übernehmen würde. Gronau hatte ihn zwar zunächst darauf verwiesen, sich in Kiel um seine Rehabilitation zu bemühen; nachdem das aber geschehen und Weller zum Oberstudiendirektor einer Kieler Oberschule ernannt worden war, sah ihn Almstedt schon am 01.10.1945 als künftigen Schulleiter in Bad Harzburg vor. Am 07.12.1945 wurde Dr. Heinrich Müller entlassen, Hermann Weller mit der Leitung der Oberschule Bad Harzburg beauftragt.

Weller begann seine Amtstätigkeit mit einer Würdigung seines Vorgängers vor dem Kollegium. Er pflegte das gute Verhältnis zu ihm weiter, bat etwa am 22.12.1945 das Arbeitsamt um eine Stelle für Müller, die ihm, Weller, ermöglichte, dessen Rat in Verwaltungsgeschäften einzuholen. „Herr Dr. Müller hilft mir noch bei der schwierigen Einarbeitung in meine Verwaltungsgeschäfte. Ich war seit 1933 dem Amte fern und war vorher an einer städtischen Anstalt (Kiel) mit städtischem Schulamt, wo wir mit Schulgeld, Kassen, ... etc. nichts zu tun hatten. Hier an der staatlichen Anstalt liegen die Verhältnisse viel komplizierter.“

An eben diesem 22.12.1945 schrieb Weller, vermutlich zur Unterstützung von Müllers Einspruch gegen seine Entlassung: „Ich bin seit meiner Entlassung – Oktober 1933 – in Harzburg ansässig. In den 10 Jahren bis 1943, als ich als Aushilfslehrer an Herrn Dr. Müllers Anstalt berufen wurde,“ habe er Müllers Namen nie nennen hören. Er sei in der nationalsozialistischen Öffentlichkeit nicht hervorgetreten. „Daß er nicht wieder Leiter werden kann und auch nicht will, ist zu verstehen. Dagegen würde ich als überzeugter Sozialist und Demokrat und als Direktor einer höheren Schule nie zögern, Herrn Dr. Müller als Studienrat und Lehrer des Lateinischen und Griechischen anzustellen. Es wäre ein Verlust für die Nation, wenn ein Mann von solch profundem Wissen und solch pädagogischem Geschick nicht wieder verwendet würde. Daß er getreu dem neuen Diensteide seine Pflicht erfüllen würde, davon bin ich fest überzeugt.“

Auch der örtliche „Entnazifizierungsausschuß“, anfangs „Politischer Ausschuß“ genannt, in dem Weller und Dr. Pfeffer mitarbeiteten, bescheinigte Müller am 14.01.1946, dass er „alles andere als Nationalsozialist war. Seine ganze Arbeit galt immer nur seiner Schule. Der Ausschuß kann Wiedereinstellung wenn auch nur als Studienrat befürworten.“ Müller blieb zunächst in der Dienstwohnung. Seine Frau wurde von Weller als Schulsekretärin eingestellt⁵⁷.

Der Unterricht sollte am 11.12.1945 wieder beginnen, aber es standen eigentlich nur drei Lehrer dafür zur Verfügung, Weller, Dr. Pfeffer und Vonderwall. Gewehr war suspendiert und wurde zum Jahresende ganz entlassen, ebenso der zunächst zur Beschäftigung zugelassene Dr. Stracke.

Weller leitete die Schule aus Altersgründen nur wenige Monate. Seine Pensionierung erfolgte am 01.09.1946. Gleichzeitig trat auch Dr. Pfeffer, der schon im Mai die Altersgrenze erreicht hatte, in den Ruhestand. Beide waren im öffentlichen Leben Bad Harzburgs weiterhin tätig, Weller für die SPD, zeitweise als stellvertretender Bürgermeister, Pfeffer für die CDU. Weller bemühte sich um einen Nachfolger möglichst

⁵⁷ Margarete Müller erscheint auf Reifenstahls Gehaltslisten bis zum 30.09.1946.

aus den Reihen seiner Partei. Auf dem Dienstwege stellte er die Wiedereinsetzung Müllers oder die Beauftragung Dr. Brodführers, der dann aber wieder die Oberschule Bad Gandersheim übernahm, zur Erwägung.

Müllers Einspruch gegen seine Entlassung war im August 1946 erfolgreich gewesen. Bürgermeister Bode (1945 wieder eingesetzt) beglückwünschte ihn dazu und nahm an, dass er nun wieder die Leitung der Harzburger Oberschule übernehmen würde. Von vornherein hatte Müller aber hauptsächlich die weitere Betätigung in seinem Beruf angestrebt, als Direktor hatte er 16 Jahre lang eine sehr schwierige und am Ende wohl auch ermüdende Tätigkeit ausgeübt, auch mochte er es selbst nicht für aussichtsreich gehalten haben, als NSDAP-Mitglied von 1933 weiter Schulleiter zu bleiben. Ab Oktober 1946 unterrichtete er demgemäß bis zur Pensionierung 1952 am Wilhelm-Gymnasium Braunschweig, an dem er selber 1906 das Abitur abgelegt hatte.

Nach den Herbstferien wurde Dr. Otto Kramer der neue Direktor. Er hatte der Partei nicht angehört, auch keiner anderen Partei vor 1933⁵⁸. Mit Dr. Heinrich Müller war er von 1919 bis 1925 an der Großen Schule Wolfenbüttel zusammengewesen. Jetzt zog Müller mit Frau und Tochter in die zwei Zimmer mit Küchenbenutzung in Braunschweig, die Otto Kramer mit seiner Familie bewohnt hatte, nachdem er ausgebombt worden war.

Wie Kramer seine Aufgabe „nach dem langen, verheerenden Kriege und dem Zusammenbruch der unheilvollen national-sozialistischen Gewaltherrschaft“ verstand, brachte er in seinen verschiedenen Reden zum Ausdruck. Es galt, „die irregeleitete, geistig vernachlässigte Jugend zu echten und überzeugten Demokraten zu erziehen, sie zu selbständigem Denken, zu charakterlich lauterer Gesinnung hinzuleiten und ihr wieder solide Kenntnisse und eine gediegene geistige Bildung zu vermitteln.“

Die Entnazifizierungsmaßnahmen führten eigentlich nur dazu, dass Parteimitglieder unter den Lehrern zeitweise entlassen, später während jahrelanger Berufungsverfahren in Unsicherheit gehalten und nur hilfswise beschäftigt, in der Regel am Ende, spätestens 1951, wieder in ihre alten Rechte und ihre alten Unterrichts- und Erziehungsaufgaben eingesetzt wurden. Ein besonders exponierter Lehrer kehrte nicht wieder in den Schuldienst zurück. Das Kollegium erneuerte sich eher durch Flüchtlingslehrer aus Ostdeutschland als durch Lehrer mit grundsätzlich anderer politischer Einstellung. Woher hätte eine neue Lehrerschaft kommen sollen? Insgesamt macht die sogenannte „Entnazifizierung“ auch hier einen teils willkürlichen, teils hilflosen Eindruck. Für die später wieder eingestellten Lehrer bürgerte sich in aller Harmlosigkeit der Begriff „Renazifizierung“ ein, womit niemand behaupten wollte, der Nationalsozialismus werde nun wieder eingeführt, sondern nur: die im Zuge der Entnazifizierung ausgesprochenen Entlassungen würden wieder rückgängig gemacht.

Wohl aber brachte die Entnazifizierung auch in Harzburg ernüchterte und kritische Einschätzung der dunklen Vergangenheit, neue (demokratische) Ideale und Unterrichtsinhalte hervor. Natürlich verschwanden die NS-Inhalte. Auf der Konferenz am 26.06.1946 berichtete Reifenstahl über eine Tagung in Seesen, auf der unter Leitung

⁵⁸ Eine Würdigung Kramers aus Sicht seiner Wolfenbütteler Schüler zwischen 1919 und 1927 in den Mitteilungen der Altherrenschaft der Großen Schule Wolfenbüttel, 16, 1960.

Brodführers Fortbildungsmaßnahmen besprochen worden waren. Es wird sich um grundsätzliche Fragen gehandelt haben, aber im Protokoll steht nichts Inhaltliches. Es ist auch nicht zu erfassen, wie die schon vor 1945 der Schule angehörenden *Schüler* die NS-Lehren überwandten und sich in die neue Zeit fanden. Wissen wir doch noch nicht einmal, wie tief sie überhaupt davon erfasst waren. Je jünger sie waren, desto leichter konnten sie es jedenfalls wieder abschütteln. Die Unterlagen halten auch mehr die äußeren Nöte der Zeit fest, kaum die Auseinandersetzung mit dem Alten und die Aufnahme des Neuen. Es muss aber beides gegeben haben.

Der Unterricht litt zwangsläufig unter mancherlei Hemmnissen. Eine blühende Bürokratie behinderte die Schulleitung zusätzlich⁵⁹. Vor allem die häufigen Lehrerwechsel wirkten störend. Es kam vor, dass im Laufe eines Jahres vier bis fünf Lehrer in einem wissenschaftlichen Fach eine Klasse unterrichteten. Von den 15 Lehrern, die Ostern 1946 das Kollegium bildeten, meist Aushilfskräfte und „Flüchtlingslehrer“, waren ein Jahr später nur noch sieben da. Fest angestellt waren auch Ostern 1947 außer dem Direktor nur drei Studienräte.

Kälte und Kohlenmangel verursachten Unterbrechungen des Unterrichts und beeinträchtigten die Kontinuität und Intensität der Schularbeit. Man war ganz auf Holzfeuerung angewiesen. Das Holz beschafften die größeren Schüler im Sommer im Wald. Damit ließen sich aber nur die Öfen im Altbau heizen. Dabei stiegen die Schülerzahlen, hauptsächlich durch die vielen Flüchtlingskinder. Während der größten Kälte in den Monaten Januar und Februar wurde nur noch die auf die Reifeprüfung vorzubereitende Klasse 12 unterrichtet. Den anderen Schülern wurden nur Aufgaben gestellt. Die schwerwiegendsten Behinderungen sah Kramer aber in der durch Unterernährung geminderten Leistungsfähigkeit von Lehrern und Schülern. Das besserte sich seit Februar 1948 durch die Hoover-Schulspeisung, „für die wir den Spendern nicht dankbar genug sein können“ (Kramer).

Was die Unterrichtsinhalte betrifft, so gab es zwar eine braunschweigische Übergangsstudentenliste vom 10.04.1946, aber keine endgültigen Lehrpläne, zwar einen Erlass über erlaubte Lehrbücher⁶⁰, aber kaum die Lehrbücher und Schriftstellertexte selbst, auch fehlte es an Heften und Schreibmaterial. „Die Beschaffung von Papier für die Reifeprüfung macht große Schwierigkeiten. Der Dachboden soll deshalb einer Durchsicht nach altem Papier unterzogen werden.“⁶¹ Ein von der Militärregierung herausgegebenes, gewiss von Deutschen zusammengestelltes Lesebuch, von dem wir aber nicht wissen, ob es in Bad Harzburg verwendet wurde, sollte „den durch die HJ-Erziehung verloren gegangenen Sinn für Ehrfurcht vor der höheren Welt“ wieder wecken⁶².

Wie wohl im deutschen Schulwesen überhaupt, orientierte man sich an den Idealen der deutschen klassischen Literatur und vertraute auf ihren Humanitätsgedanken. Lessing rückte dabei an die erste Stelle, das Goethejahr führte dann zwangsläufig zu einer intensiven Beschäftigung mit Goethe. Das einzige neuere Werk nach Kellers

⁵⁹ Besonders drastische Beispiele in VÖLKER, Geschichte, wie Anm. 1, S. 230f.

⁶⁰ Über Schulbuchgenehmigungen ebd., S. 212.

⁶¹ Protokoll der Konferenz am 17.01.1947. Ein ziemlich zerfleddertes Wachstuchheft ohne Rücken enthält die Protokolle der Konferenzen vom 06.12.46 bis 01.11.1951.

„Fähnlein der sieben Aufrechten“ war eine Erzählung von Josef Ponten. Den *Rückzug* in die Klassik läßt auch die weihnachtliche Aufführung erkennen: Vonderwall ließ Goethes „Die Laune des Verliebten“ spielen. Allerdings muss man auch die Abhängigkeit von den nur spärlich verfügbaren Texten in Rechnung stellen. So wurden die „Iphigenie“ in den Klassen 7 und 8, „Aus dem Leben eines Taugenichts“ in den Klassen 6 und 7 gelesen, weil man dafür Exemplare hatte. Die gewünschten Ergebnisse lassen sich auch an den gestellten Aufsatzthemen ablesen, die sich entweder ganz sachlich auf das literarische Werk beziehen, manchmal mit der Forderung nach persönlichem Bekenntnis: „Lessings ‚Nathan‘, – eine Predigt auch für uns?“ Oder gar: „Lebt Mephisto auch in mir?“ An anderen Themen läßt sich der Übergang von konservativer Technik- und Zivilisationskritik zu der Sorge um die rücksichtslose Ausbeutung der Naturschätze und die ökologischen Folgen ablesen.

Mit dem Schuljahr 1948/49 normalisierten sich die Verhältnisse. Am 07.01.1948 beschäftigte sich die Konferenz mit der Kontrollratsanweisung „Demokratisierung der Erziehung in Deutschland“. Die rege Teilnahme an Fortbildungsveranstaltungen trug zur Qualitätssteigerung des Unterrichts bei. Zur Horizonterweiterung halfen Briefkontakte mit dem Ausland, die 1949 mit englischen Schülern anliefen, in den Folgejahren sich aber auf viele Teile der „freien Welt“ ausdehnten. Dazu passte das Aufsatzthema: „Die Wechselwirkung von wirtschaftlichem und kulturellem Austausch unter den Völkern“.

Im Goethejahr wurde die Silvesteransprache des früheren Kultusministers Grimme zur Erörterung gestellt. Ein anderes Aufsatzthema: „Verspreche ich mir von der Verbreitung Goethescher Humanitätsgedanken Segen für die Menschheit?“ Manche Aufsatzthemen setzen aufgeschlossenes Verfolgen der aktuellen Politik voraus: „Sind die Wahlen des 14. August als Start für eine Demokratie zu betrachten, und was erwarte ich von der kommenden westdeutschen Bundesregierung?“ Freilich waren ernsthaft die bei einem anderen Thema geforderten Vorschläge zur „Lösung der Flüchtlingsfrage“ kaum zu erwarten. Aber Gedanken darüber, ob man die zerstörten Städte nach alten Mustern oder in neuen Formen wieder aufbauen sollte, konnten sich auch Schüler machen. 1949 durfte auch wieder Geschichtsunterricht erteilt werden. Freilich ließ der Kultusminister das nur unter schweren Bedenken zu⁶³.

Die schulischen Feiern gliederten das Schuljahr nun unter anderen Aspekten. 1948 wurde in einer großen Feier, zu der man in die Aula der Mittelschule zog, der 100jährigen Wiederkehr der Revolution von 1848 gedacht. Natürlich gab es eine große Feier zum 200. Geburtstag Goethes. Am 28.02.1950 wurde an den 25. Todestag des ersten Reichspräsidenten Friedrich Ebert erinnert. Alljährlich wurde an die Opfer

⁶² „Er soll der Jugend das entfremdete religiöse Gut nahebringen und damit die eigentlichen und tiefen Werte des Deutschtums, die ihnen von undeutschen Elementen zertrampelt worden sind. Nicht Machtwille, nationale Selbstsucht, Vergottung des von aller sittlichen Bindung losgelösten und auf sich selbst gestellten Menschen“ sei Inhalt der ausgewählten Stücke, sondern „Verinnerlichung, Hinkehr zu menschheitlicher Bestimmung und ehrfürchtige Verbundenheit mit dem göttlichen Willen.“ Es enthielt Märchen, Weihnachts-, Fastnachts- und Osterspiele, Geschichten von Rosegger und Lagerlöf, Gedichte von Eichendorff und Storm, Rilke und Stefan George. StA Wolfenbüttel, 12 Neu 13, Nr. 20079. Gronau nahm davon 50 Stück ab (für das ganze Land Braunschweig?)

⁶³ Erlass des Kultusministers Voigt vom 16.04.1949.

des Nationalsozialismus erinnert,⁶⁴ dazu trat ein Gedenktag für die Kriegsgefangenen. Als „nationalen Feiertag“ beging man den Verfassungstag.

Ein wichtiger Beitrag zur Festigung einer neuen schulischen Identität wurde die 80-Jahr-Feier der Schule 1949⁶⁵. Nach 75 Jahren hatte man nicht feiern können. Jetzt galt es, aus Alleinheimischen und aus ihrer alten Heimat Vertriebenen eine neue Gemeinschaft zu schaffen. Kramer würdigte in seiner Rede Koldewey und Müller, ging über die „für Deutschland, für unser Volk und nicht zuletzt für unsere Jugend verhängnisvolle Zeit des nationalsozialistischen Regimes, das auch den Geist der Schulen in ihren Bann zog“, die allen noch in unmittelbarer Erinnerung war, kurz hinweg und formulierte die neuen Erziehungsaufgaben.

Eine Frucht der Neuorientierung der pädagogischen Arbeit war der neue Stil, der seit 1949/50 an den vielen Aktivitäten von Schülergruppen in Musik, Theaterspiel und Sport, auch im öffentlichen Leben der Stadt spürbar wird. Der Aufbau lässt sich an den verschiedenen Leistungen der Schule nachvollziehen, etwa den Ergebnissen des Musikunterrichts des aus Schlesien vertriebenen Kantors Herbert Spittler, seit 1950 von Werner Zirbeck, den vielseitigen und einfallsreichen Aktivitäten, die der nach über 10 Jahren Abwesenheit durch Krieg und Gefangenschaft ab 1950 wieder unterrichtende Kunsterzieher Fritz Creutzfeldt anregte und betreute, von Foto-AGs, dem Eisenbahn-Modellbau, dem Theaterspiel. Vor 1945 war das Turnen theoretisch hoch bewertet worden, aber trotz der noch immer fehlenden Turnhalle gestaltete erst Franz Klemm⁶⁶ ab 1948 die Sportfeste zu großen Aufzügen und einfallsreichen Wettbewerben und führte die Schüler zu sportlichen Erfolgen in Vergleichskämpfen mit den Schulen des Bezirks. Kenntnis der wirtschaftlichen und kulturellen Umwelt wurde den Schülern in Besichtigungen der vielen Arbeitsstätten, Fabriken und Betrieben der Umgebung vermittelt.

Zum demokratische Charakter der Schule trugen die seit 1948 einzurichtenden Elternvertretungen bei, die für die Entwicklung der Schule auch materiell förderlich waren. Während Kramer bis zum Ende seiner Dienstzeit mit den wechselnden Schülervertretungen nicht zufrieden war, bis sich Creutzfeldt als Vertrauenslehrer ihrer annahm, wirkten die Eltern in Klassen- und Gesamtelternkonferenzen mit Hilfen für besonders bedürftige Kinder mit, gab die Elternkonferenz ab 1949/50 wichtige und wirksame Anstöße für den Bau einer Turnhalle, der sich dann bis 1957 noch hinzog. Doch schon 1950 wurde der südliche Schulboden zu zwei Klassenräumen ausgebaut.

Am 31.03.1953 trat Kramer in den Ruhestand. Ein unübersehbares Zeichen für die musische Leistungsfähigkeit der Schule waren am Ende seiner Dienstzeit die acht erfolgreichen Aufführungen der Schulooper „Des Kaisers neue Kleider“. Musiklehrer Werner Zirbeck hatte auch die Ouvertüre komponiert, die Bühne wurde unter Anleitung des Kunsterziehers Fritz Creutzfeldt gestaltet, theatermäßig betreute der sprach-

⁶⁴ Meist durch die Klassenlehrer. Kramer erinnerte in seinem Bericht wie vor ihm Müller aus anderen Anlässen, dass die Schule noch immer nicht über einen geeigneten Versammlungsraum verfügte.

⁶⁵ Ausführlich in VÖLKER, Geschichte, wie Anm. 1, S. 244ff.

⁶⁶ Ausführliche Schilderung ebd., S. 251f. Klemm führte beim Schwimmfest selbst (im Trainingsanzug!) einen Sprung vom 10-Meter-Brett vor.

lich so sensible Deutschlehrer Richard Vonderwall die Aufführung. Vor allem aber kam die Begeisterungs- und Leistungsfähigkeit der Schüler dabei zum Ausdruck.

Die Oberschule Bad Harzburg war eine leistungsfähige Bildungsstätte geworden und hatte bis zu den nächsten Herausforderungen ihre Form gefunden.

Zur Datierung eines Streits zwischen dem Kloster Riddagshausen und den Bauern von Klein Schöppenstedt

von

Horst Eckert

In einer kleinen Gruppe von Urkunden aus dem Riddagshäuser Bestand des Staatsarchivs Wolfenbüttel ist ein Streit über die gemeinsame Nutzung eines Wäldchens mit dem Namen „Stuthe“ zwischen dem Kloster und den Bauern des nahe gelegenen Dorfes Klein Schöppenstedt dokumentiert¹. Streitigkeiten dieser Art waren im Mittelalter häufig; die rechtliche Konstruktion des „Gemeinbesitzes“ hat leicht zu Auseinandersetzungen geführt, und meist sind sie auch nur von lokalem Interesse. Anders hier: Der Streit hielt über Jahre an und eskalierte in einer Weise, dass sich schließlich nicht nur die hohe Geistlichkeit rechts der Oker mit diesem Fall beschäftigen musste, sondern sogar die höchsten weltlichen Machsträger der Region in die Konfliktlösung einbezogen wurden. Überdies erlauben es die in den jeweiligen Schriftsätzen erwähnten Urteilsgründe und die Hinweise auf Nebenumstände, wirtschaftliche, soziale und natürlich religiöse Lebensbedingungen der Zeit herauszuarbeiten. Insofern sind der Streit und die Urkunden, die ihn dokumentieren, gewiss von allgemeinem Interesse, und die Überlieferungslage ist in diesem Fall sicherlich besser als bei anderen Gegenständen, auch wenn man bisweilen gern weitere Einzelheiten wüsste.

Eine Rekonstruktion des Falles scheint also relativ leicht möglich, wird aber erschwert dadurch, dass die Urkunden entweder gar nicht oder nur unvollständig datiert sind. Das hatte zur Folge, dass unterschiedliche und teilweise auch weit auseinander liegende Datierungsansätze vorgeschlagen wurden und daher auch bisweilen die Zuordnung der einzelnen Urkunden zueinander verfehlt und somit der Ablauf des Streits in seinen unterschiedlichen Phasen nicht oder nur unzureichend erkannt wurde. Doch scheint es bei Beachtung der in ihnen erwähnten Details und bei Berücksichtigung aller für diesen Fall relevanten Urkunden möglich, die zeitlichen Abläufe und damit den Ablauf des Streitfalles zu klären.

Der Ablauf des Streits im Spiegel der Urkunden

Es ist ein Glücksfall bei dieser Überlieferung, dass die umfänglichste und auch wichtigste Urkunde innerhalb des Überlieferungszusammenhangs nicht nur genau die

¹ Eine detaillierte Darstellung des Konflikts ist abgedruckt in: Heimatbuch für den Landkreis Wolfenbüttel, 51. Jahrgang, Wolfenbüttel 2005, S. 38–47; danach die ihn dokumentierenden Urkunden in deutscher Übersetzung S. 48–54.

Sicht des Falles zum damaligen Zeitpunkt referiert, sondern auch einige Anmerkungen über seine Vorgeschichte macht. Ausgestellt ist sie im Auftrag der bedeutendsten welfischen Ministerialen der damaligen Epoche mit dem kaiserlichen Truchsess Gunzelin von Wolfenbüttel an ihrer Spitze. Sie sahen sich zum Eingreifen veranlasst, als der Streit anscheinend in eine ausweglose Lage gekommen war.

Begonnen hatte er nach ihrer Darlegung mit Übergriffen der Bauern auf die Mönche, die zuvor in das Wäldchen eingerückt waren und dabei waren, Holz für die Bedürfnisse des Klosters einzuschlagen. Es setzte harte Worte, der Streit schaukelte sich auf, und schließlich griffen die Bauern derb zu und nahmen nicht nur das Holz, sondern spannten den Mönchen auch Pferde aus und nahmen sie wohl als „Pfand“ mit sich. Natürlich reichte der Abt daraufhin bei der übergeordneten Instanz, Bischof Friedrich von Halberstadt, Klage ein, und alsbald wurde eine Schiedskommission eingesetzt, die ein Urteil herbeiführen sollte. Geleitet wurde sie von Abt Johannes von Mariental, dem die Pröpste Otto von Schöningen und Ludolf von Hamersleben zur Seite standen, einige Beisitzer kamen hinzu.

Unter den Laien ist an erster Stelle der Vogt Balduin von Dahlum erwähnt, ein Mitglied jener vornehmen Ministerialenfamilie, die 1145 die Gründung des Klosters vollzogen hatte. Im Juni wurde ein Urteil gefällt, und die dazu überlieferte Urkunde² steht somit an der ersten Stelle in der Geschichte dieser Auseinandersetzung. Danach mussten die Bauern und auch die Ritter von Rautheim, die sie offenbar irgendwie unterstützt und ermutigt hatten, klein beigeben, die geraubten Pferde und was sie sonst erbeutet hatten, zurückerstatten und überdies feierlich zusagen, den Grundsatz des Gemeinbesitzes an dem Wäldchen und die mit ihm verbundenen Rechte des Klosters in Zukunft zu respektieren, d.h. der status quo ante wurde wiederhergestellt.

Tatsächlich hielt der Frieden nicht lange an. Wie in der Urkunde der Ministerialen knapp ausgeführt, zogen die Mönche bald darauf, d.h. wohl im nachfolgenden Winter, wieder zum Holzeinschlag in das Wäldchen, doch dieses Mal wurden sie nicht nur behindert, beschimpft und beleidigt, sondern auch von den aufgebracht und wohl auch aufgewiegelt Bauern tätlich angegriffen und regelrecht aus dem Wäldchen hinausgeprügelt.

Man könnte mit einer modernen Unterscheidung sagen: Der Konflikt begann mit Gewalt gegen Sachen und eskalierte nun in der Gewalt gegen Personen. Wieder musste der Abt des Klosters Klage erheben, und dieses Mal kam sie zur Verhandlung bis vor den Erzbischof von Magdeburg. Der Urteilsspruch Albrechts von Magdeburg ist in einem Kopialbuch des 14. Jahrhunderts überliefert; diese Urkunde³ ist also an die zweite Stelle im Ablauf des Streits zu rücken. Der Erzbischof fällte danach sein Urteil rasch und in aller Härte, ohne weitere Anhörung der Streitparteien, allein auf der Grundlage der schon vorher von der Schiedskommission aufgesetzten Schriftstücke.

² Staatsarchiv Wolfenbüttel (StA Wf) 24 Urk 33 („Modus transactionis...“), bisher ungedruckt.

³ Landeshauptstadt Magdeburg, Rep. Cop, Nr. 803a, fol. 37 rv; Kopie im StA WF: VII B Hs 359 b, bisher ungedruckt, als Regest veröffentlicht in: Regesta archiepiscopatus Magdeburgensis, hrsg. von G. A. v. MÜLVERSTEDT, Zweiter Theil, Magdeburg 1881, Nr. 479, S. 216.

Es erging bereits im März des Jahres und lautete auf Exkommunikation aller Beteiligten; deren Verkündung wurde den beiden Pfarrpriestern von Klein Schöppenstedt und Rautheim aufgetragen.

Wie entschieden der Kirchenfürst, damals päpstlicher Legat für ganz Deutschland, dabei vorging, zeigt deutlich der Einbezug des Pfarrpriesters von Wendhausen in den Kirchenbann, weil der sich noch während des bereits laufenden Verfahrens mit den Ministerialen von Esbeck, die in der Dorfgemarkung über erheblichen Grundbesitz verfügten und so auch in den Fall verwickelt waren, beraten hatte. Die Härte des Urteils wird auch an den Bedingungen sichtbar, unter denen eine Lösung vom Bannspruch zugesagt wurde: Die Bauern und alle mit ihnen Gebannten müssen sich nach vollzogener und verbrieftener Reue und Buße in Magdeburg einstellen oder können auch nach Rom ziehen, um vom Papst selbst die Lossprechung zu erlangen. Welch ein Gedanke! Die an Hof und Scholle gebundenen Bauern mussten wohl den Eindruck gehabt haben, sich so bald nicht mehr aus dem Kirchenbann lösen zu können.

In diesem Stadium des Verfahrens wurden nun die Ministerialen unter Gunzelin von Wolfenbüttel tätig und zogen den Fall an sich; die von ihnen veranlasste Urkunde⁴ ist, wie schon erwähnt, von besonderer Bedeutung in dieser Konfliktgeschichte und nimmt also den dritten Platz in ihrem Ablauf ein. Richterlich gingen die Ministerialen so an den Streitfall heran, dass sie zunächst über die Ministerialen von Esbeck, die noch der Erzbischof für Mittäter gehalten hatte und die auch sie noch zumindest als Anstifter ansehen, ein besonderes Urteil fällten. Sie bürgten für deren künftiges Wohlverhalten und verpflichteten sie nur dazu, einen „Reinigungsschwur“ zu leisten, mit dem sie sich als weitgehend Unbeteiligte an der Auseinandersetzung im Wäldchen Stuthe darstellen und sich so relativ einfach aus der Fessel des Kirchenbanns lösen konnten.

Dieses nach der Vorgeschichte erstaunliche Urteil erklärt sich auf einfache Weise, wenn man weiß, welche familiären Beziehungen zwischen den vornehmen und mächtigen Ministerialenfamilien damals bestanden: Die von Esbeck waren nämlich ein Zweig derer von Volkmarode und durch diese wohl auch mit der Sippe derer von Dahlum-Wenden verwandt; also bauten die Schiedsrichter ihren Standesgenossen eine Brücke, über die sie recht leicht aus dem Bann mit allen seinen Folgen herauskommen konnten.

Doch auch das Urteil über die Bauern wurde entscheidend abgemildert – man wüsste gern, wie dazu die Zustimmung des Erzbischofs erlangt werden konnte in einer Zeit, in der dieser dem damals selbst gebannten Welfenkaiser Otto IV. und damit wohl auch seinen wichtigsten Dienern, eben den hier richterlich tätigen Ministerialen, distanziert oder sogar feindlich gegenüberstand! Zwar mussten sie deutlich Buße tun, aber der Weg nach Magdeburg oder gar nach Rom blieb ihnen erspart. Nun wurden sie verpflichtet, nach Riddagshausen zu pilgern, angetan bloß mit einem schlichten, härenen Gewand, mit nackten Füßen und mit Zweigen in den Händen. Erst nach

⁴ StA WF 24 Urk 32, gedruckt in: Asseburger UB, hrsg. von J. GRAF v. BOCHOLTZ-ASSEBURG, T. 1, Hannover 1876, Nr. 146, S. 103f.

dem Vollzug der Bußübungen durfte sie der Abt des Ägidienklosters in Braunschweig von der Fessel des Kirchenbanns lösen.

Wie man leicht erkennen kann, wurden sie damit einem Bußritual unterworfen, das eine lange Geschichte hat. Ihm hat sich schon im Jahre 1077 z.B. auf exemplarische Weise der damals gebannte Salier Heinrich IV. vor der Burg Canossa fügen müssen; ebenso kann als exemplarisches, aber spätes Beispiel die Bußübung angeführt werden, die sich der ebenfalls gebannte, todkranke Kaiser Otto IV. 1218 selbst auferlegte und die auch Geißelungen mit Weidenruten einschloss. All das blieb also den Bauern nicht erspart, erst danach wurden sie vom Bann losgesprochen und wieder in ihre Kirchengemeinde und auch als vollwertige Mitglieder in die dörfliche Gemeinschaft aufgenommen.

Damit war endlich der Rechtsfrieden wieder hergestellt; doch in der Sache war, genau besehen, immer noch kein Fortschritt erzielt worden. Wiederum war lediglich der ursprüngliche Zustand erneut in Kraft gesetzt, obgleich das Ungenügen daran sicherlich latent fortbestand. Erst unter Abt Arnold, Vorsteher des Klosters Riddagshausen seit 1224, wurde das Besitzverhältnis grundlegend neu geregelt; seine Urkunde⁵ gehört also an die vierte Position in der Konfliktgeschichte. Er führte mit den Bauern (d.h. mit ihrer Herrschaft) eine Besitzverteilung dergestalt herbei, dass ein Drittel am Nutzungsgut des Wäldchens an das Kloster fiel und zwei Drittel künftig den Bauern gehören sollten. Das scheint auf den ersten Blick eine klare Regelung und geeignet, jedem zukünftigen Streit vorzubeugen. Merkwürdig ist sie dennoch: Nach dem lange andauernden Streit hätte man erwartet, dass der Besitz mindestens hälftig aufgeteilt würde. Ist nicht zu vermuten, dass die Bescheidenheit des Klostervorstehers ihren tieferen Grund darin hatte, dass es um die Rechte des Klosters von Anfang an ziemlich schlecht bestellt war und die Ansprüche vielleicht nur auf mündlichen, inzwischen verblassten und fast vergessenen Zusagen beruhten? Jedenfalls hat das Kloster einen schriftlich belegten Besitzanspruch die ganze Zeit über nicht vorweisen können!

Bald darauf kam eine Entwicklung in Gang, die schließlich dazu führte, dass die gesamten Besitzungen des Dorfes in das Eigentum des Klosters übergingen. Ziemlich früh gaben die aus der Konfliktgeschichte bekannten Herren von Esbeck ihre Liegenschaften in Klein Schöppenstedt zugunsten des Klosters auf und wurden dafür mit entsprechendem Besitz in Alversdorf entschädigt; ebenso veräußerten sie ihre Rechte an der Kirche des Ortes. Das alles geschah mit Zustimmung ihrer Lehnsherren, der Herren von Plesse, auf die auch der neue Besitz in Alversdorf übertragen und umgehend von ihnen an die von Esbeck nach Lehnrecht ausgetan wurde.

Die Urkunde derer von Plesse⁶ ist das erste Dokument in diesem Zusammenhang, das eine vollständige und regelgerechte Datierung aufweist; es ist aufgesetzt am 21. Januar 1231. Demnach ist auch anzunehmen, dass die gleichbedeutende und auch im

⁵ StA WF: 24 Urk 54, bisher lediglich als Regest gedruckt in UB der Stadt Braunschweig, Bd 2 hrsg. von L. HÄNSELMANN, Braunschweig 1900, Nr. 64, S. 25f.

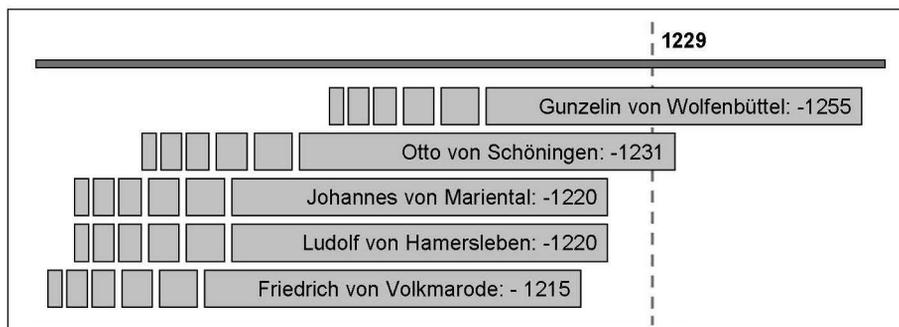
⁶ StA WF: 24 Urk 57, abgedruckt in: UB zur Geschichte der Herrschaft Plesse (bis 1300). Veröff. der hist. Komm. für Nds. und Bremen 37: Quellen und Untersuchungen zur Gesch. Nds. im Mittelalter, Bd. 26, bearb. u. hrsg. von J. DOLLE, Hannover 1998, Nr. 90, S. 132f.

Wortlaut an vielen Stellen mit ihr übereinstimmende Urkunde ihres Lehnsmannes Friedrich von Esbeck⁷ in dieselbe Zeit gehört. Beide Urkunden stehen damit fast am Ende der Konfliktgeschichte; was noch urkundlich folgte, soll hier außer Betracht bleiben. Die Bauern jedenfalls mussten nach der Inbesitznahme der Ländereien durch das Kloster weichen, denn die Mönche errichteten eine Grangie und bearbeiteten Felder und Fluren in eigener Regie und mit eigenem Personal. Über das weitere Schicksal der Bauern ist nichts bekannt.

Zur Datierung der Urkunden

Ein erster Datierungsansatz geht auf den Grafen von Bocholtz-Asseburg zurück, der die Haupturkunde, also die des Ministerialengremiums, beim Druck in seinem „Asseburger Urkundenbuch“ von 1876⁸ in die Zeit „um 1229“ setzt. Eine Begründung für diesen Ansatz gab der Herausgeber nicht, und er blieb damit die Einhaltung wissenschaftlicher Vorgehensweisen schuldig. Zwar ist ihm neuerdings, was seine Datierungsvorschläge angeht, ein insgesamt hohes Maß an Treffsicherheit attestiert worden⁹, doch in diesem Fall hat er, wie sich bald herausstellte, das zutreffende Jahr deutlich verfehlt.

Zweifel an dieser Datierung sind wohl im Archiv in Wolfenbüttel erwachsen; ihnen ist der damalige Archivar Dr. Zimmermann nachgegangen, und zwar mit einer Untersuchung über den sonstigen Nachweis der in dieser Urkunde genannten Personen, was auch Folgerungen über ihre Lebenszeiten zulässt. Die Recherche führte zu wichtigen und, wie wir heute wissen, zielführenden Ergebnissen, wie die kleine Grafik verdeutlicht:



Hiermit war klargestellt, dass die Urkunde zu spät angesetzt ist und mutmaßlich in die Zeit von 1212 bis 1215 gehört. Das hat auch der Herausgeber des Asseburger Ur-

⁷ StA WF: 24 Urk 56; Druck wie Anm. 6, Nr. 89, S. 131 f.

⁸ Band 1, Nr.146, S. 103f., vgl. oben Anm. 4.

⁹ Von Wolfgang PETKE, Reichstruchseß Gunzelin (+ 1255) und die Ministerialen von Wolfenbüttel-Asseburg, in: Auf dem Weg zur herzoglichen Residenz. Wolfenbüttel im Mittelalter, hrsg. von U. SCHWARZ. Quellen und Forschungen zur Brsg. Landesgesch., Bd. 40, Braunschweig 2003, S. 47–106, hier S. 92.

kundenbuches sogleich anerkannt und die Ergebnisse von Zimmermann bereits im zweiten Band des Quellenwerks von 1887 öffentlich gemacht¹⁰. Leider hatten diese Notizen ein unglückliches Schicksal: Sie wurden ganz am Ende des Bandes unter anderen Korrekturanmerkungen platziert, und da der Band kein detailliertes Inhaltsverzeichnis aufweist und lediglich im Titel den generellen Inhalt benennt: die Urkunden von 1300 bis 1400, war unausweichlich, dass sie von der Forschung weitgehend unbeachtet geblieben sind¹¹.

Ein zweiter Datierungsansatz geht auf den Braunschweiger Archivar und verdienten Regionalhistoriker Ludwig Hänselmann zurück. Hänselmann hat im zweiten Band seines „Braunschweiger Urkundenbuches“ von 1900 die völlig undatierte Urkunde Abt Arnolds als Regest und mit Teilzitat veröffentlicht und sie in das Jahr 1225 gesetzt¹². Diese Entscheidung resultiert aus zwei Voraussetzungen: Hänselmann bringt die Urkunde des Abts in einen unmittelbaren Zusammenhang mit der ersten Urkunde, dem „Modus transactionis“, die immerhin eine Tages- und Monatsdatierung aufweist: Freitag, der 13. Juni. Dieser Teildatierung ordnet er das Jahr 1225 zu, leider auch er ohne Hinweise darüber, wie er auf diese Jahresangabe gekommen ist.

Die Schwächen dieses Versuchs bestehen in zwei entscheidenden Punkten: Einmal ist der unmittelbare Zusammenhang der beiden genannten Urkunden mit guten Gründen zu bestreiten, zum anderen hätte Hänselmann kundtun müssen, dass die genannte Tages- und Monatsdatierung auch bei anderen Jahren zutrifft; z.B. ist der 13. Juni ein Freitag auch im Jahre 1214! Vielleicht hat er diese Möglichkeit, die sich u.U. aus der Benutzung der Grotefendschen Tabellen ergibt, darum stillschweigend unberücksichtigt gelassen, weil er wusste, dass Arnold erst seit 1224 Abt des Klosters war. Neuerdings sind in einem wegweisenden Aufsatz sämtliche Jahre in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts aufgeführt worden, auf die die Teildatierung zutreffen könnte¹³, und die Liste ist erstaunlich lang: 1203, 1208, 1214, 1225, 1231, 1236, 1242. Hänselmanns Datierung auf 1225 ist also nur theoretisch möglich, andere in Frage kommende Jahre sind einfach unberücksichtigt geblieben.

Alle weiteren Datierungsversuche stehen offenbar stark unter dem Eindruck dieser ersten Einordnungen in die zwanziger Jahre des 13. Jahrhunderts¹⁴. Erst in der

¹⁰ Auf S. 398.

¹¹ Verf. will gern eingestehen, dass er sie ohne den handschriftlichen Hinweis in der Ausgabe des Asseburger UB des StA WF ebenfalls nicht entdeckt hätte.

¹² Nr. 64, S. 25f..

¹³ Durch Wolfgang PETKE, Gunzelin von Wolfenbüttel (wie Anm. 9), S. 68, Anm. 115.

¹⁴ Das gilt z.B. für Wilhelm BORNSTEDT, Kurzchronik von Klein Schöppenstedt, in: Heimatbote des Landkreises Braunschweig 1974, S. 77–85, für die Arbeit von Gottfried ZIMMERMANN, Chronicon Riddagshusense. Heinrich Meiboms Chronik des Klosters Riddagshausen 1145–1620, eingeleitet, übersetzt und erläutert. Bsger Werkstücke, Reihe A Bd. 19, der ganzen Reihe Bd. 61, Braunschweig 1983, für den Aufsatz Christiane RAABE, Die Äbte von Mariental im 12. und in der ersten Hälfte des 13. Jhdts, in: Bslb. für Landesgesch., Bd. 78, S. 35–63, auch für Hermann KLEINAU, Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig. Veröff. der hist. Komm. für Nds., Teil 1–3, Hildesheim 1967 und 1968.

neueren Literatur findet man Datierungsansätze, die die vorgestellten Urkunden in den richtigen Zeitraum einordnen. Doch selbst da wird in allen Fällen nicht gänzlich überzeugend und nachvollziehbar nachgewiesen, warum das so sein muss¹⁵.

Der Grund dafür liegt in der Tatsache, dass allen Datierungsansätzen ein sicherer Fixpunkt fehlt, dem sich die undatierten oder nur zum Teil datierten anderen Urkunden zweifelsfrei zuordnen lassen. Dieser Fixpunkt ist aber gegeben in der Urkunde des Erzbischofs von Magdeburg. Dieses in einem Kopialbuch des 14. Jahrhunderts überlieferte Dokument ist bisher, soweit zu sehen ist, in diesem Zusammenhang noch niemals berücksichtigt worden. Zwar fehlt auch bei dieser Urkunde die Angabe des Jahres; sie wird aber ersetzt durch die Angabe des Pontifikatsjahres: „pontificatus nostri anno nono“. Dieses Jahr lässt sich aber verhältnismäßig leicht ermitteln. Bereits ein kurzer Blick in biographische Lexika¹⁶ ergibt, dass Albrecht von Käfernburg Weihnachten 1206 vom Papst in Rom zum Bischof geweiht wurde. Sein erstes Pontifikatsjahr ist also das Jahr 1207, und das neunte Jahr fällt demnach unbezweifelbar in das Jahr 1215! Auch das ist allerdings kein neues Ergebnis; bereits Mülverstedt hatte in seiner Veröffentlichung der Urkunden und Regesten der Erzbischöfe von Magdeburg von 1881¹⁷ so datiert!

Mit dieser Datierung ist sichergestellt, dass das Urteil der ersten Schiedskommission, die unter dem Vorsitz des Abts Johannes von Mariental tätig geworden ist, in das Jahr 1214 gehört. Eine Festlegung auf 1208, die theoretisch möglich wäre, kann nicht vorgenommen werden, da einer der damals Beteiligten, Propst Otto von Schöningen, erst seit 1212 in anderen Urkunden nachgewiesen ist, wie die Zimmermannsche Untersuchung ergeben hat. Für Klein Schöppenstedt ist demnach 1214 das Jahr, in dem das Bauerndorf erstmals in den mittelalterlichen Urkunden erwähnt wird. Alle anders lautenden Datierungen sind hinfällig, und auch das Standardwerk von Kleinau: Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig, Abschnitt 1869 über Klein Schöppenstedt, ist insoweit zu korrigieren.

Nach dem Gewinn des Fixpunktes lässt sich nun auch die ohne jede Datierungsmerkmale überlieferte Urkunde des Ministerialengremiums zeitlich eingrenzen. Gunzelin und die mit ihm zusammenwirkenden Ministerialen nennen im Text das vorausgegangene Urteil Erzbischof Albrechts von Magdeburg und weisen danach auf ihre eigenen Bemühungen zur friedlichen Lösung des Streitfalles hin: *Exinde cives suam dolentes excommunicationem abbas quoque et sui pacem et concordiam diligentes pars utraque se nostro submisit consilio* – „Daraufhin haben sich beide Partei-

¹⁵ Gemeint sind die Arbeiten von Claus-Peter HASSE, Die welfischen Hofämter und die welfische Ministerialität in Sachsen. Studien zur Sozialgesch. des 12. und 13. Jhdts (Historische Studien 443), Husum 1995, SCHNEIDMÜLLER (wie Anm. 19); Annette v. BOETTICHER, Gütererwerb und Wirtschaftsführung des Zisterzienserklosters Riddagshausen bei Braunschweig im Mittelalter. (Beihefte zum BsJb. 6), Braunschweig 1990; und auch PETKE (wie Anm. 9).

¹⁶ Allgemeine Deutsche Biographie I, Berlin 1967 (Neudruck der 1. Auflage von 1875), S. 184f.; Neue Deutsche Biographie 1, Berlin 1953, S. 165f.

¹⁷ Zweiter Theil, Nr. 479, S. 216. Doch noch in der sonst gründlichen und materialreichen Arbeit von Annette v. BOETTICHER, Gütererwerb und Wirtschaftsführung (wie Anm. 15) wird diese Urkunde in das Jahr 1225 gesetzt, mit Fragezeichen, obgleich das Urkundenwerk von MÜLVERSTEDT im Literaturverzeichnis genannt ist! Damit ist natürlich auch die Chance vergeben, die anderen zugehörigen Urkunden zutreffend zu datieren.

en, sowohl die Bürger, leidend an ihrer Exkommunikation, als auch der Abt und die Seinen, die Frieden und Eintracht anstrebten, unserem Ratschluss unterworfen“.

Es ist zu erwägen, wie lange es die Bauern und auch die, die sie bei ihrem Vorgehen unterstützt hatten, ertragen konnten, unter den Bedingungen des über sie verhängten Kirchenbannes zu leben; denn das Urteil des Erzbischofs ergeht bereits am 29. März! Berücksichtigt werden muss zusätzlich ein Ergebnis, dass seinerzeit der Archivar Dr. Zimmermann ermittelt hat, wonach einer der Beteiligten, der Marschall Friedrich von Volkmarode, nur bis 1215 in Urkunden sonst nachweisbar ist.

Eine neuere Untersuchung¹⁸ hat dieses Ergebnis erhärtet; der Verfasser folgert daraus, dass Friedrich damals oder bald darauf gestorben ist. Unter diesen Bedingungen wäre es nahe liegend, die Urkunde der Ministerialen noch in das Spätjahr 1215 (oder bald darauf) einzuordnen¹⁹. In einem kürzlich erschienenen Aufsatz wird sie der Zeit um 1219 zugeordnet, da sie von gleicher Hand geschrieben ist wie Urkunden, die in dieses Jahr gehören²⁰.

Ohne jegliche Datierungsmerkmale ist auch die Urkunde Abt Arnolds²¹ überliefert, und auch die Berücksichtigung der in dieser Urkunde genannten geistlichen und weltlichen Zeugen hat bisher hier nicht weiterhelfen können. Die demütige Eingangsformel der Urkunde scheint aber darauf hinzudeuten, dass sie wohl in die Anfangszeit seiner Tätigkeit, also in die Jahre 1224 oder 1225, eingeordnet werden kann.

Die Urkunde Friedrichs von Esbeck schließlich, mit der er die der Familie gehörenden Hufen und ihre sonstigen Besitzungen und Gerechtsame in Klein Schöppenstedt aufgegeben hat, steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Verfügung seiner Lehnsherren von Plesse²², bis in den Wortlaut hinein, und deren Urkunde ist vollständig und regelgerecht datiert: Burg Plesse, 1231 Januar 21. Es ist demnach naheliegend, auch die Urkunde Friedrichs auf diesen Zeitpunkt zu datieren.

¹⁸ HASSE, Die welfischen Hofämter (wie Anm. 15), S. 172.

¹⁹ HASSE schlägt a.a.O., S. 175 und Anm. 1645 eine Datierung auf 1214 vor und irrt damit zweifach: Er gibt fälschlicherweise an, die erste Urkunde (24 Urk 33) sei datiert, unter Berufung auf Bernd SCHNEIDMÜLLER, Welfische Kollegiatstifte und Stadtentscheidung im hochmittelalterlichen Braunschweig, in: Rat und Verfassung im mittelalterlichen Braunschweig. Festschrift zum 600jährigen Bestehen der Ratsverfassung 1386–1986. Bsg. Werkstücke Reihe A, Bd. 21, der ganzen Reihe Bd. 64, Braunschweig 1986, S. 253–315, doch eine Jahresangabe liegt nicht vor; das Jahr muss erschlossen werden. Da er die Urkunde Erzbischof Albrechts nicht berücksichtigt, ordnet er die der Ministerialen zu früh ein. Vgl. die entsprechenden Anmerkungen von PETKE (wie Anm. 9), S. 68, Anm.: 115. Petke formuliert vorsichtig: „Gleichwohl dürfte die Notiz ins Jahr 1214 gehören“.

²⁰ Durch PETKE (wie Anm. 9), S. 68, Anm. 115; mir scheint, dass sie damit etwas zu spät eingeordnet würde – die Gründe dafür sind oben genannt. Unverständlich ist mir seine zu 24 Urk 32 beigefügte Anmerkung: „anhängendes Siegel verloren“. Die jetzt anhängende stark restaurierte (ohne Zeitangabe) Besiegelung kann allerdings nachträglich wieder angehängt worden sein.

²¹ StA Wf 24 Urk 54.

²² StA Wf 24 Urk 56 und 57.

Warum reiste Michael Praetorius im Jahre 1612 mit der Wolfenbütteler Hofkapelle nach Prag?

von

Siegfried Vogelsänger

Im unveröffentlichten Teil seiner Dissertation „Michael Praetorius (Creuzbergensis) Sein Leben und seine Werke“¹ macht Wilibald Gurlitt auf Seite 238 in einer Fußnote auf einen Eintrag in den Wolfenbütteler Kammerrechnungen aus dem Jahre 1612 aufmerksam. Dort heißt es unter den *Ausgaben auf Zehrung: Dem Capellmeister Michaeln Praetorio und sembtlichen Musicanten sambt Kutschen und Fuhrleuten gen Praga 471 Thlr. 12 gr²*. Die Frage nach dem Anlass zu dieser Reise beantwortet Gurlitt mit der Vermutung, sie könne in Zusammenhang gestanden haben mit der Wahl des neuen Kaisers Matthias, die am 13. Juni 1612 in Frankfurt am Main stattfand, nachdem dessen Bruder, der Kaiser Rudolf II., am 20. Januar 1612 in Prag verstorben war.

Der Eintrag in den Wolfenbütteler Kammerrechnungen bietet jedoch keinen Hinweis auf Gurlitts Vermutung; denn er steht ohne Datum in den Ausgaben für das Jahr von Michaelis (29. September) 1612 bis Michaelis 1613. Zu diesem Zeitpunkt war die Kaiserwahl bereits vorüber, und die *Zahlung auf Zehrung* – also für Reise- und Verpflegungskosten – kann dann nur im Nachhinein angewiesen worden sein. Im folgenden soll nun der damaligen Situation in Prag weiter nachgegangen werden, um einen anderen möglichen Anlass für diese Reise aufzuspüren.

Der Dienstherr der Musiker, der Herzog Heinrich Julius zu Braunschweig und Lüneburg (1564–1613), hatte sich in den Jahren seit 1598 mehrfach an den Kaiserhof in Prag begeben, um die Reichsacht gegen seine aufsässige Stadt Braunschweig zu erwirken, welche ihm die Erbhuldigung verweigerte. Sie hatte außerdem unter Missachtung des Landfriedens wiederholt Ausfälle in die umliegenden Ortschaften verübt und deren Bewohner misshandelt und gebrandschatzt. In einem Falle hatte sie dem Herzog sogar nach dem Leben getrachtet. Dabei geriet er im Jahre 1606 in der Nähe von Dettum in einen Hinterhalt stadtbraunschweigischer Truppen, dem er nur dank seiner großen reiterischen Geschicklichkeit entkam. In seinem Gefolge befand sich

¹ Gurlitt hat seine Dissertation 1914 der Universität Leipzig eingereicht, musste aber noch im gleichen Jahre Soldat werden und geriet verwundet in französische Kriegsgefangenschaft. Dadurch wurden von seiner Arbeit nur die Kapitel 1 und 2 publiziert (Leipzig: Breitkopf & Härtel [1914]), die Kapitel 3 und 4 aber blieben in Druckfahnen liegen und wurden später aufgrund zahlreicher anderer Verpflichtungen Gurlitts nicht mehr veröffentlicht. 1991 fand der Verfasser dieses Beitrages die Druckfahnen aufgrund einer Information von Frau Gertrud Gurlitt im Nachlass ihres Mannes im Archiv der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg (Mappe C 101/218). Eine Kopie davon befindet sich in der HAB in Wolfenbüttel (Signatur MW 47-8968, Freihandaufstellung).

² Staatsarchiv Wolfenbüttel, 17 III Alt/ Nr. 68e II.

auch sein Kapellmeister Michael Praetorius, welchen der Herzog zu zahlreichen außermusikalischen Tätigkeiten heranzog³.

Nachdem man am katholischen Kaiserhof in Prag den Wünschen des protestantischen Herzogs hinsichtlich Braunschweigs zunächst wenig Verständnis entgegengebracht hatte, wurde Heinrich Julius jedoch ab 1610 deutlicher in die Reichspolitik einbezogen und 1611 vom Kaiser Rudolf II. sogar zum Direktor des Geheimen Rates ernannt, welches Amt er ab Juni 1611 wahrnahm, sehr zum Missfallen der katholischen Partei am Kaiserhof. Von diesem Zeitpunkt an widmete Heinrich Julius „einen beträchtlichen Teil seiner Energie und seiner beziehungsweise seines Landes Einnahmen – letzteres weit über das zulässige Maß hinaus – dem Wohl und Fortbestand von Kaiser und Reich“⁴.

Das führte dazu, dass er sich ab jetzt kaum noch in seinem Herzogtum aufhielt und den Entschluss fasste, sich in Prag auf längere Zeit standesgemäß einzurichten. Darum erteilte er seinen Räten in Wolfenbüttel im August 1611 Anweisungen, wie sie in seiner Abwesenheit „die Länder künftig zu verwalten hätten“⁵. Für seinen ständigen Aufenthalt in Prag erwarb er Immobilien auf dem Hradschin und ließ die Gebäude zu einem Palais um- und ausbauen, in welches er 1611 – zunächst noch provisorisch – einzog. Am 20. Februar 1612 konnte er dort bereits den zukünftigen Kaiser Matthias und dessen Gemahlin zu einem stattlichen Bankett empfangen, bei welchem über einhundert Speisen aufgetragen wurden. An dessen Wahl zum Kaiser hat Heinrich Julius aber offenbar nicht teilgenommen⁶.

Sodann beabsichtigte der Herzog, auch seine Gemahlin Elisabeth und sein Hofgesinde nach Prag zu holen⁷, um dort eine ähnliche Hofhaltung einzurichten wie in seiner Residenz Wolfenbüttel. In diesem Zusammenhang muss man dann wohl auch die Reise seiner Hofkapelle nach Prag sehen; denn für Heinrich Julius gehörte *die Musik vor Tisch und in der Kammer*, also zur Unterhaltung und zur Rekreation, zu den selbstverständlichen Bestandteilen eines solchen Lebens, insbesondere, wenn Gäste zugegen waren.

Diese Hofkapelle aus Personen unterschiedlicher Nationalität hatte der Herzog seit 1589 planmäßig aufgebaut, und sie gehörte neben den Hofkapellen in Kassel, Dresden, Stuttgart und München zu den angesehensten in Deutschland. Ihr Leiter Michael Praetorius hatte seit 1604 zahlreiche Kompositionen veröffentlicht und sich damit weithin einen Namen gemacht und war auch verschiedene Male in Prag gewesen. Dabei hatte er mehrere Musiker am Kaiserhof kennen gelernt, unter anderem den Hofkapellmeister des späteren Kaisers Matthias, Lambert de Sayve, dessen *Deutsche Liedlein mit vier Stimmen* er 1611 in Wolfenbüttel in einer Neuausgabe heraus-

³ Arno FORCHERT, Musik zwischen Religion und Politik – Bemerkungen zur Biographie des Michael Praetorius. In Festschrift Martin Ruhnke zum 65. Geburtstag, Stuttgart 1986, S. 106–125, hier S. 113.

⁴ Hilda LIETZMANN, Herzog Heinrich Julius zu Braunschweig und Lüneburg (1564–1613) Persönlichkeit und Wirken für Kaiser und Reich, in: Quellen und Forschungen zur Brsg. Gesch., Bd. 30, 1993, S. 52. Dort im Rahmen der biographischen Würdigung S. 45ff. ausführlich auch die Reisen des Herzogs nach Prag und dessen Aufenthalt dort bis zu seinem Tode.

⁵ LIETZMANN (wie Anm. 4) S. 66.

⁶ LIETZMANN (wie Anm. 4) S. 78.

⁷ LIETZMANN (wie Anm. 4) S. 71.

brachte⁸. Das ist vermutlich auf Veranlassung des Herzogs Heinrich Julius geschehen, welcher dem Kapellmeister auch eine goldene Kette schenkte, um sich beim Kaiser Matthias genehm zu machen⁹.

Es ist nicht bekannt, wie lange die Wolfenbütteler Musiker in Prag geblieben und ob alle zugleich nach Hause zurückgekehrt oder einzelne längere Zeit dort geblieben sind. Praetorius befand sich jedenfalls bereits am 30. November 1612 in Bückeberg, um den Kontrakt für die von Esaias Compenius zu bauende Orgel für die dortige Schlosskirche zu unterzeichnen. Beide Musiker hatten seit 1602/03 wiederholt zusammen gearbeitet und sich angefreundet. Am Hofe zu Bückeberg war Praetorius in den Jahren zuvor bereits mehrfach zu Beratungsangelegenheiten beim Grafen Ernst III. gewesen. Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass dieser ihn im *Post Scriptum* zu einem Brief vom 17. Oktober 1612 bittet, *wollet Ihr vns vertraulich vermelden, wes alda zu Prag neuers vorgelauffen*, ein Zeichen dafür, dass Praetorius auch vom Bückeberger Grafen zu Diensten außerhalb des musikalischen Aufgabenbereichs herangezogen wurde¹⁰. Dieser Informationsaustausch wird dann wohl bei dem Besuch des Praetorius im November in Bückeberg stattgefunden haben.

Michael Praetorius hat im Jahre 1612 noch zwei außerordentliche Gnadenerweise des Braunschweiger Herzogs erfahren, welche beide in Prag ausgestellt worden sind: Im Januar 1612 erhielt er 2.000 Reichstaler *Uns nun eine geraume Zeit hero geleisteten untertänigen und getreuen Dienste willen* und am 10. Juni 1612 eine Hausverschreibung als *freies erbliches Eigentum* auf das von ihm am Großen Zimmerhof erbaute große Wohn- und Brauhaus¹¹.

Der Herzog ist nicht mehr lebend in seine Residenz zurückgekehrt, sondern am 20. Juli 1613 an einem heftigen Fieber verstorben, nachdem ihm die Ärzte noch Musik *gegen die Melancolie* verordnet hatten. Nach seinem Tode kamen erhebliche Zweifel daran auf, ob er eines natürlichen Todes gestorben sei¹². Sein Leichnam wurde dann in einer mehrtätigen Reise nach Wolfenbüttel überführt und in der eilig hergerichteten Fürstengruft der im Bau befindlichen Kirche Beatae Mariae Virginis beigesetzt.

⁸ HAB in Wolfenbüttel Signatur 2.6.7.1 Musica.

⁹ FORCHERT (wie Anm. 3) S. 119.

¹⁰ Astrid LAAKMANN, „...Nur allein aus Liebe der Musica“, Die Bückeberger Hofmusik zur Zeit des Grafen Ernst III. zu Holstein-Schaumburg als Beispiel höfischer Musikpflege im Gebiet der „Weserrenaissance“, Musik in Westfalen, Bd. 4, Münster 1998, S. 309.

¹¹ Walter DEETERS, Alte und neue Aktenfunde über Michael Praetorius, Zum 350. Todestag des Komponisten und Kapellmeisters. In: BsJb. Bd. 52, 1971, S. 102–120 hier S. 105ff.

¹² LIETZMANN (wie Anm. 4) S. 83.

Scharf(f)enbergs Welfischer Stammbaum (1582–1589)

von

Christian von Heusinger

Georg Scharffenberg (*ca 1525/30 Görlitz + nach 30. Juni 1608 Wolfenbüttel) ist 1582 als Formschneider aus Schlesien, wo sein Vater und seine Geschwister als Buchdrucker tätig waren, von Herzog Heinrich Julius, der noch in Gröningen residierte, nach Wolfenbüttel berufen worden¹. Er hat sich dort in der Heinrichstadt niedergelassen. Vielleicht war er von dem Gröninger, später Wolfenbütteler Kapellmeister Thomas Mancinus² empfohlen worden, der in Brandenburg Kurfürstlicher Hofkapellmeister war. In einem undatierten Brief aus Görlitz an den Berliner Drucker und Schriftgießer Leonhardt Thurneysser ließ Scharffenberg dem Kapellmeister einen Neujahrsgruß ausrichten³. Das in dem Brief angesprochene Bildnis des Mancinus erschien erst 1585 in Wolfenbüttel.

Scharffenbergs Hauptwerk in Wolfenbüttel ist der von dem Wolfenbütteler Kanzleischreiber, Kantor und Notar Franz Algermann (1548/49–1613)⁴, dem Baumeister Paul Francke (um 1538–1615)⁵ und dem Hofrat und Kammersekretär Abel Ruck seit 1582 im Auftrag von Herzog Heinrich Julius ausgearbeitete⁶ und von Conrad Horn (tätig 1559–1603)⁷ in Wolfenbüttel 1584 gedruckte große Welfische Stammbaum⁸. Der typographisch gestaltete und gedruckte Titel lautet: „Warhafftige vnd in

¹ Braunschweigsches Biographisches Lexikon 8.–18. Jahrhundert, Wolfenbüttel 2006 (im Druck), m. Lit., hier zit.: BBL; vgl. Seite 2 Zeile 16f.

² Ausstellungskat. Hofkunst der Spätrenaissance in Braunschweig-Wolfenbüttel und dem kaiserlichen Prag um 1600, Braunschweig: Herzog Anton Ulrich-Museum 1998, Nr. 33 m. ält. Lit. u. Abb., S. 215 (bearb. v. J. LUCKHARDT).

³ Staatsbibliothek zu Berlin PK, Hss. Abtlg., Signatur: Ms.germ.fol.421b. Erwähnt bei D. J. C. W. MOEHNEN, Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg von den ältesten Zeiten an bis ans Ende des 16. Jahrhunderts, Berlin/Leipzig 1783, Neudruck München 1974, S. 106; Gabriele SPITZER, Leonhardt Thurneysser zum Thurn und die von ihm gegründete Berliner Druckerei (1574–1591), phil. Diss. Berlin(-O) 1987, S. 48f.

⁴ Christian LIPPELT, *Etzliche ursachen des verderbens der armen leute im ambt Wulfenbüttel*. Edition und Kommentar, in: Bslb. Bd. 84, 2003, S. 63–81, hier S. 68ff.; BBL. s.v. Algermann, Franz, bearb. v. C. LIPPELT.

⁵ Friedrich THÖNE, Wolfenbüttel. Geist und Glanz einer alten Residenz, München 1963, alle Nachweise u. ält. Lit. s. Personenregister S. 299.

⁶ LIPPELT, wie Anm. 4, zit. als Quellen Anm. 39: StAWF 3 Alt, Nr.104 und HStAH Celle Br.44, Nr.893.

⁷ BBL. s.v. Horn, Conrad.

⁸ G. S. A. v. PRAUN, *Bibliotheca Brunsvico-Luneburgensis*, 1744, S. 51f.; v. STROMBECK, *Feier des Gedächtnisses der vormaligen Hochschule Julia Carolina in Helmstedt ...*, Helmstedt 1822, S. 168 Nr. 2.; THIEME/BECKER XXIX, 1935, 585 s.v. Crispin Scharffenberg m. ält. Lit.; THÖNE, wie Anm. 5, S. 76 u. 256; Walter L. STRAUSS, *The German Single-Leaf Woodcut 1550–1600*, Vol. 3, New York o. J., *Werkverzeichnis* s.v. G. Scharffenberg Nr.11 Taf. 910–911 (unvollst. Expl. in Berlin); Vorbild Dürer, Kupferstiche und Holzschnitte Albrecht Dürers im Spiegel der europäischen Druckgraphik des 16. Jhdts, Ausst. Kat. Germ. Nat. Mus. Nürnberg, München 1978, S. 24; Sammler – Fürst –

bewerten Historien wolgegründete Genealogia oder Stambaum des Hochlöblichen Vhralten Fürstlichen Hauses Braunschweig vnd Lüneburg ... Zu vnterthenigen Ehren vnd Wolgefallen Dem Hochwirdigen ... Herrn, Herrn Heinrichen Julio Postulirten Bischoffe zu Halberstadt ... als einem besondern liebhabern vnd Perscrutori der Historien, ac totius antiquitatis...“. Der Druckvermerk steht in der Mitte des Unter-rands: „Gedruckt vnd verfertigt in der Heinrichstadt, bey dem Fürstlichen Hofflager Wolffbüttel, durch Cunradt Horn, Franciscum Algerman vnd Georg Scharffenbergern, Anno etc.1584“⁹.

Der Stammbaum beginnt unten auf der „Spilseiten“, im heraldischen Sinne rechts, also für den Leser links, mit dem „Stammbaum der alten Sachsen“, zu dessen Füßen „Siegart König der Sachsen wieder Dag(ober?)um 632“ nach links liegend mit dem Schwert in der Linken und dem springenden Leoparden im Schild dargestellt ist. Am Fuße des mittleren kurzen „Stam(m)baum(s) der Andern Könige zu Franckreich...“ liegt nach rechts aufgestützt neben dem Schild mit dem Löwen (auf Blau) „Pipinus Großhoffmeister in Franckreich/Anno 694“. Der vom Beschauer aus rechte „Stam(m)baum der Hertzoge(n) zu Braunschweig un(d) Lüneburg/auch zu Ferrar“ auf der „Schwertseiten“ beginnt mit „Gundelhart Fürst zu Est Anno 590 von Dago-berto ...“. Er ist barhäuptig liegend nach links dargestellt mit einem dreigeteilten Schild: über dem springenden Ochsen Löwe und Doppeladler vor Rot.

Der erste und dieser dritte Stammbaum werden bei „gerdrut Keyzers Lotharß T(ochter)“ und „Heinrich der Hoffertige“ zusammen- und auf Herzog „Heinrich der Lew Hertzog zu Beyern Sachsen...“ und „Mechtildt König Heinrichs von Engellandt Tochter“ zugeführt. Das Paar ist durch die Abbildung des „Lewenstein(s)“ auf der Schwertseite und dem Weißen Ross auf der Spillseite – unten wird auf beide kurz eingegangen – umgeben von 16 benannten Landes- und Stadtwappen auf wilden Tieren hervorgehoben. Der Stammbaum endet bei Herzog Julius zu Braunschweig-Wolfenbüttel und seiner Gemahlin Hedwig von Brandenburg und ihren elf Kindern. In gleicher Reihe schließen links die dreizehn Kinder von Herzog Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg-Celle und dessen Gemahlin Dorothea von Dänemark und die drei Kinder von Herzog Heinrich zu Braunschweig-Lüneburg- Dannenberg und dessen Gemahlin Ursula von Sachsen an. Wieweit Scharffenbergs Anteil als Zeichner für die in diesem Stammbaum benutzten Porträts, vor allem von Herzog Julius und dessen Kindern, geht, ist noch nicht untersucht worden.

Scharffenberg hat für diesen Stammbaum die vier großen Stöcke des Stammbaums mit den Figuren und Wappen (je 42,5x54,5cm) und mehrere kleinere zugehörige

Gelehrter. Herzog August zu Braunschweig und Lüneburg 1579–1666, Ausst. Kat der HAB Wolfenbüttel Nr. 27,1979, S. 52f. Nr. 42/43 (bearb. v. M. v. KATTE); Alheidis v. ROHR, Initialen, Sinn-sprüche und Dekor als Mittel fürstlicher Selbstdarstellung, in: Staatsklugheit und Frömmigkeit. Herzog Julius zu Braunschweig-Lüneburg als norddeutscher Landesherr des 16. Jhdts, Ausst. Kat. der HAB Nr. 61, Wolfenbüttel 1989, S. 21; Hollstein's German Engravings, Etchings and Woodcuts 1400–1700, Vol. XLIV comp. by Robert ZYLMA, Rotterdam 1997, S. 121ff. Nr. 2 m. Abb. (unvollst. Expl. Berlin). Zylmas gegenüber Strauss korrigiertes Werkverzeichnis Scharffenbergs ist unvollständig, vgl. BBL s.v. Scharffenberg.

⁹ So der Titel der Ausgabe von 1584. Der leicht geänderte Titel des II. Zustands im Ausst. Kat. HAB 1979, wie Anm. 8, S. 52/3 zitiert.

Stöcke geschnitten. Er hat wohl auch die ihm gelieferten Vorlagen für die Holzschnitte umgezeichnet. Algermann, der im Impressum neben Scharffenberg und Horn als Verfasser genannt wird, hat den Stammbaum mit typographisch gedruckten Preisgedichten auf die welfischen Vorfahren in einer Spalte neben den Holzschnitten und auf die Mindener und Halberstädter Bischöfe, deren Bistümer von den Braunschweiger Herzögen versehen wurden, in den Außenspalten bereichert. Der Anteil von Paul Francke und Abel Ruck ist bisher ungeklärt. Das Arabeskenmuster mit den Medaillons für die Reihen der Mindener und der Halberstädter Bischöfe an den äußeren Rändern, in Metall- oder Bleiabgüssen (18,5 x 5,9cm, 4,8 x 5,9cm), wiederholt sich.

Maria von Katte hatte die beiden einzigen bekannten vollständigen Exemplare des Stammbaums in der Herzog August Bibliothek¹⁰ für die große Gedächtnis-Ausstellung für Herzog August d.J. im Jahre 1979 bearbeitet und bereits darauf hingewiesen, dass sich die ihr bekannten drei Exemplare des Stammbaums „in der Darstellung der letzten zwei Generationen“ unterscheiden¹¹. Die Untersuchung der Überlieferung des Stammbaums im Zusammenhang mit der Erarbeitung einer neuen Biographie Scharffenbergs¹² hat einige unbekannte Details und die Unterscheidung von zwei Ausgaben und Zuständen des Stammbaums zum Vorschein gebracht, die hier dargestellt werden sollen.

Im ersten Zustand zeigt das Kopfstück unter dem typographischen Titel von 9 Zeilen (s.o.) und der Widmung an Herzog Heinrich Julius zu Braunschweig-Lüneburg (1564–1613, reg. ab 1589) als postulierten Bischoff zu Halberstadt einen großen Holzschnitt, H 40 cm, Br.52,5 cm, mit eingezogenen Ecken, die als Vorderflächen eines Wandstücks je 18 Reimzeilen eines Gedichtes über die Hl. Dreifaltigkeit (von Algermann?) tragen. Zwischen den Wandstücken wird der vor dem doppelköpfigen Reichsadler sitzende Karl der Große frontal gezeigt und über ihm in einem Wolkenrand die Hl. Dreifaltigkeit: links sitzend nach rechts der auferstandene Christus im Strahlenkranz mit Wundmalen und Siegesfahne, rechts sitzend nach links Gottvater im Strahlenkranz mit ausgestreckter, segnender Rechter, in der Linken die Sphärenkugel mit Kreuz, in der Mitte die schwebende Taube im Strahlenkranz und Engelsköpfchen in den Wolken.

Diese göttliche Ebene wird durch die Siegesfahne Christi, die auf das „EVANGELIUM“ und Kelch links auf dem Wandstück weist, und die Gesetzestafeln des Moses, die rechts auf dem Wandstück aufliegen, aber in den Himmel hineinragen, mit der realen Welt des Herrschertums verbunden. „Gesetz und Evangelium“ sind ein reformatorisches Thema, für das Lucas Cranach d. Ä. schon 1529 die gültige Formulierung gefunden hatte¹³. Hier wird es in eine neue, aber reduzierte Form gebracht, in der der europäische Herrschaftsanspruch des Welfenhauses deutlich herausgestellt wird.

¹⁰ Signatur Gr. A 4 :18,19.

¹¹ Ausst. Kat. HAB 1979, wie Anm.8, S. 53.

¹² BBL s.v. Scharffenberg, bearb. v. Ch. v. H.

¹³ Oskar THULIN, *Cranach-Altäre der Reformation*, Berlin 1955, S. 126ff.; Dieter KOEPLIN, Tilman Falk, Lucas Cranach, Gemälde, Zeichnungen, Druckgraphik, Ausst. Kat. Basel 1976, Bd. 2, S. 505ff. Der Bezug ist Römer 3,28. Bei Lucas Cranach d. J. wird das Thema als „Gesetz und Gnade“ formuliert, vgl. KOEPLIN a.a.O. S.510, Nr. 355 Abb. 275.

Bald nach dem Regierungsantritt hat Franz Algermann Herzog Heinrich Julius mit Widmung vom 15. Juli 1589 eine Reinschrift des ersten Teils einer auf sieben Teile angelegten, in Reime gefassten Erklärung zu dem schon 1584 gedruckten Stammbaum vorgelegt, den er mit dem Canonicus des Stifts St. Blasius in Braunschweig, Abell Ruck, verfasst habe, um, so heißt es in seiner Widmung weiter, mit der Fertigstellung und Drucklegung beauftragt zu werden. Die Historie sei „in Reime begriffen und erclerett, also das mans auch wie eine Comoediam agiren und menniglichen vor augen stellen kann,“ wozu der verstorbene Fürst Herzog Julius ihm „Anleitung gegeben“ habe. In Form eines Dialogs zwischen Karl d. Gr., dessen Waffenträger Hans und zahlreichen weiteren historischen Personen rätsonniert Algerman über den Lauf der Zeiten¹⁴. Es ist aber nicht zum Druck gekommen.

Vom ersten Zustand sind bisher folgende Exemplare bekannt geworden:

- Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Signatur: Gr. A 4:19, 240 x 97cm, Papier auf Pappe in 19 Teilen in einer Mappe, 1584, die Wappen und das Inkarnat sind illuminiert;
- Staatsarchiv Wolfenbüttel, Signatur: 26 Slg Nr.253 R(olle): Fragment, ohne Kopfstück, aber mit Rahmen,1584, 175 x 90,5cm, Papier auf Leinwand;
- Kupferstichkabinett StMPK Berlin, nur die vier großen Stöcke, ohne Kopfstück, Rahmen und Druckvermerk, (1584), 172x56,3–57cm, Papier auf Pappe¹⁵.

Der zweite Zustand ist eine erweiterte und veränderte Prachtausgabe des Stammbaums mit dem Titel in acht Zeilen in Rot und Schwarz. Der Holzschnitt der Dreifaltigkeit ist durch einen neuen Holzschnitt, H. 38 cm, Br. 39 cm, ersetzt worden: Die in Wolken vor einem Regenbogen schwebende Hl. Dreifaltigkeit variiert Dürers Holzschnitt Der Gnadenstuhl von 1511¹⁶. Das Haupt Kaiser Karls des Großen, der unter dem Gnadenstuhl vor dem sogen. Quaternionenadler¹⁷ sitzend dargestellt ist, ragt jetzt in den Schoß Gottvaters. Die Reimzeilen über die Hl. Dreifaltigkeit sind oben links und rechts in Beschlagwerkrahmen gedruckt. Die Wappen der Academia Julij und Herzog Julius' sind darunter links und rechts eingesetzt. Hinzugefügt wurden zwei neue Randleisten: a) die Neun Musen vor schwarzem Grund auf 2 Stöcken (Metallschnitten?), H. 30,8 Br. 2,4cm und H. 31,5 Br. 2,4 cm, b) ein als Außenrand wie-

¹⁴ Cod.Guelf.19.22.2. Aug. 4°, Otto v. HEINEMANN, Die Handschriften der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel II. Abthlg. Die Augusteischen Handschriften IV., Wolfenbüttel 1900, S. 273 Nr. 3193 m. Beschreibung und Abdruck des Titels und Verweis auf die beiden Expl. des Stammbaums; M. v. KATTE in Ausst. Kat. HAB 1979, wie Anm. 8, S. 53.

¹⁵ STRAUSS, wie Anm. 8, Nr. 11 und HOLLSTEIN, wie Anm. 8, Nr. 2, jeweils m. Abb., aber irrümlichen Maßangaben und Datierung.

¹⁶ Dürer B.122. – Rainer SCHOCH u.a., Albrecht Dürer. Das druckgraphische Werk Bd. II, München 2002, Nr. 231 m. Abb.u. Bibl. Vgl. dazu Vorbild Dürer, Kupferstiche und Holzschnitte Albrecht Dürers im Spiegel der europäischen Druckgraphik des 16. Jhdts, Ausst. Kat. Germ. Nat. Mus. Nürnberg, München 1978, S.136ff. Kopien Nrn. 160–164 m. Abb.

¹⁷ Kopie nach Hans Burgkmairs Holzschnitt von 1510, vgl. Tilman FALK, Hans Burgkmair, Das graphische Werk, Augsburg 1973, Kat. Nr. 42 Abb. 52 m. Bibl., Neuausgaben von Jost de Negker 1510 und David de Negker 1564 (STRAUSS, wie Anm.8, Taf. 804), Kopie von Nickel Nerlich um 1571 (STRAUSS, wie Anm.8, Taf. 814).

derholter Stock mit drei Puttenköpfen in Beschlagwerk im Stil Jost Ammanns, H. 5,8cm, Br. 16,5 cm¹⁸. Welche von diesen Stöcken klischiert worden sind, ist noch nicht untersucht¹⁹. Die neu geschnittene oberste Reihe des Stammbaums zeigt Herzog Heinrich Julius mit seiner verstorbenen Gemahlin Dorothea von Sachsen (+ 1587) und deren Tochter Dorothea zur Linken, seiner zweiten Gemahlin, Elisabeth von Dänemark (ohne Vermerk des Vermählungsdatums), zur Rechten des Herzogs, die Geschwister des Herzogs jetzt als Erwachsene. Der Druckvermerk (s.o.) mit der Jahreszahl 1584 wurde aber beibehalten.



Abb. 1: Das Löwendenkmal

Herzog Heinrich Julius hatte nach dem Tod seines Vaters am 3. Mai 1589 die Regierungsgeschäfte übernommen und heiratete am 19. April 1590 Elisabeth von Dänemark auf Schloss Kronborg bei Helsingor. Aus diesem Anlass, aber vor dem noch nicht festliegenden Hochzeitstermin, ist diese Prachtausgabe in Auftrag gegeben, gedruckt und illuminiert worden. Als Druckdatum müssen wir für diesen Druck deshalb 1589, nach 15. Juli, angeben, da Algerman (s.o.) noch nichts von einer Neuauflage des Stammbaums weiß.

Von diesem Zustand ist bisher nur die illuminierte Prachtausgabe in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Papier auf Leinwand, 273 x 122,5 cm, Signatur: Gr. A 4: 18, bekannt geworden, die im Zeughaus aufgehängt ist²⁰.

Rechts neben dem Bildnispaar Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin, Mechtild von England, auf dem zweiten Stock des Stammbaums hat das Löwendenkmal auf dem Braunschweiger Burgplatz seinen Platz erhalten. Es ist am Sockel datiert: „1172“, und vom Drucker beschriftet: „Der Lewenstein zu Braunschw. in der Burgk von Heinrichen dem Lewen gesetzt.“ Die bisher unbeachtete Darstellung von 1584 des aus Quadersteinen in sieben Schichten gemauerten Denkmals ist rechteckig aber mit leicht konischem Anstieg über einer einfachen Sockelplatte gezeichnet. Der Löwe steht auf der Deckplatte, die mit einem Blattfries verziert ist, so, dass der Schwanz

¹⁸ Vgl. Ilse O'DELL, Jost Ammanns Buchschmuck-Holzschnitte für Sigmund Feyerabend. Zur Technik der Verwendung von Bild-Holzstöcken in den Drucken von 1563–1599, Repertorien zur Erforschung der frühen Neuzeit Hrg. von der HAB Bd. 13, Wiesbaden 1993, Taf. 151–155.

¹⁹ Zu diesem Problem Johannes LUTHER, Die Anfänge des Klischees, in: Beitr. zur Bücherkunde und Philologie. A. Wilmans zum 25.3.1903 gewidmet, Leipzig 1903, S. 181–192, zit. von SPITZER, wie Anm. 3, S. 69. zu Jacob Lucius I. und O'DELL, wie Anm. 18, S. 58f.

²⁰ M. v. KATTE in Ausst. Kat. HAB 1979, wie Anm. 8, S. 52f.

weit über die Platte hinausreicht. Eine gleichartige Zeichnung bietet um 1600 der Klappriss des Burgplatzes im Staatsarchiv Wolfenbüttel²¹.

Das Datum führt uns zur Quelle dieser Darstellung, zu Konrad Botes ‚Cronecken der Sassen‘, 1492 bei Peter Schöffner in Mainz gedruckt und mit Holzschnittillustrationen versehen. Das Löwenstandbild ist bei Bote dem Jahr 1172 zugeordnet, dort aber wie auf alten Münzen auf einer Säule dargestellt worden²². Die rechteckige, konische Darstellung des Denkmals bei Scharffenberg entspricht viel mehr der historischen Grundform als nur der Kontinuität der Darstellung²³.



Abb. 2: Das weiße Ross

Links der Bildnisse von Heinrich dem Löwen und seiner Gemahlin, gegenüber dem Löwendenkmal, ist eine Darstellung des Weißen Rosses in einem Wappenkranz gegeben. Das mit einer Bügelkrone gekrönte weiße Ross, im welfischen Wappen als Helmzier verwandt, erhebt sich über einen Kardinalshut und einer (zertretenen?) Kröte. Über dem Ross liest man auf einem typographisch bedruckten Spruchband: „Ich heiß vnd bin das weisse Roß// Welches manchem geben hat verdruß.“ Unten steht: „Ein kleines thier hat man an mir // Viel gifft ich gleichwol bey mir für“²⁴. Der ovale Kranz bildet die Helmzier des Braunschweig-Lüneburgischen Wappens nach: Zwei außen mit Pfauenfedern besteckte Sichel, die das Pferd umschließen, das im Wappen als nach (heraldisch rechts) springendes Ross vor einer Säule mit

²¹ Jürgen MERTENS, Der Burgplatz am Ende des 16. Jahrhunderts, Arbeitsberichte aus dem Städt. Museum Braunschweig, Braunschweig 1985, S. 26; Gerd SPIES, Der Braunschweiger Löwe, Erste bildliche Darstellungen in der Kunst (bis 1858), in: Ders., Hrsg., Der Braunschweiger Löwe, Braunschweiger Werkstücke Reihe B Nr.62, Braunschweig 1985, SS.12, 15 m. Abb.13; Eine bis dahin unbekannte Beschreibung des Denkmals aus dem Jahre 1670 hat kürzlich Annette FABER, „...und besahe, was noch denkwürdiges darinne wahr ...“, in: Bslb. Bd. 85, 2004, S. 87 publiziert: *Noch vor selbiger burgk ist ein großer platz, in dessen mitte stehet auf einer hohen, von quadersteinen aufgeführten pyramidalseulen ein großer äherner (eherner) überguldeter löwe mit aufgespereten rachen und zu dessen füßen forne auf einem breiten steine folgende schrift:* (Zitat), u. S. 98 kurz kommentiert.

²² Martin GOSEBRUCH, Vom Burglöwen und seinem Stein, in: Karl JORDAN, Martin GOSEBRUCH, 800 Jahre Braunschweiger Burglöwe 1166–1966, Braunschweiger Werkstücke Bd. 38, Braunschweig 1967, S. 37ff.; Christof RÖMER, Der Braunschweiger Löwe, Welfisches Wappentier und Denkmal, Veröff. d. BLM 32, Braunschweig 1982; SPIES, wie Anm. 22, S. 12 m. Abb. 6.

²³ GOSEBRUCH a.a.O., S. 44f. Vgl. dagegen SPIES, wie Anm. 21.

²⁴ Bei Bünning/Meibom heißt es nur (SCHNATH, wie Anm. 25, Taf. XV): „Ich bin ein kleines Thier // Vnd hab viel Gifft bey mir.“

Pfauenwedel gegeben wird²⁵. Die hier gegebene Darstellung des Weißen Rosses umgeben von einem ovalen Kranz von acht wilden Tieren mit den Wappen der Weltlichen Fürsten und acht Raubvögeln mit den Wappen der Geistlichen Personen (und Städte), die sich bei der Teilung 1180 auf Kosten des geächteten Heinrich des Löwen bereichert haben²⁶, war bisher nur aus der Neuausgabe der Braunschweigisch-Lüneburgischen Chronica von Heinrich Bünting bekannt, die Heinrich Meybaum (Meibom) 1620 bearbeitet und Herzog Friedrich Ulrich gewidmet hat²⁷. Dort gibt Meibom fol. 157v. die Überschrift „Abbildung Wie Hertzog Heinrichs // de(s) Löwen, Land vnd Leut von einander ger-// issen worden sind“ und druckt das Spottbild gegenüber auf fol. 158 ab. In den beiden früheren illustrierten Ausgaben der Chronica von 1584 und 1586, die Bünting Bürgermeister und Rat von Hannover gewidmet hatte, fehlt die Darstellung, ist aber – nach Schnath – darin beschrieben²⁸. Möglicherweise ist sie als Flugblatt verbreitet gewesen; denn Spies kennt auch gemalte Darstellungen²⁹. Man wird also den Stammbaum im Zusammenhang mit den Bemühungen von Herzog Heinrich Julius um eine „standesgemäße“ Chronistik und ihre Quellen noch eingehender zu würdigen haben.*

*Anmerkung der Redaktion: Weiterführende Forschungen zu diesem Thema, das durch den Autor angestoßen wurde, laufen zur Zeit durch Dr. Christian Lippelt in Zusammenarbeit mit Dr. Thomas Stecker. Erste Ergebnisse sowie die vollständigen Digitalisate der drei Wolfenbütteler Stammbäume werden ab Ende des Jahres auf der homepage der Herzog August Bibliothek unter der Adresse <http://www.hab.de/ausstellung/algermann> veröffentlicht.

²⁵ Georg SCHNATH, Das Sachsenross. Entstehung und Bedeutung des Niedersächsischen Landeswappens, Hannover 1958, 2. Aufl. 1961 (hier zit.), S. 53 u. Abb. 44 Taf. XV, m. Anm. 123: „Weitere Wiedergaben: RETHMEIER, Braunsch.-Lüneb. Chronica I (1722) S. 355; Origines Guelficae III S. 161.“; Helmut RÜGGEBERG, Welfische Wappen zwischen 1582 und 1640 als Spiegel der territorialen Veränderungen des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg, in: Nds. Jb. für Landesgesch. Bd. 51, 1979, S. 209–251, hier S. 212ff. m. Fig. 1ff. Zum Sachsenross Peter VEDDELER, Landessymbole, in: JARCK/SCHILDT, Die Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausendrückblick einer Region. Braunschweig 2000, S. 79–98, hier S. 83ff.

²⁶ Ausst. Kat. Heinrich der Löwe und seine Zeit, Braunschweig 1995, hrsg. v. J. LUCKHARDT u. F. NIEHOFF, Bd. 2, München 1995, S. 548f. Karte über den Zerfall des Herrschaftsbereiches Heinrichs des Löwen.

²⁷ SCHNATH, wie Anm. 25; Gerd SPIES, Das Weiße Roß, Städt. Museum Braunschweig, Miscellen 14, 1972, Abb. S. 3.

²⁸ SCHNATH, wie Anm. 25, Anm. 123 ergänzt: „In der ersten Ausgabe, Magdeburg 1584/86, ist das Bild nicht abgebildet, wohl aber beschrieben, war also bereits vorhanden.“ und verweist auf die 1590 abgefasste „wohl von Bünting abhängig(e)“ Chronik des Landes Dithmarschen von Neocorus (ed. Dahlmann I 276).

²⁹ SPIES, wie Anm. 27, hat auf einem Doppelblatt das 1675 entstandene Gemälde, Öl/Lwd. 97 x 64,5cm, des Städt. Museums Braunschweig veröffentlicht. Dankenswerter Hinweis von Julius Lange, Braunschweig. Spies hat auf drei weitere Beispiele im Museum in Ohrdruf und in Gotha hingewiesen und zitiert aus der Chronik von Neocorus (s.o. Anm. 28), dass der Verf. „die Zerstückelung des sächsischen Pferdes bedauert und hinzufügt, daß eine solche Darstellung auch im Kloster Riddagshausen hing („...wo solches sehr ardirch im Kloster Rüdageßhusen, im Lande Brunswich, abgemalet.“).

Märchenhaft mittelalterlich

Der Braunschweiger Altstadtmarkt im Werk Otto Speckters

von

Matthias Ohm

Im Jahre 1818 gründete Johann Michael Speckter (1764–1846) in Hamburg eine lithografische Anstalt, die für längere Zeit die einzige in Norddeutschland war. Schon früh erkannte er das künstlerische Talent seiner beiden Söhne Erwin und Otto und begann, ihre Entwicklung zu fördern. Erwin (1806–1835) wurde von den Eltern als der Begabtere angesehen und erhielt deshalb eine künstlerische Ausbildung sowie Stipendien für längere Aufenthalte in München und Italien. Erwins jüngerer Bruder, Otto (1807–1871), war dagegen für die Übernahme des väterlichen Betriebes bestimmt¹. Otto Speckter akzeptierte diese Verteilung und fügte sich – wenn auch mit leichtem Widerwillen – in seine weniger künstlerische, mehr handwerkliche Rolle als Gebrauchsgrafiker und Illustrator. In der von seiner Mutter Auguste herausgegebenen Familienchronik heißt es: „Es scheint ihm [Otto] recht schwer geworden zu sein, an seinem Entschluß festzuhalten, einer künstlerischen Laufbahn zu entsagen, um sich dem Geschäfte des Vaters zu widmen“². Bekannt wurde Otto Speckter vor allem durch Illustrationen von Märchen und Fabeln sowie durch seine besonders einfühlsamen und ausdrucksstarken Darstellungen von Tieren, wie etwa in den zwölf Radierungen zum grimmschen Märchen *Der gestiefelte Kater*, die 1843 erschienen³.

Im Gegensatz zu seinem Bruder erhielt Otto keine Ausbildung zum Maler und hatte auch nur wenige Gelegenheiten, seine Heimatstadt Hamburg zu verlassen: „Ich habe nie eine Akademie oder Zeichenschule besucht ..., habe mich überhaupt nie längere Zeit zum Studieren außerhalb Hamburgs aufhalten können. Meine Reisen nach Kopenhagen, Dresden, Prag, Berlin, England und Schottland kamen so zufällig und mußten in so kurzer Zeit in Begleitung anderer abgemacht werden, daß ich die Kunstschätze nur flüchtig sehen konnte“⁴.

Zwei seiner Reisen führten Otto Speckter auch nach Braunschweig. 1832 unternahm er zusammen mit Hans Hudtwalcker eine zehnwöchige Wanderung, die von Braunschweig aus durch den Harz bis ins sächsische Freiberg führte. Zwölf Jahre spä-

¹ Vgl. Wolf STUBBE, Idee und Wirklichkeit. Die künstlerischen Konzepte von Erwin und Otto Speckter, in: Jb. der Hamburger Kunstsammlung, Bd. 14/15 (1970), S. 149–210.

² Familienchronik Speckter. Für die Kinder von Otto Speckter niedergeschrieben von seiner Frau Maria Auguste SPECKTER, hrsg. von der Gesellschaft der Bücherfreunde zu Hamburg, Hamburg 1964, S. 45.

³ Vgl. Fritz Hellmuth EHMCKE, Otto Speckter. Mit einer Bibliographie von Karl HOBRECKER, Berlin 1920, S. 18f. und Nr. 22, S. 45 und Ilse BANG, Die Entwicklung der deutschen Märchenillustrationen, München 1940, S. 59–61.

⁴ EHMCKE, Speckter (wie Anm. 3), S. 14.

ter, im Frühjahr 1844, kam Speckter ein zweites Mal nach Braunschweig, wie in der Familienchronik festgehalten wurde: „Um uns einen Spaß zu machen, führen wir von Braunschweig nach Wolfenbüttel mit der Bahn, die eben fertiggeworden“ war⁵.

Braunschweig hinterließ einen starken Eindruck auf Otto Speckter, wie ein Brief an seinen Bruder Erwin vom 17. Oktober 1832 zeigt: Wir „freuten uns der alten Kirchen u[nd] Bilder besonders Ruisdael“⁶. Neben den mittelalterlichen Sakralbauten und den Sammlungen war Otto Speckter in Braunschweig auch vom Altstadtmarkt stark beeindruckt. Jahre später verwendete er Skizzen mit Bauten dieses Platzes für mehrere seiner druckgrafischen Werke.

Ein Flugblatt von 1848

Im Mai des Jahres 1848 veröffentlichte Otto Speckter mit der Lithografie *Dem deutschen Volke, seinen Fürsten und Regierungen* (Abb. 1) sein „Politisches Glaubensbekenntnis“, wie er es selbst bezeichnete⁷. In der Mitte dieses Blattes befindet sich ein Banner mit dem Gedicht *Wir stehen in einem guten Kampf*, das Hugo Hübbe, ein Verwandter Speckters, verfasst hatte. Text und Illustration zeigen eine stark reaktionäre und antifranzösische Einstellung, die in Otto Speckters liberaler Familie „großes Mißfallen“ erregte⁸. Dagegen erhielt Speckter von Ernst Moritz Arndt großes Lob, der die Lithografie in einem Brief vom 23. Heumond [Juli] 1848 als „das sinnige und anmutig gedachte ... Bild“ charakterisierte⁹.

Das Gedicht wird von einer großen Eiche gerahmt, deren Äste die kleinteilige Darstellung gliedern. Rechts des Textes schildert Speckter die seiner Meinung nach fatalen Auswirkungen der französischen Revolutionen von 1789 und 1848. Die Szenerie ist geprägt durch wilde Agitatoren, Barrikadenkämpfe und Hinrichtungen politischer Gegner mit der Guillotine. Eine Fahne trägt das Motto der Revolution von 1789 *Liberté – Egalité – Fraternité*, die Göttin der Vernunft hält eine Jakobinermütze vor sich. Während ein Affe mit der Trompete die *allerneueste Verfassung der Zukunft von heute* verkündet, ist ein anderer damit beschäftigt, *Treue* und *Glaube* zu zerstören.

Diesem durch *Revolution, Fortschritt, Emancipation der Frauen, Republik* und französischen Einfluss hervorgerufenen Chaos stellt Speckter das deutsche Kaisertum und die ständisch geordnete Gesellschaft des Mittelalters als Ideal entgegen. In der Krone der Eiche sind ein *Ding-* oder *Schwurgericht* unter freiem Himmel und die *Kaiserwahl* dargestellt. Dem neuen Monarchen werden von Fürsten die Reichs-

⁵ SPECKTER, Familienchronik (wie Anm. 2), S. 84.

⁶ Zit. nach Veronika BRAUNFELS, Otto Speckter (1807-1871). Illustrator und Lithograph in Hamburg, phil. Diss. Hamburg 1990, Veröff. des Vereins für Hamburgische Gesch., Bd. 39, Hamburg 1995, S. 28.

⁷ EHMCKE, Speckter (wie Anm. 3), S. 27.

⁸ SPECKTER, Familienchronik (wie Anm. 2), S. 95.

⁹ Gedruckt bei Rosa SCHAFFIRE, Otto Speckter's Lithographie auf das Jahr 1848, in: Zs. für Bücherfreunde NF 3 (1911/12), S. 33-35, hier S. 34.

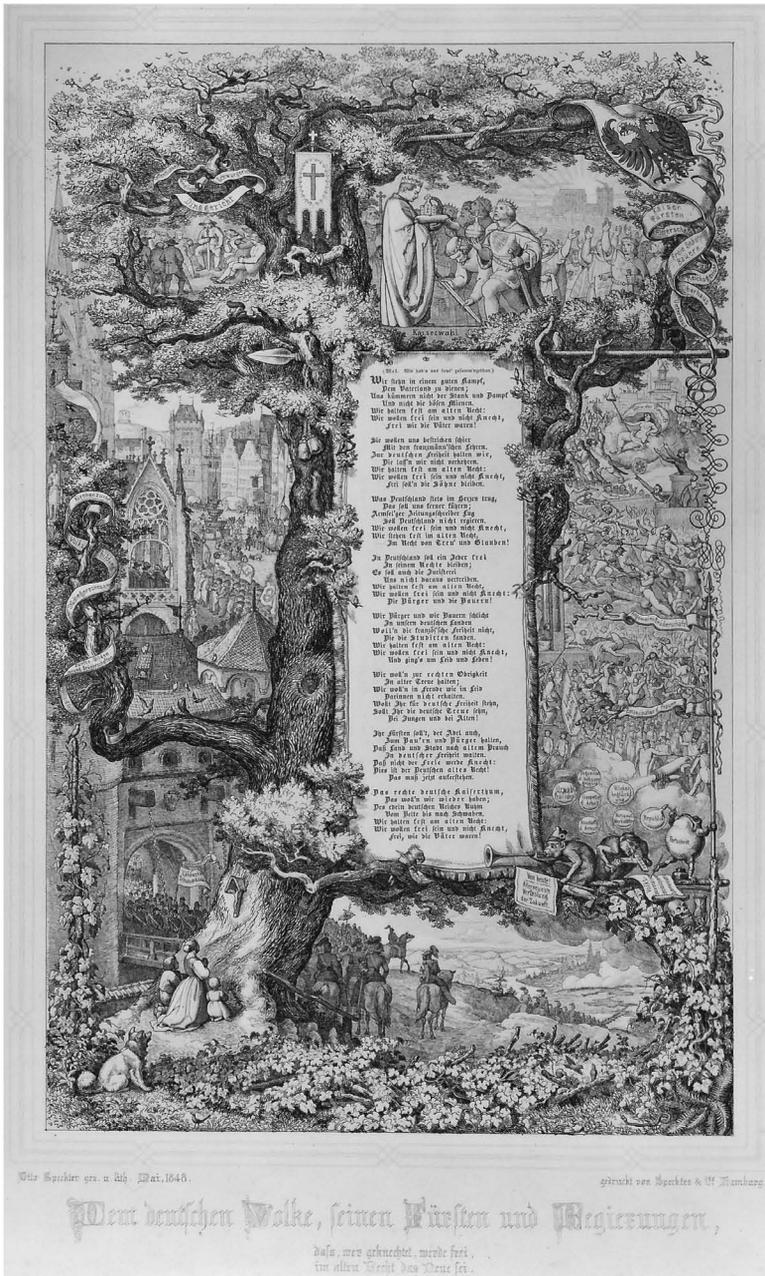


Abb. 1: Otto Speckter, Dem deutschen Volke, seinen Fürsten und Regierungen, 1848, Lithografie, 61,3 x 41,6 cm (Hamburger Kunsthalle, Inv.Nr. 40417)

insignien – Bügelkrone, Schwert und Reichsapfel – überreicht. Unter dem doppelköpfigen Reichsadler ist der Kölner Dom dargestellt, hinter dem die Sonne aufgeht. Dieses Bauwerk hatte im 19. Jahrhundert als Symbol der deutschen Einheit eine ähnlich große Bedeutung wie das Brandenburger Tor nach dem Zweiten Weltkrieg¹⁰.

Aus dem Stadttor am linken Bildrand ziehen Bewaffnete der *Landwehr* zu einer weiteren gotischen Kathedrale, dem – auf französischem Gebiet gelegenen – Straßburger Münster. Auch dieses Gebäude hatte große Bedeutung für das deutsche Nationalbewusstsein, spätestens seit Goethe im Jahre 1772 seine Schrift *Von deutscher Baukunst* veröffentlichte. Der Dichter feierte das Straßburger Münster und dessen Baumeister, Erwin von Steinbach, in den höchsten Tönen und charakterisierte das Gebäude als deutsche Architektur, die der Baukunst der Nachbarn überlegen sei: „Das ist deutsche Baukunst, unsere Baukunst, da der Italiäner sich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzos“¹¹. Auch in der norddeutschen Familie Speckter wurde das Straßburger Münster bewundert. Die Verehrung von Johann Michael Speckter für Erwin von Steinbach ging so weit, dass er seinen ältesten Sohn nach dem Baumeister benannte: „Erwin erhielt seinen Namen nach dem Erbauer des von ihm so hoch bewunderten Straßburger Münsters, Erwin von Steinbach, und wurde dadurch schon der Kunst geweiht“¹².

Oberhalb des Tores, aus dem die Gerüsteten zum Straßburger Münster ziehen, hat Otto Speckter eine spätmittelalterliche Stadt dargestellt, auf der Anhöhe im Hintergrund ist eine Richtstätte zu erkennen. Auf dem Marktplatz sind die Stadtbewohner in ihren *Gilden*, *Zünften*, *Innungen* und *Bruderschaften* zusammengekommen, die Bäckergilde ist durch eine Brezel auf der Fahne, die der Schneider durch eine Schere gekennzeichnet. Die Versammelten lauschen den Bürgermeistern oder Ratsherren, die vom Rathaus herab Ratsbeschlüsse oder die städtischen Statuten verkünden¹³.

Für diese spätmittelalterliche Kulisse hat Speckter Versatzstücke aus verschiedenen Städten verwendet. Der Turm im Hintergrund erinnert an den Altstädter Brückenturm, den Peter Parler von 1357 an in Prag erbaute¹⁴. Der Marktplatz ist der Braunschweiger Altstadtmarkt: In seiner Mitte steht der Altstadtmarkt-Brunnen mit den charakteristischen drei Schalen und dem tabernakelartigen Aufsatz mit einer Madonnenskulptur. Das Gebäude am linken Rand ist das Braunschweiger Altstadtrathaus, von dem eine der beiden Giebelseiten, zur Martinikirche bzw. zur Breiten

¹⁰ Vgl. Thomas NIPPERDEY, Der Kölner Dom als Nationaldenkmal, in: *Historische Zs.* 233 (1981), S. 595-613.

¹¹ Goethes Werke, hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. I. Abteilung, 37. Bd., Weimar 1896, ND München 1987, S. 137-151, hier S. 147. Der Aufsatz erschien 1772 anonym mit der Jahreszahl 1773; er wurde mehrfach wieder abgedruckt, unter anderem 1824 von Goethe in *Über Kunst und Altertum*. Zum Straßburger Münster vgl. auch Frédéric HARTWEG, Das Straßburger Münster, in: *Deutsche Erinnerungsorte*, hrsg. von Etienne FRANÇOIS und Hagen SCHULZE, Bd. 3, München 2003, S. 408-421.

¹² SPECKTER, *Familienchronik* (wie Anm. 2), S. 13.

¹³ Vgl. David KLEMM, in: 1848. Das Europa der Bilder, Bd. 2 Michels März, Ausstellungskatalog Germanisches Nationalmuseum Nürnberg 1998/99, Red. Yasmin DOOSRAY und Rainer SCHOCH, Nürnberg 1998, Nr. 139, S. 236-239 und Schapire, *Lithographie* (wie Anm. 9).

¹⁴ Dieser Turm, den Speckter von seinem Besuch in Prag kannte, findet sich auch auf dem Kupferstich *Hochzeit* aus dem *Gestiefelten Kater*; vgl. EHMCKE, Speckter (wie Anm. 3), Tafel XXXI.

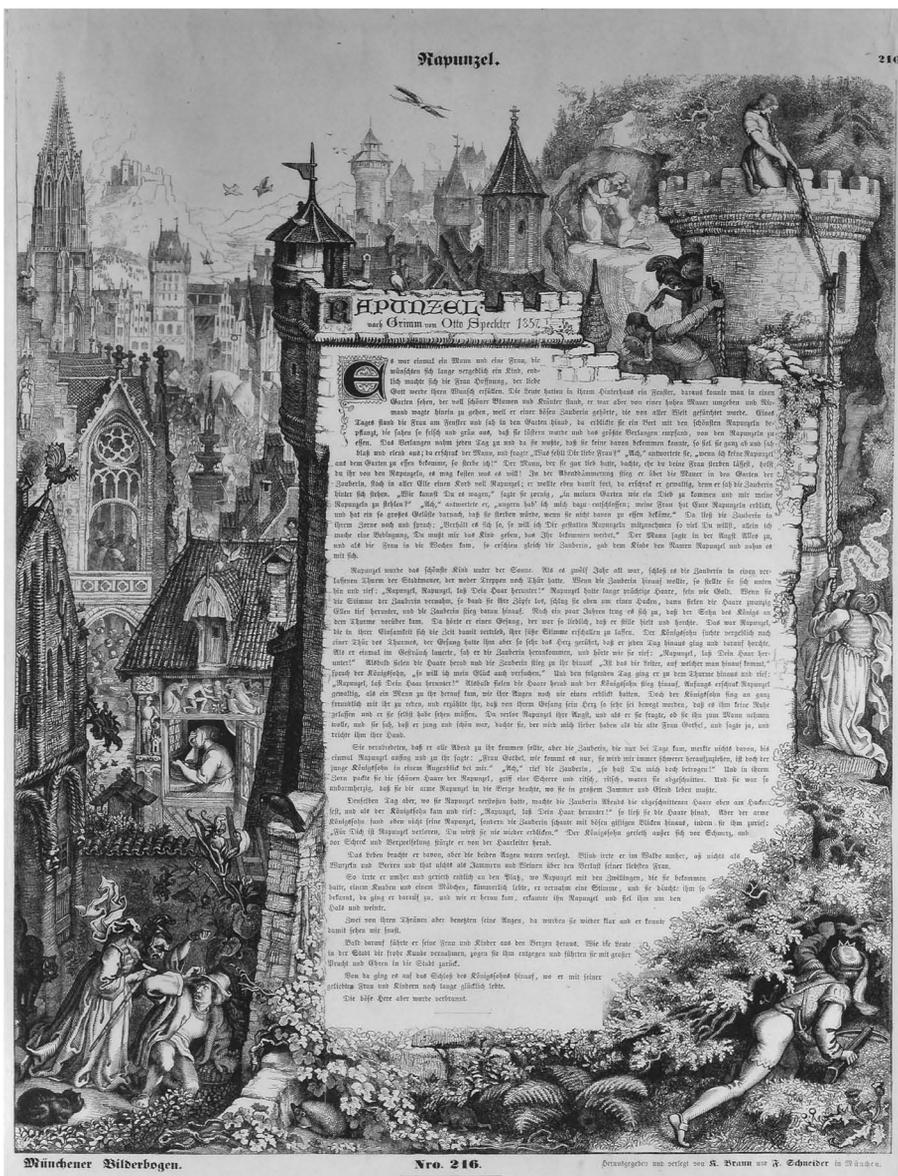


Abb. 2: Otto Speckter, Rapunzel, Münchener Bilderbogen 216, 1858, Holzstich, 35 x 45cm (Hamburger Kunsthalle, Inv.Nr. 44817)

Straße hin, mit den zweigeschossigen Lauben und dem aufwändigen Maßwerk im Obergeschoss gezeigt ist. Am äußersten linken Bildrand ist inmitten des Eichenlaubes eine der 17 Herrcherskulpturen dargestellt, mit denen der Bildhauer Hans Hesse die Fassade des Altstadtrathauses kurz nach der Mitte des 15. Jahrhunderts schmückte¹⁵. Speckter wählte eine sehr unübliche Sicht des Braunschweiger Altstadtmarktes bzw. des Altstadtrathauses. Die überwältigende Mehrheit der Darstellungen zeigt die Ansicht von Osten, d. h. den Blick auf die Reihung der Giebel am Chor der Martinikirche und am älteren Rathausflügel¹⁶.

Zu dieser Lithografie hat sich eine Vorzeichnung Otto Speckters erhalten, die im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe aufbewahrt wird¹⁷. Da sie in ihren Proportionen deutlich breiter als der Druck ist, hat Speckter den Text des Gedichts hier in zwei Spalten angeordnet. Der Aufbau mit der gliedernden Eiche ist im Druck übernommen, ebenso die Auswahl und Anordnung der Szenen. Bei der Darstellung des spätmittelalterlichen Marktplatzes weichen Vorzeichnung und Druck jedoch voneinander ab, denn auf der Zeichnung finden sich keine Hinweise auf den Braunschweiger Altstadtmarkt. Ein Brunnen fehlt völlig, das Rathaus der Zeichnung ist nicht das Braunschweiger Altstadtrathaus, da es keine zweigeschossigen Lauben hat, sondern einen Altan, der auf einer offenen Erdgeschosshalle ruht. Nach der Anfertigung der Vorzeichnung muss sich Speckter also entschieden haben, die Szene links des Textes zu verändern. Er griff dabei wohl auf die Skizzen zurück, die er während seiner Besuche in Braunschweig angefertigt hatte, und gestaltete den Platz mit wesentlichen Elementen des Braunschweiger Altstadtmarktes.

Eine Märchenillustration

Die 1848 veröffentlichte Lithografie ist mit ihrer politischen Ikonografie untypisch für das Werk Otto Speckters. Umso charakteristischer ist ein zweites Blatt, auf dem der Braunschweiger Altstadtmarkt dargestellt ist: ein Holzstich von 1858, der das grimmsche Märchen *Rapunzel* (Abb. 2) illustriert¹⁸. Dieser Druck ist eine von drei Märchenillustrationen, die Speckter 1857/58 für die Münchener Bilderbogen

¹⁵ Zum Rathaus vgl. Matthias OHM, *Das Braunschweiger Altstadtrathaus. Funktion – Baugeschichte – figürlicher Schmuck*, phil. Diss. Göttingen 2001, Braunschweiger Werkstücke, Bd. 106 (Reihe A, Bd. 49), Hannover 2002; zum Brunnen vgl. Erhard METZ/Gerd SPIES (Hrsg.), *Der Braunschweiger Brunnen auf dem Altstadtmarkt*, Braunschweiger Werkstücke, Bd. 70 (Reihe B, Bd. 9), Braunschweig 1988.

¹⁶ Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert entstand eine große Zahl von Ansichten, die die Ostteile der Martinikirche und das benachbarte Altstadtrathaus zeigen; vgl. Gerd SPIES (Hrsg.), *Braunschweig. Das Bild der Stadt in 900 Jahren. Geschichte und Ansichten*, Bd. 2. Braunschweigs Stadtbild, Braunschweig 1985.

¹⁷ BRAUNFELS, Speckter (wie Anm. 6), Nr. 465, S. 230f.

¹⁸ Gerd SPIES, *Der Braunschweiger Brunnen auf dem Altstadtmarkt*, in: METZ/SPIES, *Brunnen* (wie Anm. 15), S. 9-47, hier S. 18 wies als erster auf die Darstellung von Altstadtmarkt und Brunnen auf Speckters *Rapunzel* hin.

schuf¹⁹. Zwischen 1848 und 1932 erschienen im Münchener Verlag Braun & Schneider 1230 Bilderbogen, die zusammen mit Nachdrucken die beeindruckende Gesamtauflage von 48 Millionen Exemplaren erreichten. Auf den etwa 35 x 45 cm großen Blättern finden sich Bilder aus dem Altertum, Exotica oder illustrierte Gedichte, die von bedeutenden Künstlern wie Wilhelm Busch, Franz Graf von Pocci oder Moritz von Schwind bebildert wurden²⁰.

Die große Popularität der Münchener Bilderbogen belegt auch ein Brief des Dichters Theodor Storm an Otto Speckter vom 20. November 1859. Storm schrieb über das Buch *Quickborn* von Klaus Groth, das 1856 erschienen war und für das Speckter 138 Illustrationen geschaffen hatte: „Und diese Freude an Ihren Bildern ist noch immer dieselbe, sowie ich das Buch in die Hand nehme. Auch für meine Jungen, die natürlich im Besitz Ihrer Münchener Bilderbogen und des gestiefelten Katers sind, ist es eine unerschöpfliche Fundgrube“.²¹

Speckters *Rapunzel* zeigt einen ähnlichen Aufbau wie *Dem deutschen Volke, seinen Fürsten und Regierungen*; auch hier steht in der Mitte der Text, um den verschiedene Szenen gruppiert sind. Die Schilderung des Märchens beginnt in der linken unteren Ecke. Die mit Rapunzel schwangere Frau überredete ihren Mann, im benachbarten Garten der bösen Zauberin Rapunzel (*Valerianella locusta*) zu stechen. Als er während des Diebstahls von der Hexe überrascht wurde, musste er versprechen, ihr das neu geborene Kind auszuliefern. Diese Szene schildert Speckter im Relief über dem Fenster. Auf der rechten Seite des Holzstichs ist der Turm dargestellt, in den Rapunzel eingesperrt war und in den die Hexe und später der Prinz nur gelangen konnten, wenn die Gefangene ihr langes Haar herunter ließ. Über dem Turm zeigt Speckter das Wiedersehen von Rapunzel und Prinz sowie die Zwillinge, die Rapunzel zur Welt gebracht hat²².

Hinter dem Wohnhaus von Rapunzels Eltern hat Otto Speckter wiederum den Braunschweiger Altstadtmarkt dargestellt. Altstadtrathaus und Altstadtmarkt-Brunnen sind in gleicher Weise wie auf der Lithografie von 1848 gestaltet, doch ist auf der *Rapunzel*-Illustration ein Blick in die Erdgeschoss-Lauben möglich, wo Waren feil geboten werden, während von den Obergeschoss-Lauben aus Ratsherren den auf den Marktplatz Wartenden Nachrichten verlesen²³. Auch zu diesem Druck hat sich eine vorbereitende Zeichnung erhalten, die sich in Privatbesitz befindet²⁴.

¹⁹ *Der Froschkönig* (Münchener Bilderbogen Nr. 193), *Rapunzel* (Nr. 216) sowie *Brüderchen und Schwesterchen* (Nr. 231); vgl. HOBRECKER, Bibliographie (wie Anm. 3), Nr. 38-40, S. 47 und Ulrike EICHLER, Münchener Bilderbogen, Oberbayerisches Archiv, Bd. 99, München 1974, S. 96f.

²⁰ Zu den Bilderbogen vgl. EICHLER, Bilderbogen (wie Anm. 19).

²¹ Briefwechsel Theodor Storm – Otto Speckter. Theodor Storm – Hans Speckter, hg. von Walter HETTICHE, Storm-Briefwechsel, Bd. 12, Berlin 1991, S. 26.

²² Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Vergrößerter Nachdruck der zweibändigen Erstausgabe von 1812 und 1815, hg. von Heinz RÖLLEKE, Göttingen 1986, Bd. 1, S. 38-43.

²³ Zu den Lauben als Ort der Verkündung vgl. Matthias OHM, „Darna geit de rad vppe de loewene, vnde de borghermester secht to dem volke van der loewene“. Das Rathaus als Ort der Kommunikation im spätmittelalterlichen Braunschweig, in: Kommunikation im Spätmittelalter. Spielarten – Deutungen – Wahrnehmungen, hrsg. von Romy GÜNTHART und Michael JUCKER, Zürich 2005, S. 53-63.

²⁴ BRAUNFELS, Speckter (wie Anm. 6), Nr. 227, S. 153.

Motive vom Braunschweiger Altstadtmarkt begegnen noch auf einem weiteren Blatt Otto Speckters, der Federzeichnung *Dohle*²⁵. Dieses Blatt aus dem Jahre 1850 sollte einen Druck vorbereiten, der aber nicht realisiert wurde. Es zeigt im Vordergrund den Vogel auf einem runden Turm mit rundbogigen Fenstern. Im Hintergrund fällt der Blick auf die Ostseite des Braunschweiger Altstadtmarktes mit dem Brunnen und dem winkelförmigen Bau des Altstadtrathauses. Speckter zeigt das Gebäude in dem Zustand, wie er es in den 1830er Jahre gesehen hatte. Auf seinem Blatt haben die beiden Flügel des Altstadtrathauses noch eine unterschiedliche Firsthöhe, die während der Restaurierung des Gebäudes zwischen 1847 und 1852 an auf gleiches Niveau gebracht wurde²⁶.

Otto Speckter hielt sich nur zwei Mal kurz in Braunschweig auf, doch beeindruckte ihn das Ensemble des Altstadtmarktes mit Rathaus und Brunnen so stark, dass er diese Motive für sein politisches Flugblatt im Revolutionsjahr 1848 verwendete, während er auf seiner Vorzeichnung noch auf Altstadtrathaus und Altstadtmarkt-Brunnen verzichtet hatte. Der Braunschweiger Altstadtmarkt bot Otto Speckter die passende Kulisse für die Darstellung einer mittelalterlichen Stadt mit ihrer – in seinen Augen – idealen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, die er in starken Kontrast zur Gegenwart mit den Wirren der Revolution stellte. Die Komposition mit dem ungewöhnlichen Blick auf einen Giebel des Altstadtrathauses griff Otto Speckter neun Jahre später für die Märchenillustration des Münchner Bilderbogens leicht abgewandelt wieder auf.

Bildnachweis:

Copyright: Hamburger Kunsthalle

Foto: Elke Walford

²⁵ Privatbesitz, 15,0 x 13,2 cm; vgl. BRAUNFELS, Speckter (wie Anm. 6), Nr. 301, S. 183.

²⁶ Zur Restaurierung des Altstadtrathauses in der Mitte des 19. Jahrhunderts vgl. OHM, Altstadtrathaus (wie Anm. 15), S. 108-111.

Bibliographie zur Braunschweigischen Landesgeschichte 2004 – mit Nachträgen

Berücksichtigt auch Literatur der 1978 zum Regierungsbezirk Braunschweig hinzugekommenen Kreise in Auswahl

bearbeitet von

Ewa Schmid

Allgemeines, Landeskunde

1. 40 Jahre Verein für Heimatgeschichte Walkenried/Bad Sachsa und Umgebung e. V. 1964–2004. Festschrift hrsg. von Fritz REINBOTH und Albrecht PFEIFFER. Clausthal-Zellerfeld: Papierflieger 2004. 79 S. (Schriftenreihe des Vereins für Heimatgeschichte 21)
2. AHRENS, Wolfgang: Neufunde, Nachträge und Berichtigungen zur „Neuen Flora von Halberstadt“ für die Umgebung von Helmstedt 1998 bis 2003. In: Museum Heineanum. Bd. 6. 2004. S. 23–41.
3. ARTELT, Peter: Russische Gräber im und am Harz. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2005. [2004]. S. 93–96, Abb.
4. Arzneien für das „schöne Geschlecht“. Geschlechterverhältnisse in Phytotherapie und Pharmazie vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, hrsg. v. Bettina WAHRIG. Stuttgart: Dt. Apotheker Verlag 2004. 199 S. (Braunschw. Veröff. z. Pharmazie- u. Wissenschaftsgech. 44)
[Braunschweig-Bezug]
5. BARESEL-BRAND, Andrea: Die Grablege der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg in der Stadtkirche zu Celle. In: Celler Chronik. Bd. 11. 2004. S. 9–28.
6. BEHRENS, Heinz A.: Zwischen Herrschaftsanspruch und Schuldendienst. Beiträge zur Geschichte der Grafschaft Regenstein. 1. Aufl. Jena [u.a.]: Bussert & Stedeler 2004. 95 S., Abb., Kt.
[Braunschweig-Bezug]
7. BEIN, Reinhard: Ewiges Haus. Jüdische Friedhöfe in Stadt und Land Braunschweig. Zeichnungen: Felix PESTEMER. Braunschweig: Döring 2004. 263 S., Abb.
8. Bibliografie. Widerstand und Verfolgung zur Zeit des Nationalsozialismus auf dem Gebiet der heutigen Länder Niedersachsen und Bremen, hrsg. anlässlich der Veranstaltung zum 60. Jahrestag des „20. Juli 1944“ im Niedersächsischen Landtag. [Hrsg.: Der Präsident des Niedersächsischen Landtages, Referat für Presse, Öffentlichkeitsarbeit und Protokoll ...] Bearb. v. Jens REINBACH am Nds. Hauptstaatsarchiv in Hannover. Hannover: Nds. Landtag, 2004. 221 S.
9. BINTZ, Petra: Der Weserradweg – gehen Sie auf Entdeckertour entlang der Weser. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 201–208, Abb.

10. BOETTICHER, Annette von, Klaus FESCHE, Rolf KOHLSTEDT, Christiane SCHRÖDER: Niedersachsen zwischen Kriegsende und Landesgründung. Befreiung, Neubeginn und Demokratisierung in den Ländern Braunschweig, Hannover, Oldenburg und Schaumburg-Lippe. Hannover: Nds. Landeszentrale f. politische Bildung 2004. 143 S., Abb.
11. CREYDT, Detlef: Vom Schlusslicht zum Vorzeigekreis: Aufarbeitung der Zeitgeschichte im Landkreis Holzminden. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 53–58, Abb.
12. EHLERS, Caspar: Eine Königslandschaft für fünfhundert Jahre. Pfalzen, Residenzen und Burgen im nördlichen Harzgebiet um die Burg Lichtenberg vom 8. bis zum 13. Jahrhundert. In: Salzgitter-Jb. 2003/2004. S. 49–66, 1. Abb.
13. FÄTH, Helmut: Dreißig Jahre Samtgemeinde Grasleben. In: Landkr. Helmstedt. Kursbuch 2005. [2004]. S. 193–197, Abb.
14. FEUERRIEGEL, Gerhard: 50 Jahre Heimat- und Geschichtsverein Osterode – eine Geschichte von vielen Erfolgen. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 60. 2004. S. 2–9, Abb.
15. FRÜHAUF, Wolfgang: Die Gemeindefreien Gebiete oder die Gemeine Mark. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 155–158, Abb.
16. GROHS, Wolfram: Kann man „Holzminden“ oder andere Orte Niedersachsens sammeln? In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 142–148, Abb.
17. HANELT, Horst: Die Generallandesvermessung im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel und ihre Auswirkungen auf die weitere Entwicklung des ländlichen Raumes am Beispiel des Ortes Engelade. Hannover: Verf. 2004. 102 S., CD-ROM
18. Harz. Kultur – Städtetrips von Goslar bis Quedlinburg; Eisenbahn – unter Dampf über die Berge; Bodetal – der deutsche Grand Canyon [Red.: Thomas GEBHARDT]. Hamburg: Jahreszeiten-Verl. 2004. 138 S., Abb.
19. Harz. Mitten in Deutschland; Burgen und Fachwerk, 1000 Jahre Bergbau, wandern auf Dichters Spuren. [Red.: Horst KEPPLER, Text: Robert B. FISHMAN.] Ostfildern: HB-Verl. 2004. 113 S., Abb.
20. HAUPTMEYER, Carl-Hans: Niedersachsen : Landesgeschichte und historische Regionalentwicklung im Überblick. Oldenburg: Isensee 2004. 143 S., Abb.
[Braunschweig-Bezug]
21. HEIßENBÜTTEL, Günter: Provinzialloge von Niedersachsen. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 196–200, Abb.
22. Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen und Bremen. Hrsg.: Herbert OBENAU, David BANKIER, Daniel FRAENKEL. Göttingen: Wallstein 2004. Bd. 1–2. 1888 S.
23. JANAETZKE, Norbert: Dorf und Moderne. Ländliche Welt zwischen Tradition und Umbruch seit dem 18. Jahrhundert. Lage: Jacobs 2004. 423 S., Abb.
24. KEMPA, Klaus-Völker: Der Landkreis Holzminden – reizvoll, erholsam und kreativ. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 21–30, Abb.
25. KIEHL, Ernst: Die Wanderungen der Romantiker Samuel Taylor Coleridge (1799) und Joseph von Eichendorff (1805) in den Harz. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. S. 223–227, 4 Abb.

26. KLAPPAUF, Lothar: Kulturlandschaft Harz. In: Ber. z. Denkmalpflege in Nds. Jg. 24. 2004. S. 20–22, 5 Abb.
27. KLAPPAUF, Lothar: Mittelgebirge Harz. Schatzkammer nicht nur für Kaiser und Könige. In: Archäologie, Land, Niedersachsen. Oldenburg: Isensee 2004. (Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland. Beih. 42). S. 160–171.
28. KLAUBE, Manfred: Bibliographie des heimatkundlichen Schrifttums über den Mittleren Ambergau. Stadtgebiet Bockenem. 2., überarb. Aufl. Bockenem: Verein f. Heimatkunde 2004. 82 S.
29. KLEINWÄCHTER, Doris: Eine Zeitreise mit historischen und aktuellen Landkarten durch den Landkreis Holzminden. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 32–40, Abb.
30. KORN, Dietrich: Von Hirtenhäusern, Armenhäusern und einer Arrestzelle in Hankensbüttel. In: Gifhorne Kreiskal. 2005. [2004]. S. 65–67, Abb.
31. KORTE, Bernhard: ARITHMEUM. Die Rechenmaschine von Johann Christoph Schuster 1820/22. Berlin: Kulturstiftung der Länder [u.a.] 2004. 118 S., Abb. (Patrimonia 203)
[Darin: Die so genannte Beireis- Rechenmaschine]
32. LAMKEN, Karl-Heinz: Traditionsreicher Schützensaal. Chronologie einer Gifhorne Begegnungsstätte. In: Gifhorne Kreiskal. 2005. [2004]. S. 62–64, Abb.
33. LIPPELT, Christian: Der Braunkohl zum gemüs' und zur gesundheit nutze... In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 25–27.
34. MÄRZ, Olaf, Svenja ZELL: Dörfer im ehemaligen Braunschweiger Weserdistrikt. Hausbau, Wirtschafts- und Sozialgeschichte. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 82–91, Abb.
35. MEIBEYER, Wolfgang: Siedlungskundliches über den Papenteich und die Frage seiner -büttel-Orte. Die Besiedlung des alten Nordwaldes zwischen Gifhorn und Braunschweig während des frühen Mittelalters. 2., erw. und neu abgefasste Aufl. Gifhorn 2004. 82 S., Kt. (Schriftenreihe des Kreisarchivs Gifhorn 22)
36. MEIBEYER, Wolfgang: Dörfer und Burgen. Karolingerzeitliche Entstehung von Dörfern im Nordharzvorland. In: Braunschw. Jb. f. Landesgesch. Bd. 85. 2004. S. 13–24.
37. MINDERMANN, Arend: Verdener Güter im Braunschweigischen. Ein Beitrag zur Geschichte von + Ramsleben und + Hohnstedt. In: Braunschw. Jb. f. Landesgesch. Bd. 85. 2004. S. 25–36, Abb.
38. Niedersächsische Landesbibliothek. Niedersächsische Bibliographie. Regionalbibliographie für die Bundesländer Niedersachsen und Bremen. Bd. 19. Berichtsjahr 1999. Bearb. v. Siegfried HÜBNER und Ulrich BREDEN. (Hannover: Nds. Landesbibl.). Hameln: Niemeyer 2004. XXXVII, 566 S.
[1. Allgemeines, Natur, Volkskunde, Freizeitgestaltung, Sport, Siedlung, Gesellschaft und Statistik, Staat und Politik, Recht, Verwaltung und Militär, Soziales und Gesundheit, Land-, Forstwirtschaft und Fischerei, Wirtschaft, Kultur, Künste, Religion und Kirche, Geschichte, Landeskunde, Person, Familie. 2. Verfasser- und Titelregister, Orts-, Personen- und Sachregister.]
39. OBERLÄNDER, Herbert: Reservationen in Uehrde. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 60. 2004. S. 41–48, 8 Abb.

40. PETERS, Waldemar: Der Wipperteich – ein ständiges Tausch- und Pfandobjekt. In: Gifhorner Kreiskal. 2005. [2004]. S. 79–81, Abb.
41. RAUB, Eva: „Mythos Harz“ – ein zweiteiliger Film zur Urvergangenheit des Harzes. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. S. 143–147, 12 Abb.
42. REUSCHEL, Andreas: Der „Dieckhoffturm“ auf dem Ebersnacken im Vogler. Mit 6 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 22. 2004. S. 107–114.
43. ROCKSTEDT, Gerhard: Ein Streifzug durch die Geschichte von Alexisbad im Ostharz. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. S. 227–232, 9 Abb.
44. ROCKSTEDT, Gerhard: Zur Geschichte der mittelalterlichen Burg Falkenstein über dem ostharzer Selketal. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. S. 147–151, 6 Abb.
45. ROCKSTEDT, Gerhard: Die 100jährige Roseburg – eine Burg, die nie einen Ritter sah. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. S. 126–129, 6 Abb.
46. SCHEIDEL, Ulrich, Helge BRUELHEIDE: Versuche zur Beweidung von Bergwiesen im Harz. In: Hercynia. Bd. 37. 2004, 1. S. 87–101.
47. SCHMIDT, Hanns H. F.: „Nach'n Harz! Ruff nach'n Brocken!“ Vom Beginn des Tourismus in den Harz um 1850. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. S. 103–108, 14 Abb.
48. SCHULZE, Hans K.: Die Harzkaiser: Historische Essays / Hans K. Schulze. [Jena] : Bussert & Stadel, 2004. 128 S., Abb.
49. SEELIGER, Matthias: Bibliographie zur Geschichte des Landkreises Holzminden, 2002/2003 (mit Nachträgen). In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 22. 2004. S. 129–138.
50. Wege deutscher Kaiser und Könige des Mittelalters im Harz. 550 km Wegebeschreibung mit historischen Erläuterungen und Informationen zur Geschichte des Mittelalters vom 9. Jh. bis 12. Jh. [Red.: Heinz A. BEHRENS]. 2., überarb. Ausg. Nordhausen: Kartograph. Kommunale Verl.-Ges. 2004. 56 S., Abb., Kt.
51. WOLFF, Klaus: Braunschweigische Medizinalgeschichte(n). Von Medicis, Badern und Apothekern, von Hebammen, Scharfrichtern und andern, item von Rescripten, Ordnungen und Verfügungen im Herzogthum, in specie im Amte Calvörde, das 18. und 19. Jahrhundert betr. Eilsleben: Selbstverl 2004. 488 S., Abb.
52. Zeitlandschaften : Bewerbungsschrift der Stadt Braunschweig und der Region zur Kulturhauptstadt Europas 2010. [Hrsg.: Stadt Braunschweig, der Oberbürgermeister, Fachbereich Kultur. Bearb. von Anja HESSE ...]. Braunschweig: Stadt Braunschweig 2004. 131 S., Abb.

Quellenkunde und Historische Hilfswissenschaften

53. ARNOLDT, Hans-Martin: Karten der Region im Internet. Neue Formen und Vertriebswege der kartographischen oder kartenbezogenen Überlieferung. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 95–103, 2 Abb.
54. Die Baumannshöhle bei Rübeland/Harz im Spiegel der wissenschaftlichen Literatur vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Lateinische Quellentexte. In: Braunschw. Naturkundl. Schriften. Bd. 7. 2004, 1. S. 171–215.
55. GERHARD, Hans-Jürgen: Geld, Währung und frühneuzeitliche Preisbildung. Das Beispiel der Montanregion Harz. In: Scripta mercaturae. Bd. 38. 2004, 2. S. 23–42.

56. JANSSEN, Willi: „Carte von dem adelichen Gerichts Dorf Neindorf“. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 146–150, Abb.
57. KIESELBACH, Werner: Papiergeld in den Kreisen Isenhagen und Gifhorn 1916 – 1924. Gifhorn: Landkreis Gifhorn, Kreisarchiv 2004. 63 S. Abb. Kt. (Materialien zur Archivarbeit 7)
58. Johannes Krabbe, Karte des Sollings von 1603. Einl. von Hans M. ARNOLDT, Kirstin CASEMIR, Uwe OHAINSKI. Hannover: Hahn 2004. 36 S. mit 12 farb. Karten. (Veröff. d. Hist. Komm. f. Nds. u. Bremen 225)
59. KRAMER, Uwe: Die Schliestedter Biermarken. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 72–74, Abb.
60. Münz- und geldgeschichtliche Probleme des 17. Jahrhunderts im Harzraum. Die große und die kleine Kipperzeit. Nordhausen: Friedrich-Christian-Lesser-Stiftung 2004. 169 S., Abb. (Schriftenreihe d. Friedrich-Lesser-Stiftung 12)
61. RICHTER, Wolfram: Harzmünzen – ein Zahlungsmittel aus vergangener Zeit, welches landschaftstypische Münzprägекunst zum Ausdruck brachte. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. S. 129–132, 7 Abb.
62. SEELIGER, Matthias: Aus der Bildsammlung des Holzmindener Stadtarchivs: Luftaufnahmen aus den 1950er Jahren. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 22. 2004. S. 115–118.
63. SEELIGER, Matthias: Bauakten (1826 bis 1925) der Kreisdirektion im Stadtarchiv Holzminden: das Beispiel Mühlenberg. Mit 8 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 22. 2004. S. 23–32.
64. Stammtafel der Welfen. Bearb. v. Heinrich BÖTTGER. Hrsg. und eingel. v. Uwe OHAINSKI, Ernst SCHUBERT und Gerhard STREICH. Hannover: Hahn 2004 1 Stammtaf. in 6 gef. Bl.; Begleith. (14 S.) (Veröff. d. Hist. Komm. f. Nds. u. Bremen 219).
65. WOLF, Armin: Albert oder Gervasius? Spät oder früh? Kritische Bemerkungen zu dem Buch von Jürgen Wilke über die Ebstorfer Weltkarte. In: Nds. Jb. f. Landesgesch. Bd. 76. 2004. S. 285–318, 8 Abb.

Allgemeine Geschichte in zeitlicher Reihenfolge

66. THIEME, Hartmut: Die größte archäologische Ausgrabung in Niedersachsen. Bedeutende Entdeckungen zur Urgeschichte im Tagebau Schöningen. In: Archäologie, Land, Niedersachsen. Oldenburg: Isensee 2004. (Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland. Beih. 42). S. 294–299.
67. NIELBOCK, Ralf: Neandertaler in der Einhornhöhle. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. S. 26–28, 3 Abb.
68. VEIL, Stephan, Beate VEIL: Vor 15 000 Jahren. Das Lager der Eiszeitjäger auf dem Gradeberg bei Gadenstedt, Ldkr. Peine. In: Archäologie, Land, Niedersachsen. Oldenburg: Isensee 2004. (Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland. Beih. 42). S. 299–303.
69. NIELBOCK, Ralf: Tiere der Eiszeit in der Einhornhöhle. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. S. 25–26, 5 Abb.

70. VLADI, Firouz: Ein geologischer Gang durch die Einhornhöhle. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. S. 28–33, 5 Abb.
71. DIRKS, Ulrich, Silke GREFEN-PETERS: Ein Mauerkammergrab der Jungsteinzeit. In: Braunschw. Heimat. Jg. 90. H. 2. 2004. S. 7–8, 3 Abb.
72. HESKE, Immo: Das Fragment eines bronzenen Rundschildes aus dem Umfeld einer spätbronze- bis früheisenzeitlichen Höhensiedlung bei Watenstedt, Ldkr. Helmstedt. In: Jahresschrift f. mitteldt. Vorgesch. Bd. 88. 2004. S. 383–396.
73. HESKE, Immo: Die Hünenburg bei Watenstedt. Machtzentrum einer Landschaft. In: Archäologie, Land, Niedersachsen. Oldenburg: Isensee 2004. (Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland. Beih. 42). S. 315–318.
74. KÖNIG, Sonja: Klein Freden – eine Siedlung des 9. bis 13. Jahrhunderts. In: Salzgitter-Jb. 2003/2004. S. 31–40, 11 Abb.
75. HUCKER, Bernd Ulrich: Die Harzburg und der Lichtenberg als kaiserliche Aufenthaltsorte. In: Salzgitter-Jb. 2003/2004. S. 67–76, 3 Abb.
76. FEUERLE, Mark: „Was die Hand kann machen, kann die Hand auch zerstören“. Die mittelalterliche Wurfmaschine und der Kampf um befestigte Plätze. In: Salzgitter-Jb. 2003/2004. S. 77–96, 23 Abb.
77. TRÜPER, Hans G.: Stauferzeitliche Edelherren und Dienstmänner auf den Burgen. In: Salzgitter-Jb. 2003/2004. S. 97–104.
78. SCHMIDT, Hans: Heinrich III. und seine Zeit. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 72. 2004. S. 6–16, Abb.
79. WAGNITZ, Friedrich: Kampf zwischen Calenberg und Wolfenbüttel. Hintergründe von Sievershausen 1553. Wolfenbüttel: Verf. 2004. 14 S.
80. FABER, Annette: „... und besahe, was noch denckwürdiges darinne wahr...“ Zum Aufenthalt Prinz Albrechts von Sachsen-Gotha in Wolfenbüttel und Braunschweig im Mai 1670. Braunschw. Jb. f. Landesgesch. Bd. 85. 2004. S. 77–99, 6 Abb.
81. LEHRMANN, Joachim: Räuberbanden zwischen Harz und Weser – Braunschweig, Hannover, Hildesheim... Ein historischer Rückblick. Lehrte: Lehmann-Verl. 2004. 304 S., Abb.
82. Der Bücherfürst des 17. Jahrhunderts. Herzog August der Jüngere. o.O.: Vernissage-Verlag 2004. 65 S., Abb. (Vernissage 14/04)
83. PUFFFAHRT, Otto: Der Gartower Grenzreiss zwischen Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg vom 28. Oktober 1699. Lüneburg: Puffahrt 2004. 22 S., Kt.
84. BAKHAREVA, Tatiana: Charlotte Christine Sophie von Braunschweig-Wolfenbüttel (1694–1715). Hannover: Verf. 2005. 126 S.
85. HUCK, Jürgen: Levin Adam Bock von Wülfringen. Ein Beispiel für stiftshildesheimische Adlige am Herzogshof zu Wolfenbüttel um 1700. In: Die Diözese Hildesheim. Jg. 72. 2004. S. 307–334, Abb.
86. FIMPEL, Martin: Lauern auf den Vasallentod. Das Ende der Herren von Bartensleben auf Schloß Wolfsburg 1742. In: Braunschw. Jb. f. Landesgesch. Bd. 85. 2004. S. 101–118, 3 Abb.
87. SCHMIDT, Hanns H. F.: „Frohlockendes Blankenburg“ – von der Lebensart in der barocken Residenz von Herzog Ludwig Rudolph von Braunschweig-Wolfenbüttel. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. S. 83–87, 6 Abb.

88. KIEKENAP, Bernhard: Karl und Wilhelm, die Söhne des Schwarzen Herzogs: Bd. 3: Braunschweig nach 1848, Herzog Wilhelm und die Regenten. Braunschweig: Appelhans 2004. 400 S., Abb.
89. RUBEN, Gunnhild: „Bitte mich als Untermieter bei Ihnen anzumelden!“ Hitler und Braunschweig 1932–1935, die Brisanz der Braunschweiger Einbürgerung, Hitlers Überraschungsbesuch 1935, das Lehndorfer Aufbauhaus. Norderstedt : Books on Demand 2004. 163 S., Abb.
90. Topographie der Erinnerung : Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus im Gebiet der Braunschweigischen Landschaft. Hrsg. im Auftr. der Braunschweigischen Landschaft, Arbeitsgruppe Geschichtsvereine, von Frank EHRHARDT. Mit Beitr. von Reinhard BEIN. Braunschweig: Appelhans 2004, 189 S.
91. JENTER, Alfred, Hartwig SCHNEPF: Überleben. Gedanken über die Sonderausstellung des Heeseberg-Museums in Watenstedt „Überleben, die schlechte Zeit von 1938 bis 1950“. In: Landkr. Helmstedt. Kursbuch 2005. [2004]. S. 59–71, Abb.
92. Abfahrt ins Ungewisse. Drei Polen berichten über ihre Zeit als Zwangsarbeiter im Volkswagenwerk von Herbst 1942 bis Sommer 1945. Julian BANAS; Stanislaw LATACZ; Stefan ZURAWICZ; Mit e. Beitr. v. Dirk SCHLINKERT. Wolfsburg: Historische Komm. d. Volkswagen AG 2004. 109 S., Abb. (Historische Notate 9)
93. GEBHARDT, Günter: Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter des Zweiten Weltkrieges im Dienste des Harzer Forstwesens. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. S. 113–115, 4 Abb.
94. KOOPER, Björn: Zwangsarbeit von „Ostarbeitern“ 1942–1945: Frauen und Männer aus der Ukraine erinnern sich an ihre Arbeits- und Lebensbedingungen im Volkswagenwerk. Wolfsburg: Norbert Konkol 2004. 64 S., Abb.
95. THON, Ekkehard: Kindheitserinnerungen aus dem Krieg. Luftangriffe und das Kriegsende in Wolfenbüttel 1945. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 21–24.
96. ARMERDING, Hans-Erich: Jugend 1945. In: Landkr. Helmstedt. Kursbuch 2005. [2004]. S. 27–33, Abb.
97. LEISSA, Hans-Egon: Das Kriegsende in Rötgesbüttel: Bomben auf die Feldmark und Einmarsch der Amerikaner. In: Gifhorner Kreiskal. 2005. [2004]. S. 54–59, Abb.
98. KRAUS, Wilfried: Wie vier Kinder aus Rottorf bei Königslutter am 12. April 1945 den Einmarsch der Amerikaner erlebten. In: Landkr. Helmstedt. Kursbuch 2005. [2004]. S. 51–58, Abb.
99. OWZARSKI, Rolf: Blick in die Vergangenheit. In: Landkr. Helmstedt. Kursbuch 2005. [2004]. S. 199–211, Abb.
100. PAUSE, Siegfried: Gedanken zur Wiedervereinigung aus Schöninger Sicht. In: Landkr. Helmstedt. Kursbuch 2005. [2004]. S. 141–147, Abb.

Rechts-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte

101. Dauer und Wandel in Justiz und Anwaltschaft. Reden und Vorträge zum 125-jährigen Jubiläum von Oberlandesgericht und Rechtsanwaltskammer in Braunschweig 1879–2004. Edgar ISERMANN; Michael SCHLÜTER (Hrsg.). Braunschweig: Oberlandesgericht, 2004. 64 S., Abb.

102. Handbuch der niedersächsischen Landtags- und Ständegeschichte. Band 1: 1500–1806. Hrsg. v. Brage Bei der WIEDEN. Hannover: Hahn 2004. 469 S., Kt. (Veröff. d. Hist. Komm. f. Nds u. Bremen 216).
103. ISERMANN Edgar, Michael SCHLÜTER (Hrsg.): Justiz und Anwaltschaft in Braunschweig 1879–2004. 125 Jahre Oberlandesgericht und Rechtsanwaltskammer Braunschweig. Braunschweig: Meyer 2004. 236 S., Abb.
104. LAMMERS, Uwe: Die Gründung des Kreiskuratoriums Unteilbares Deutschland Braunschweig. Restauriert aus den Akten in Wolfenbüttel. In: Braunsch. Heimat. Jg. 90. H. 1. 2004. S. 20–21.
105. LILGE, Andreas: Arholzen im 16. und 18. Jahrhundert: Aufzeichnungen über Gerichtssachen erzählen vom Alltag der Bauern. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 22. 2004. S. 39–48.
106. LIPPELT, Christian: Hoheitsträger und Wirtschaftsbetrieb. Die herzogliche Amtsverwaltung zur Zeit der Herzöge Heinrich der Jüngere, Julius und Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel (1547–1613). Oldenburg: Verf. [2004]. 506 S.
107. LÖSCHE, Dietrich: Staatliche Bauverwaltung in Niedersachsen. Vom Ortsbaubeamten im Landbaudistrikt zum staatlichen Baumanagement. Bielefeld: Verl. f. Regionalgesch. 2004. 744 S., Kt. (Veröff. d. Instituts f. Hist. Landesforschung d. Univ. Göttingen 45)
108. SCHLÜTER, Michael: 125 Jahre Rechtsanwaltskammer Braunschweig. In: Braunsch. Kal. 2005. [2004]. S. 31–34, Abb.
109. SCHWARZ, Gesine: Herzogliche Scharfrichter und Abdecker des Landes Braunschweig in der Frühen Neuzeit. In: Braunsch. Jb. f. Landesgesch. Bd. 85. 2004. S. 37–76, 6 Abb.
110. VÖLKER, Horst: Der des Münzkippens angeklagte Heinrich Ständer an der Nettebrücke bei Kl. Denkte. Woher kam er? In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 104–108, Abb.
111. WASSERMANN, Rudolf: Im Wandel der Rechtskultur. Prolegomena zur neueren Geschichte des Oberlandesgerichts Braunschweig (1971–1990). In: Recht und Politik. Jg. 40. 2004, 3. S. 162–171.

Kirchengeschichte

112. ELLWARDT, Kathrin: Kirchenbau zwischen evangelischen Idealen und absolutistischer Herrschaft. Die Querkirchen im hessischen Raum vom Reformationsjahrhundert bis zum Siebenjährigen Krieg. Petersberg: Imhof 2004. 320 S., Abb.
[Braunschweig-Bezug]
113. ENGELKING, Hans-Jürgen: Die Propstei Blankenburg 1945–1992. Ein kurzer Abriss ihrer Geschichte. Wolfenbüttel: Landeskirchenamt 2004. 98 S., Abb. (Quellen u. Beitr. z. Gesch. d. Ev.-luth. Landeskirche in Braunschweig 14)
114. FUHRICH-GRUBERT, Ursula: „öffentlich und ungehindert“. 300 Jahre Evangelisch-Reformierte Gemeinde Braunschweig. Bebilderung Klaus KUHLMANN. Wuppertal: Foedus-Verl. [u.a.] 2004. 478 S., Abb., Kt.

115. Halberstadt, das erste Bistum Mitteldeutschlands. *Zeitzeugnisse von Kaiser Karl dem Großen bis zum Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg*. [Jubiläumsausstellung Städtisches Museum Halberstadt, 19. Juni–12. September 2004]. Hrsg. v. Günter MASEBERG u. Armin SCHULZE. [Katalogred.: Karin KETTNER u.a.]. Halberstadt: Städtisches Museum Halberstadt 2004. 384 S., Abb. (Veröff. d. Städt. Museums Halberstadt 29)
116. HEISE, Friedrich: Sintemal je näher der Hils je größer die Knorren! Aus der Geschichte der Delliger Kirche. In: *Jb. f. d. Landkr. Holzminden*. Bd. 22. 2004. S. 93–98.
117. HOFFMANN, Birgit: Besatzungserfahrung, Fremdherrschaft und Säkularisation. Einblicke in die Situation der Braunschweigischen Landeskirche unter napoleonischer und königlich-westfälischer Herrschaft (1806–1813). In: *Jb. d. Ges. f. nds. Kirchengesch.* Bd. 102. 2004. S. 281–308.
118. HOFFMANN, Birgit: Kirchen im Bombenkrieg. Folgen des Luftkriegs von 1940–1945 auf dem Gebiet der Braunschweigischen Landeskirche. In: *Braunschw. Jb. f. Landesgesch.* Bd. 85. 2004. S. 151–165, 7 Abb.
119. Die Kirche für Land und Leute. *Evangelisch-lutherische Landeskirche in Braunschweig*. [Red.: Michael STRAUß. Text: Rosemarie GARBE]. Wolfenbüttel 2004. 19 S., Abb., Kt.
120. KRÜGER, Thilo: *Empfangene Allmacht. Die Christologie Tilemann Heshusens (1527–1588)*. Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht 2004. 387 S. (Forschungen z. Kirchen- u. Dogmengesch. 87)
121. LEHRMANN, Joachim: *Für und wider den Wahn. Die Geschichte der Hexenverfolgung im Hochstift Hildesheim*. Lehrte: Lehrmann Verlag 2003. 272 S., Abb. [Braunschweig-Bezug]
122. RIGGERT-MINDERMANN, Ida Christine: *Die Auflösung der Frauenklöster im Bistum Hildesheim zu Beginn des 19. Jahrhunderts, dargestellt am Beispiel der Klöster Wöltingerode, Escherde, Dorstadt und Heiningen*. In: *Umbruch oder Übergang? Die Säkularisation von 1803 in Norddeutschland*. Hildesheim: Bernward 2004. S. 299–317, Abb.
123. RÖMER, Christof: *Die Auflösung von Klöstern: das Benediktinerkloster St. Ludgeri von Helmstedt 1802–1803*. In: *Umbruch oder Übergang? Die Säkularisation von 1803 in Norddeutschland*. Hildesheim: Bernward 2004. S. 277–297.
124. ROSE, Alexander: *Der Kirchenkampf im Kreis Peine. Die evangelischen Kirchenkreise Peine, Solschen und Sievershausen in der Hitlerzeit. Die evangelische Kirche im Kampf gegen die Deutschen Christen, im Kampf gegen kirchenfeindliche Tendenzen in der Nazizeit, im Kampf um eine angemessene theologische Position*. Peine: Eigenverl. 2004. VI, 294 S., Abb.
125. SCHLOTHEUBER, Eva: *Klostereintritt und Bildung. Die Lebenswelt der Nonnen im späten Mittelalter, mit einer Edition des 'Konventstagebuchs' einer Zisterzienserin von Heilig-Kreuz bei Braunschweig (1484–1507)*. Tübingen: Mohr Siebeck 2004. IX, 612 S. (Spätmittelalter u. Reformation 24)
126. VELTHEIM, Mechtild von: *Der neue Konvent im Kloster St. Marienberg*. In: *Landkr. Helmstedt. Kursbuch 2005*. [2004]. S. 149–152.

127. WEBER, Friedrich: Kirche im Wandel. Theologische Grundbestimmungen, Leitvorstellungen und Aufgaben für die Evangelisch-lutherische Landeskirche in Braunschweig, Wolfenbüttel 2004. 40 S.

Wirtschafts- und Verkehrsgeschichte

Bergbau, Hütten

128. ARTELT, Peter: Die Königshütte in Bad Lauterberg, ein alter Harzer Eisenhüttenbetrieb. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. S. 123–126, 5 Abb.
129. BISCHOFF, Willi: Das historische Buttermilcherz von Sankt Andreasberg. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2005. [2004]. S. 70–73.
130. BODE, Ulrich: Einführung einer Harzer Erfindung auf der Zeche „Zollverein“ in Essen vor fast 150 Jahren. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2005. [2004]. S. 140–141, Abb.
131. GAEVERT, Horst: Kupfer-, Blei- und Silbererzbergbau in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Raum Stiege-Hasselfelde-Trautenstein. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. T.1: S. 63–67, 3 Abb.; T. 2: S. 87–93, 7 Abb.; T. 3: S. 108–112, 7 Abb.
132. GEBHARD, Günter: Zum Köhlereiwesen des einseitigen und Kommunionharzes im Dienste der Hüttenwerke von 1660 bis 1930. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. S. 67–71, 4 Abb.
133. HÄDICKE, Manfred: Königshall-Hindenburg – ein Kalibergwerk mit wechselvoller Betriebsgeschichte. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2005. [2004]. S. 136–139, Abb.
134. HILLEGEIST, Hans-Heinrich: 20 Jahre Förderkreis Königshütte Bad Lauterberg e. V. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2005. [2004]. S. 47–51, Abb.
135. Die Ilseder Hütte. Zusammengestellt von Förderverein „Haus der Geschichte“ e. V. Erfurt 2004. 128 S., Abb.
136. KOCH, Michael: Experimentielle Archäologie und Schlackenbolde auf Domäne Heidbrink: Versuche zur Rekonstruktion des mittelalterlichen Rennfeuerfahrens. Mit 15 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 22. 2004. S. 119–128.
137. KOCH, Michael: Der historischen Eisenverhüttung auf der Spur. Experimente mit der alten Rennfeuer-technologie. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 47–52, Abb.
138. KRASCHEWSKI, Hans-Joachim: Steinkohle als Energieträger. Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel und der Kohlenbergbau bei Hohenbüchen am Hils in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In: Nds. Jb. f. Landesgesch. Bd. 76. 2004. S. 181–218.
139. LAUB, Gerhard: Zur Frage des Wirkens der „Venediger“ in Harzer Höhlen. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2005. [2004]. S. 107–109, 2 Abb.
140. LIEBMAN, Wilfried: Die Aufwältigung des Beerberger Stollens. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2005. [2004]. S. 74–77, Abb.
141. MEYERHOFF, Kurt: Der „hole wech“. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2005. [2004]. S. 143–147, Abb.
142. RADDAY, Helmut: Denkmale der Montangeschichte in der Bergstadt Clausthal-Zellerfeld. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. S. 163–170, 15 Abb.

143. Der Riechenberger Vertrag. Goslar: Goslarsche Zeitung 2004. 217 S., Abb. (Ramelsberger Forum 3)
144. RÖGENER, Wilhelm: Aufschlagwasser vom Großen Kreuzbachtal zum Iberg bei der Bergstadt Grund schon um 1680? In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2005. [2004]. S. 78–80, Abb.

Land- und Forstwirtschaft, Industrie, Handel

145. AHLERS, Rolf, Theodor EGGERS: Abwasserverband Braunschweig. 50 Jahre erfolgreich tätig für Mensch und Umwelt durch Reinigung und landwirtschaftliche Verwertung kommunaler Abwässer. Wendeburg: Uwe Krebs 2004. 216 S., Abb.
146. ALBRECHT, Richard: Die Landwirtschaft im Landkreis Holzminden. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 92–97, Abb.
147. ALLERKAMP, Jürgen: Die NORD/LB und der Finanzplatz Niedersachsen. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 120–124, Abb.
148. BIRKE, Michael: Stiebel Eltron – ein mittelständisches Unternehmen. 80 Jahre Technik zum Wohlfühlen. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 134–141, Abb.
149. BÖTTCHER, Horst: Etwas aus der Vergangenheit des Wasserkraftwerkes im Kaiser-Wilhelm-II-Schacht. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2005. [2004]. S. 57–59, Abb.
150. BRAEDT, Michael, Hansjörg HÖRSELJAU, Frank JACOBS, Friedhart KNOLLE: Die Sprengstofffabrik „Tanne“ in Clausthal-Zellerfeld. Geschichte und Perspektive einer Harzer Rüstungsaltnast. 3. Aufl. Clausthal-Zellerfeld: Papierflieger 2004. 166 S., Abb., Kt.
151. BRINKMANN, Werner: Die Geschichte der Schickert-Werke begann bereits 1937. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2005. [2004]. S.153–156, Abb.
152. Calberlah steht unter Strom – seit 1918. In: Gifhorner Kreiskal. 2005. [2004]. S. 83–86, Abb.
153. DEROW, Katja: Symrise – Duft, Aromen und Kosmetik im Zeichen von Kolibri und Drachen. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 126–132, Abb.
154. ECKERT, Horst: Ein Streit um Holz zwischen dem Kloster Riddagshausen und den Bauern von Klein Schöppenstedt. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 38–54, Abb.
155. FRICKE, Rudolf G. A.: Günther und Tegetmeyer. Werkstatt für wissenschaftliche Apparate, ein Braunschweiger Unternehmen mit Weltruf. In: Braunschw. Heimat. Jg. 90. H. 2. 2004. S. 14–19, Abb.
156. GEBHARDT, Günter: Über die Torfgräberei im Oberharz von 1571 bis 1970. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. S. 7–10, 7 Abb.
157. HEIMLICH, Bernd: Die Anfänge der modernen Handwerksorganisation in Gifhorn. In: Gifhorner Kreiskal. 2005. [2004]. S. 47–49, Abb.

158. JAHNS, Werner: Die Wirtschaft im Braunschweiger Weserkreis von 1816 bis 1839 im Spiegel des Exports nach Bremen. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 22. 2004. S. 49–68.
159. KANZER, Dietmar: Rollei – ein Mythos schreibt Fotogeschichte. In: Braunschw. Kal. 2005. [2004]. S. 102–104, Abb.
160. KRÄMER, Martin: Etwas besseres finden wir überall – Grünenplaner Wirtschaftsflüchtlinge in Osteuropa, 1791–1815. Mit 2 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 22. 2004. S. 69–92.
161. KRECKMANN, Ingrid: Über die Seidenraupenzucht in Osterode. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2005. [2004]. S. 120–123, Abb.
162. KRUEGER, Thomas: Fürstenberg- Porzellan aus Niedersachsen. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 109–119, Abb.
163. Die Messinghütte in Bündheim. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 70. 2004. S. 4–10, Abb.
164. MÖLLER, Klaus-Peter: Die Weserbergland AG: Partner für die Wirtschaft in den Landkreisen Hameln-Pyrmont, Holzminden und Schaumburg. In: Neues Archiv f. Nds. 2. 2004. S. 44–48.
165. PAERSCH, Axel: Die Wälder sind eingerichtet. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. S. 206–208, Abb.
166. PRÄTORIUS, Gerhard: „Projekt Region Braunschweig“ – kooperatives Wachstumskonzept für die Region. In: Neues Archiv f. Nds. 2. 2004. S. 55–59.
167. PRIEBBS, Axel: Raum Hannover-Braunschweig-Göttingen auf dem Weg zur Europäischen Metropolregion. In: Neues Archiv. f. Nds. 2. 2004. S. 101–112.
168. REINBOTH, Fritz: Das Schotterwerk bei Walkenried – ein hundertjähriges Industriedenkmal. In: Unser Harz. Jg. 52. S. 3–7, 4 Abb.
169. SCHAPER, Henning: Treibjagd der Geschichte. Die Geschichte einer mittelständischen Industrieaufirma mit Tradition. In: Braunschw. Kal. 2005. [2004]. S. 120–122, Abb.
170. SIENK, Thorsten: Hinter alten Sandsteinmauern eine moderne Brauerei. Seit 150 Jahren wird in Allersheim Bier gebraut. In: In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 102–108, Abb.
171. TÖDTEBERG, Gerda: Altpapier, Schrott und Tradition. Firma Behrens in mehreren Generationen in Osterode und Freiheit. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 60. 2004. S. 68–73, Abb.
172. VOGEL, Dietrich, Otto KÜNNECKE: Handwerk – traditionsbewusst und innovativ. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 98–101, Abb.
173. WIDUCKEL, Werner: AutoVision – Wachstum durch Strategie und Qualität. In: Neues Archiv f. Nds. 2. 2004. S. 60–63.

Post, Verkehr

174. AHLERS, Rolf, Wilfried LOCHTE: Wendeburg-Braunschweig, die erste Kraftpost-Omnibuslinie von Heinrich Büssing. Wendeburg: Krebs 2004. 80 S., Abb.

175. BORNEMANN, Manfred: Ellrich und Walkenried – Brennpunkte im innerdeutschen Grenzverkehr 1945 bis 1952. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. S. 183–196, 11 Abb.
176. HERZ, Ulrich: Bw Goslar. Ein Nordharzer Bahnbetriebswerk der Dampflochzeit. 3. Aufl. Goslar: Goslarsche Zeitung 2004. 208 S., Abb.
177. HODEMACHER, Jürgen: Verkehrswege im Land Braunschweig. Die Braunschweig-Schöninger Eisenbahn. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 67–71, Abb.
178. HÖLTGE, Dieter: Die Braunschweiger Straßenbahn. Personen-Nahverkehr in Braunschweig. 2. Aufl. München: GeraMond-Verl. 2004. 159 S., Abb. Kt.
179. KUTSCHER, Rainer: Vor dem 1. Weltkrieg plante man eine Eisenbahntrasse von Clausthal über Buntenbock und Lerbach nach Osterode. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. S. 233–234, 2 Abb.
180. QUERFURTH, Karsten: Über 50 Jahre Siemens Verkehrssteuerung in Braunschweig. La Ola für den Straßenverkehr. In: Braunschw. Kal. 2005. [2004]. S. 81–83, Abb.
181. ROCKSTEDT, Gerhard: Zunahme der Verkehrsunfälle durch Wild im Harz. In: Unser Harz. Jg. 52. 2004. S. 208–210, 3 Abb.
182. SEERINGER, Frank: Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes im Westharz. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 60. 2004. S. 98–101.
183. SPRENGER, Eberhard: Die zwei Bahnhöfe in Ehmen mit dem Kalibergwerk und dem Luftwaffentanklager. In: Gifhorner Kreiskal. 2005. [2004]. S. 68–73, Abb.

Geschichte des geistigen und kulturellen Lebens

Universitäten, Schulen

184. AHRENS, Sabine: Die Lehrkräfte der Universität Helmstedt (1576–1810). Helmstedt: Landkr. Helmstedt 2004. 273 S., Abb. (Veröff. d. Kreismuseen Helmstedt 7)
185. ALBERT-MEISIECK, Sofie: „Stiftung Landschulheim am Solling“ (LSH) – Tradition und zeitgemäßes Lernen. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 149–154, Abb.
186. Chronik des Landesbildungszentrums für Hörgeschädigte Braunschweig. Eine Textsammlung. 175 Jahre Hörgeschädigtenbildung in Braunschweig. [Hrsg.:] Hajo H. FRERICHS. Braunschweig: Landesbildungszentrum für Hörgeschädigte 2004. 63 S., Abb.
187. DONNER, Sandra: Höhere Mädchen- und Frauenbildung im ausgehenden 19. Jahrhundert dargestellt am Beispiel der Schloßanstalten Wolfenbüttel. Börßum: Verf. 2004. 245 S.
188. EDER, Ekkehard: Die Schule in Riefensbeek-Kamschlacken. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2005. [2004]. S. 116–120, Abb.
189. GIERMANN, Joachim: Unwiederbringlich. In: Altstadt-Kurier. Jg. 9. 2004. H. 2. S. 6–10. 7 Abb.
[Betr.: Liquidierung der Landwirtschaftlichen Lehranstalten in Helmstedt]
190. Gymnasium Große Schule : Schulchronik 2003 / Red.: Rudolf ORDON. Wolfenbüttel: Gymnasium Große Schule, 2004. 123 S., Abb.

191. HENNING, Rosemarie: Die Schlossschule zu Wolfenbüttel. Ihr Werden und Wirken von 1866–1921. Wolfenbüttel: Stadt Wolfenbüttel 2004. 170 S., Abb. (Beitr. z. Gesch. d. Stadt Wolfenbüttel, Sonderh.)
192. JOHANSEN, Melsene: Sicher verwurzelt, Neues entdecken – das Julianum. In: Landkr. Helmstedt. Kursbuch 2005. [2004]. S. 179–192, Abb.
193. KLEIN, Boris: De la transmission des savoirs au sein des universites a l'epoque moderne. Le cas Universites de Helmstedt et d'Ingolstadt dans la seconde moittie du XVII siecle. Lyon: Verf. 2004. 129 S.
194. OHM, Wilfried: HAWK – Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst FH Hildesheim/Holzminden/Göttingen. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 156–166, Abb.
195. SCHÜTZE, Wolfgang: 1775–2005: 230 Jahre Bergschule zu Clausthal. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2005. [2004]. S. 26–37, Abb.
196. VÖLKER, Eberhard: Geschichte des Werner-von-Siemens-Gymnasiums Bad Harzburg. Bad Harzburg: Verf. 2004. 336 S., Abb.

Architektur, Kunstgeschichte und Denkmalpflege

197. 250 Jahre Museum. Von den fürstlichen Sammlungen zum Museum der Aufklärung. Ausstellung in der Burg Dankwarderode, Braunschweig, 29. April bis 22. August 2004 Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig, Kunstmuseum des Landes Niedersachsen. [Konzeption von Ausstellung und Katalog: Alfred WALZ, Red. und Lektorat: Michael WENZEL]. München: Hirmer 2004. 319 S., Abb.
198. Das Herzog Anton Ulrich-Museum in Braunschweig und seine Sammlungen. 1578–1754–2004, hrsg. v. Jochen LUCKHARDT. Red.: Wolfgang LESCHHORN, mit Beitr. v. Thomas DÖRING. München: Hirmer 2004. 384 S., Abb.
199. Historische Bauten in Stadt und Landkreis Peine Teil 2/1990–2004: vorher-nachher. Peine: Kreismuseum Peine 2004. 21 ungez. Bl., Abb. (Schriftenreihe des Kreismuseums Peine 30)
200. HORKÝ, Mila: 250 Jahre Herzog Anton Ulrich-Museum in Braunschweig. In: Aus dem Antiquariat. 2004, 4. S. 292–294.
201. JÜNKE, Wolfgang A.: Die Initiative „Rettet bedrohte Kunstwerke“ in Braunschweig. In: Braunschw. Heimat. Jg. 90. H. 1. 2004. S. 22–25, Abb.
202. JUNG, Günter: „Lichthäuser“. Vorbeugender Brandschutz in den Scheunen des 19. Jahrhunderts. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 75–78, Abb.
203. LEIBER, Christian: Bewahrer des kulturellen Erbes. Die archäologische Denkmalpflege in Holzminden. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 42–46, Abb.
204. LUCKHARDT, Jochen: Überleben (sich) die alten Museen? Eine Polemik zum 250. Geburtstag des Herzog Anton Ulrich-Museums in Braunschweig. In: Museumskunde. Bd. 69. 2004, 1. S. 58–61.
205. MÄRZ, Olaf, Svenja ZELL: Forschungsprojekt „Kulturraum Oberweser“ abgeschlossen. In: Ber. z. Denkmalpflege in Nds. Jg. 24. 2004. S. 57–59, 4 Abb.

206. Das Malerbuch des 20. Jahrhunderts. Die Künstlerbuchsammlung der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Bearb. v. Werner ARNOLD. Wiesbaden: Harrassowitz 2004. 454 S., Abb. (Wolfenbütteler Schriften z. Gesch. d. Buchwesens 37)
207. Peter Paul Rubens. Barocke Leidenschaften; Ausstellung im Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig, 8. August bis 31. Oktober 2004. Herzog Anton Ulrich-Museum, Kunstmuseum des Landes Niedersachsen. Nils BÜTTNER und Ulrich HEINEN unter Mitarb. v. Birgit FRANKE, mit Beitr. v. Thomas DÖRING. München: Hirmer 2004. 352 S., Abb.
208. ROHDE, Jürgen: Jugendstil und Fachwerk. Beispiele aus Hankensbüttel und Wittlingen. In: Gifhorner Kreiskal. 2005. [2004]. S. 91–97, Abb.
209. ROST, Falko: Bauaufgaben in schwierigen Zeiten. Bautätigkeit in der Landeskirche 1918 bis 1947. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 28–37, 3 Abb.
210. ROST, Falko: Kirchliche Bauten des 19. Jahrhunderts im Gebiet der Kreisdirektion Helmstedt. In: Landkr. Helmstedt. Kursbuch 2005. [2004]. S. 153–171, 15 Abb.

Literatur

211. BOLD-STÜLZEBACH, Annette: Literatur in Braunschweig – eine Förderminiatur? In: Braunschw. Kal. 2005. [2004]. S. 35–38.
212. COTT, Georg Oswald: Der Wortwächter am Schrein des Buches. Begegnung mit Werner Kraft. In: Braunschw. Kal. 2005. [2004]. S. 59–63, Abb.
213. Eulenspiegel-Jahrbuch 2004. Im Auftr. d. Freundeskreises Till Eulenspiegels e. V. hrsg. v. Hans-Joachim BEHR. Bd. 44. Schöppenstedt 2004. 203 S., Abb.
214. FELLECKNER, Stefan: Heidi Schmidt – eine christliche Buchautorin. In: Gifhorner Kreiskal. 2005. [2004]. S. 106–108, Abb.
215. Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft. Jg. 45. 2004. Hrsg. v. Ulf-Michael SCHNEIDER u. Silvia Serena TSCHOPP. Tübingen: Niemeyer 2004. V, 146 S.
216. KLEIN, Angela: Die Schillerfeier 1859 in Braunschweig und Wolfenbüttel. In: Braunschw. Kal. 2005. [2004]. S. 95–97, Abb.
217. KRAFT, Stephan: Geschlossenheit und Offenheit der „Römischen Octavia“ von Herzog Anton Ulrich. „Der roman macht ahn die ewigkeit gedencken, den er nimbt kein endt.“ Würzburg: Königshausen & Neumann 2004. 214 S.

Theater, Musik

218. Gitarre und Zister. Bauweise, Spieltechnik und Geschichte bis 1800. Monika LUSTIG [Hrsg.]. Michaelstein: Stiftung Kloster Michaelstein 2004. 309 S. (Michaelsteiner Konferenzberichte 66)
219. GROPPER, Wolfgang: Staatstheater Braunschweig. Gedanken des Generalintendanten. In: Braunschw. Kal. 2005. [2004]. S. 25–27, Abb.
220. GÜTLER, Werner Walter: „Die Hausbühne“ – ein Refugium für Theaterbegeisterte in Osterode. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 60. 2004. S. 49–54.

221. **Lebenselixier, Theater, Budenzauber, Freilichtspektakel im alten Reich. Band 1: Das Rechnungswesen über öffentliche Vergnügungen in Hamburg und Leipzig (mit einem Anhang zu Braunschweig). Quellen und Kommentare.** Hrsg. v. Bärbel RUDIN in Verb. mit Horst FLECHSIG und Lars REBEHN. Reichenbach im Vogtland: Neuberin-Museum 2004. 406 S., Abb. (Schriften d. Neuberin-Museums 13)
222. **RADDAY, Helmut: Im Schatten Lessings. Johann Friedrich Löwen aus Clausthal – Mitbegründer und Direktor des ersten Deutschen Nationaltheaters.** In: *Allgem. Harz-Berg-Kal.* 2005. [2004]. S. 42–46, Abb.
223. **WILHELM, Rüdiger: Gottfried Fritzsches Orgelbauten in Braunschweig, Wolfenbüttel und Umgebung.** In: *Theatrum Instrumentorum Dresdense.* Schneverdingen: Karl Dieter Wagner 2003. S. 196–218, Anhang.

Volkskunde, Sprachgeschichte, Namenskunde

224. **KRAFFT, Hans Werner: Legenden und Aberglaube. Einhornjagd, Olifant und schwarze Hühner.** In: *Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51.* 2005. [2004]. S. 139–145, Abb.
225. **KRECKMANN, Ingrid: Einiges über die Sindrams und ihr Wappen.** In: *Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 60.* 2004. S. 36–40, 5 Abb.
226. **PFLAUMANN; Ingrid: Taufengel im Harz- und Vorharzgebiet.** In: *Allgem. Harz-Berg-Kal.* 2005. [2004]. S. 65–69, Abb.

Natur, Umweltschutz

227. **AHLERS, Rolf: Die Braunschweiger Rieselfelder heute. Fotos von Uwe KREBS.** In: *Braunschw. Heimat. Jg. 90. H. 2.* 2004. S. 4–6, Abb.
228. **ARNOLDT, Hans-Martin: Der Bluthänfling – ein Steppenvogel auf dem Rückzug.** In: *Milvus Braunschweig. Jg. 23.* 2004. S. 51–54, Abb.
229. **BOLLMEIER, Martin, Albrecht GERLACH, Anke KÄTZEL: Flora des Landkreises Goslar.** Braunlage: Naturwiss. Verein Goslar 2004. 1224 S. (Mitteilungen des Naturwiss. Vereins Goslar 42.44)
230. **DORGE, Karl-Heinz: Wiesenweihe (Circus pygargus) Brutvogel im Landkreis Helmstedt.** In: *Milvus Braunschweig. Jg. 23.* 2004. S. 37–40, Abb.
231. **Funktionsüberprüfung eines neuartigen Bürstenfischpasses am Okerwehr Rünigen vor dem Hintergrund der EU-Wasserrahmenrichtlinie.** In: *Braunschw. naturkundliche Schriften. Bd. 7.* 2004, 1. S. 143–157.
232. **GAYGER, Joseph: Jahresvogel Zaunkönig (Troglodytes troglodytes). Ein kleiner Vogel mit großer Stimme.** In: *Gifhorner Kreiskal.* 2005. [2004]. S. 126–128, Abb.
233. **GAYGER, Joseph: Die Weiß-Tanne (Abies alba) – Jahresbaum 2004.** In: *Gifhorner Kreiskal.* 2005. [2004]. S. 129–131, Abb.
234. **GREVE, Karl: Eine Nilgans (Alopochen aegyptiacus) als „Baumbrüter“ in den Braunschweiger Rieselfeldern.** In: *Milvus Braunschweig. Jg. 23.* 2004. S. 29–30, 2 Abb.
235. **HARTMANN, Rainer: Die wirbellosen Tiere der Einhornhöhle.** In: *Unser Harz. Jg. 52.* 2004. S. 35–36, 2 Abb.

236. HERMENAU, Bernd: Beobachtungen des Austernfischers (*Haematopus ostralegus*) 2004. In: *Milvus Braunschweig*. Jg. 23. 2004. S. 41–48, 5 Abb.
237. HERRMANN, Klaus: Die Geschichte des Wolfes im Gifhorner Schloss wird bald aus einer anderen Perspektive erzählt werden. In: *Gifhorner Kreiskal.* 2005. [2004]. S. 122–125, Abb.
238. HEUER, Jürgen, Manuel BUNK: Rotmilan (*Milvus milvus*) als Nahrungsschmarotzer beim Menschen. In: *Milvus Braunschweig*. Jg. 23. 2004. S. 33–35, Abb.
239. HÖRMANN, Dieter: Bärlappgewächse im Rumohrthal bei Holzminden. Mit 5 Abb. In: *Jb. f. d. Landkr. Holzminden*. Bd. 22. 2004. S. 7–12.
240. JÜRGENS, Rolf: Kraniche ziehen immer später durch den Landkreis Wolfenbüttel. In: *Heimatsbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel*. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 135–138, Abb.
241. JÜRGENS, Rolf: Die Teichralle im Wasservogelreservat „Schöppenstedter Teiche“ und im besonders geschützten Biotop „Zuckerfabrikteich am Wormelsberg“ am südlichen Stadtrand von Schöppenstedt. In: *Milvus Braunschweig*. Jg. 23. 2004. S. 19–21, 4 Abb.
242. JÜRGENS, Rolf: Der Zaunkönig. Vogel des Jahres 2004 und Zwerg unter den Singvögeln. In: *Heimatsbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel*. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 122–123, Abb.
243. KONRAD, Volker: Erstnachweis eines Thorshühnchens (*Phalaropus fulicarius*) im Oberwesertal. Mit 3 Abb. In: *Jb. f. d. Landkr. Holzminden*. Bd. 22. 2004. S. 13–22.
244. KRAFFT, Hans Werner: Vogel der Könige, König der Vögel – der Adler. Adler im Gifhorner Land. In: *Gifhorner Kreiskal.* 2005. [2004]. S. 117–119, Abb.
245. MOHRMANN, Wilfried: Orchideen im Landkreis Holzminden. Das Knabenkraut. Mit 9 Abb. In: *Jb. f. d. Landkr. Holzminden*. Bd. 22. 2004. S. 1–6.
246. OLDEKOP, Werner, Wilfried PASZKOWSKI: Bemerkenswerte Tafelenten-Bruten in den Meiner Teichen. In: *Milvus Braunschweig*. Jg. 23. 2004. S. 49–50, 2 Abb.
247. RACKOW, Wolfgang: Die Fledermäuse der Einhornhöhle. In: *Unser Harz*. Jg. 52. 2004. S. 33–35, 2 Abb.
248. RICHTER, Wolfram: Das Leuchtmoos – eine faszinierende Pflanze aus dem Harz. In: *Unser Harz*. Jg. 52. 2004. S. 234–236, 4 Abb.
249. THAMM, Reinhard: Farbberingte Silbermöwen in Gifhorn und Umgebung. In: *Milvus Braunschweig*. Jg. 23. 2004. S. 23–27, Abb.
250. TEICHLER, Karl-Heinz: Aktuelle Vorkommen des Bierschneegels – *Limacus flavus* (Linnaeus 1758) – im südlichen Niedersachsen (Gastropoda: Limacidae). In: *Milvus Braunschweig*. Jg. 23. 2004. S. 73–77, 1 Abb.
251. UDE-KOELLER, Susanne: Auf gebahnten Wegen. Zum Naturdiskurs am Beispiel des Harzklubs e.V. Münster [u.a.]: Waxmann 2004. 310 S., Abb. (Internationale Hochschulschriften 417)
252. VELTEN, Peter, Fritz J. KRÜGER: Das Schutzgebiet des ehemaligen Steinbruchs Baddeckenstedt. In: *Milvus Braunschweig*. Jg. 23. 2004. S. 55–58, 2 Abb.
253. WIMMER, Walter: Zum Auftreten von Neozoen in der Braunschweigischen Weichtierfauna. In: *Milvus Braunschweig*. Jg. 23. 2004. S. 59–72, 17 Abb.

254. WINKEL, Wolfgang, Doris WINKEL: Vögel, Säugetiere und Insekten als Bewohner von Meisenkästen; Befunde aus Untersuchungsgebieten bei Braunschweig und Lingen/Emsland. In: *Milvus Braunschweig*. Jg. 23. 2004. S. 1–18, Abb.

Geschichte einzelner Orte

255. SCHMIDT, Hans: Der Urlaubsort *BAD HARZBURG* während des 1. Weltkrieges und danach. In: *Uhlenklippen-Spiegel*. Nr. 71. 2004. S. 3–9, Abb.
256. WEDEKIND, Hans-Hermann: Die Harzburg als Amtssitz der Herzöge von Wolfenbüttel-Braunschweig. In: *Uhlenklippen-Spiegel*. Nr. 70. 2004. S. 30–37, Abb.
257. WEDEKIND, Hans-Hermann: Das neue Fürstl. Amtshaus zur Hartzburg vor dem Hartz gelegen. In: *Uhlenklippen-Spiegel*. Nr. 69. 2004. S. 40–44, Abb.
258. PAUER, Ernst: Die Geschichte von *BARWEDEL*. Barwedel: Verf. 2004. 568 S., Abb.
259. BOCK, Eike: Wat de Lue sek in *BEREL* vertellt hät. Berel: Verf. 2004. 114 S.
260. ECKEBRECHT, Peter: Ein mittelalterlicher Graben und Spuren einer alten Dorfschmiede in Berel. In: *Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel*. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 109–111, Abb.
261. OLBRICH, Sven: Die Bockwindmühle in *BERKLINGEN*. Als der Wind noch der launische Geselle der Müller war. In: *Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel*. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 59–63, Abb.
262. KORN, Harald: Das letzte Kriegsjahr in *BORNUM*. In: Landkr. Helmstedt. Kursbuch 2005. [2004]. S. 41–49, Abb.
263. HODEMACHER, Jürgen: *BORTFELD* – Brauchtum in einem alten Bauerndorf. In: *Braunschw. Kal.* 2005. [2004]. S. 64–65, Abb.
- BRAUNSCHWEIG* s. auch Nr. 7, 52, 80, 89, 101, 103, 108, 111, 114, 155, 174, 178, 180, 186, 197, 198, 200, 201, 207, 211, 216, 219, 223.
264. 110 Luftbilder. Mit dem Ballon über Braunschweig und anderen Orten. [Text, Red. und Bearb.: Frank BEIER]. Braunschweig: Städtisches Museum 2004. 42 S.
265. 250 Jahre. Geschichte und Geschichten einer Versicherung. Braunschweig: Öffentliche Versicherung 2004. 32 S., Abb.
266. ACKERS, Walter: Die Kultur des Stadtbilds – neue Ansichten zur alten Stadt: Braunschweig. In: *Neues Archiv f. Nds.* 1. 2004. S. 49–65, 10 Abb.
267. AHRENS, Sabine: 250 Jahre Naturhistorisches Museum in Braunschweig. Eine „Pflanzstätte für die naturgeschichtliche Bildung. Mit Beitr. von Dietrich BERNECKER. Braunschweig: Staatliches Naturhistorisches Museum 2004. 407 S., Abb.
268. ALPER; Götz, Karsten KABLITZ: Die mittelalterliche Großstadt Braunschweig. In: *Archäologie, Land, Niedersachsen*. Oldenburg: Isensee 2004. (Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland. Beih. 42) S. 653–658.
269. *BilderBuch Alte Meister Braunschweig*. [Gemäldegalerie alter Meister im Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig, Kunstmuseum des Landes Niedersachsen] München: Langemann u. Langemann 2004. 87 S., Abb.
270. *Braunschweig-Parcours 2004*. Katalog zum Braunschweig-Parcours 2004. [Red.: Anja HESSE u.a.] Braunschweig: Appelhaus 2004. 96 S., Abb.

271. BÜRGER, Peter: Warum nicht Braunschweig? Über bekannte und weniger bekannte Museen. In: *Museumskunde*. Bd. 69. 2004, 1. S. 62–66.
272. EBERLE, Martin: Auf der Straße. Fotografien der 1950er und 1960er Jahre von Lutz DILLE. [Katalog zur Ausstellung 29. August–7. November 2004, Städtisches Museum Braunschweig]. Braunschweig: Städtisches Museum 2004 102 S.
273. Das gebaute Braunschweig. Fünf Städte – eine Stadt. Städtebauliches Leitbild Innenstadt. Braunschweig: Appelhaus 2004. 120 S., Abb., Kt.
274. HAASE, Evelin: Die ethnographische Sammlung Herzog Johann Albrechts. Souvenirs einer fürstlichen Hochzeitsreise. [Unter Mitarb. von Dorothee SCHLORDT]. Hildesheim [u.a.]: Olms 2004. 222 S., Abb.
275. HEITFEUß, Dieter: Alt-Braunschweig und sein Wiederaufbau nach 1945. In: *Braunschw. Kal.* 2005. [2004]. S. 55–58, Abb.
276. Hexen. [Ausstellung „Hexen“, 20.04.–06.06.2004, Braunschweig]. Hrsg. v. Gerd BIEGEL. Braunschweig: Braunschw. Landesmuseum 2004. (Veröff. d. Braunschw. Landesmuseums 109)
277. HOFFMEISTER, Kurt: Fußball. Der Siegeszug begann in Braunschweig. 1. Aufl. Braunschweig: Hoffmeister 2004. 72, 12 S., Abb.
278. JACOBASCH, Stefan, Robert SLAWSKI: Mit dem Rad um Braunschweig. Von Kurzausflügen bis Tagestouren. Radfahren zwischen Harz und Heide. 3., neu bearb. u. erw. Aufl. Braunschweig: Zelter 2004. 208 S., Abb.
279. Die Kopfsteuerbeschreibungen der Stadt Braunschweig von 1672 und 1687, bearb. v. Heinrich MEDEFIND. Hannover: Hahn 2004. 362 S., Kt. (Veröff. d. Hist. Komm. f. Nds. u. Bremen 221)
280. KUNZE, Rainer: Auf dem Weg zum modernen Braunschweig. Eine illustrierte Stadtgeschichte; Hardcopy der geplanten Buchausgabe. Braunschweig: Selbstverl. 2004. 318 S., Abb., Kt.
281. LACZNY, Wolfgang: Die Bewerbung Braunschweigs und der Region um den Titel „Kulturhauptstadt Europas 2010“. In: *Neues Archiv. f. Nds.* 1. 2004. S. 85–88.
282. LESCHHORN, Wolfgang: Das Herzog Anton Ulrich-Museum in Braunschweig und seine Sammlungen 1578–1754–2004. In: *Braunschw. Kal.* 2005. [2004]. S. 105–107, Abb.
283. LUNGERSHAUSEN, Axel: Buntmetallfunde und Handwerksrelikte des Mittelalters und der frühen Neuzeit aus archäologischen Untersuchungen in Braunschweig. Rahden/Westf.: Leidorf 2004. 352 S., Abb. (Materialhefte z. Ur- u. Frühgesch. Nds. 34)
284. MODERHACK, Richard: Der Bohlweg, die historische Nord-Süd-Achse Braunschweigs, und seine Bebauung in früherer Zeit. In: *Braunschw. Kal.* 2005. [2004]. S. 76–78, Abb.
285. RABBOW, Arnold: Wo ruhen Heinrich und Matilde? Fragen nach den Grabstätten im Braunschweiger Dom. Plädoyer für eine DNA-Analyse. In: *Braunschw. Jb. f. Landesgesch.* Bd. 85. 2004. S. 167–177.
286. RÖTTING, Hartmut: Braunschweig, Frühzeit. Vom brunonischen „Herrenhof“ zur welfischen Gruppenstadt. In: *Archäologie, Land, Niedersachsen*. Oldenburg: Isensee 2004. (Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland. Beih. 42). S. 647–653.

287. RUPPELT, Georg: Braunschweig, mein Braunschweig. Literarische Annäherungen. Hameln: Niemeyer 2004. 40 S., Abb.
288. RUSSEGGER, Manfred: „Lebenshilfe e. V.“ Braunschweig. In: Braunschw. Kal. 2005. [2004]. S. 49–54.
289. Sanierung historischer Gebäude, Platz- und Grünanlagen in Braunschweig. Projekte 2001 bis 2004. Braunschweig: Richard Borek Stiftung 2004. 15 Bl., Abb., Kt.
290. Schießstand Buchhorst. Ein Projekt der Hochschule für Bildende Künste Braunschweig. [Texte: Wilfried KNAUER, Konzept und Red.: Manuela BÜCHTING]. Braunschweig: Appelhaus 2004. 48 S., Abb.
291. SCHMIDT-CZAIA, Bettina: Das Stadtarchiv Braunschweig. In: Braunschw. Kal. 2005. [2004]. S. 109–118, Abb.
292. Staatliches Naturhistorisches Museum Braunschweig. Rückblick, Gegenwart, Zukunft. Braunschweig: Staatliches Naturhistorisches Museum 2004. 96 S., Abb., Kt.
293. TIMPE, Julia: Die Täter im Konzentrationslager Schillstraße in Braunschweig. Berlin: Verf. 2004. 25 S.
294. ZAUNER, Ernst-Johann: „Braunschweig Löwen Classics“ – eine Erfolgsgeschichte. In: Braunschw. Kal. 2005. [2004]. S. 29–30, Abb.
- CLAUSTHAL-ZELLERFELD* s. auch Nr. 142, 150, 179, 195, 372.
295. HARTEN, Eva: 175 Jahre Grossèsche Buchhandlung. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2005. [2004]. S. 39–41, Abb.
296. ANDERS, Wolfgang, Detlef CREYDT: Das Rittergut Denkiehausen und die Weiße Mühle. Mit 5 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 22. 2004. S. 99–106.
297. THIES, Christian: Wie man einst in Klein *DENKTE* die Kirche erbaute. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 112–119, Abb.
298. VÖLKER, Horst: Der 14. Januar 1944 in Denkte. Denkte: Verf. 2004. 63 S., Abb.
299. AHLERS, Rolf: *ERSEHOF*. Die Entwicklung im Laufe der Zeit. Wendeburg: Uwe Krebs 2004. 64 S., Abb.
300. WOLFF METTERNICH, Beatrix von, Manfred MEINZ Uterer Mitarb. von Thomas KRUEGER: Die Porzellanmanufaktur *FÜRSTENBERG*. Eine Kulturgeschichte im Spiegel des Fürstenberger Porzellans. München [u.a.]: Prestel 2004, Bd. 1–2. (Braunschw. Kunsthandwerk 1–2)
301. ALTENBACH, Heinrich: Ein Pfarrdorf und seine Kirche. [*GLENTORF*]/Heinrich Altenbach. Glentorf: Verf. 2004. 15 S., Abb.
302. KROKER, Angelika, Martin STÖBER, Ingeborg TITZ-MATUSZAK: *GOSLAR*. Ein Führer durch die alte Stadt der Kaiser, Bürger und Bergleute. 7. aktual. Aufl. Wernigerode: Schmidt 2004. 80 S., Abb.
303. RÖTTING, Hartmut: Kaiserpfalz Goslar. Der frühottonische Wohnturm im früheren 10. Jh. und die spätottonische Pfalz auf dem Liebfrauenberg im frühen 11. Jh. In: Archäologie, Land, Niedersachsen. Oldenburg: Isensee 2004. (Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland, Beih. 42). S. 578–582.
304. THALMANN, Söhnke: Ein Goslarer „Adlerpfennig“ und eine römische Sammelindulgenz. Ablässe und ihre Präsentation im Pfalzstift St. Simon und Judas in Goslar. In: Jb. d. Ges. f. nds. Kirchengesch. Bd. 102. 2004. S. 177–204, 3 Abb.
- HARZ* s. Nr. 3, 12, 18, 19, 25, 26, 27, 41, 43, 47, 50, 54, 60, 61, 181, 182, 226, 248.

305. NÄGELER, Wolfgang F., Klaus A. E. WEBER: *HELLENTAL*. Geschichte und Einwohner von 1717 bis 1903. Ortsfamilienbuch Hellental. 2., überarb. u. erw. Aufl. Heinade: Selbstverlag 2004. 368 S. (Dorf-Schriften-Reihe 1)
- HELMSTEDT* s. auch Nr. 123, 184, 189, 193.
306. HENZE, Ingrid: Fromme Stifter – engagierte Bürger: Helmstedter Mäzene einst und jetzt. In: Altstadt-Kurier. Jg. 9. 2004. H. 1. S. 5–7, 5 Abb.
307. JOHANSEN, Melsene, Helgard HELMICH: Helmstedt. Erfurt: Sutton 2004. 127 S., Abb.
308. KERN, Hedwig: Markt 7 – das älteste Bürgerhaus der Stadt Helmstedt. In: Altstadt-Kurier. Jg. 9. 2004. H. 1. S. 2–5, Abb.
309. KRÜGER, Matthias: Wie das Krankenhaus St. Marienberg zum Landkreis kam. In: Altstadt-Kurier. Jg. 9. 2004. H. 1. S. 9–12, Abb.
310. MÜLLER, Hans-Erhard: Helmstedt. Die Geschichte einer deutschen Stadt. 2. Aufl. Helmstedt: Stadt Helmstedt 2004. 960 S., Abb. Kt.
311. RISCHER, Wolfgang: Niedersachsen literarisch in Helmstedt. In: Landkr. Helmstedt. Kursbuch 2005. [2004]. S. 111–124, Abb.
312. SCHWARZ, Friedemann: *HOHEGEIß*-Chronik eines Harzdorfes. Hohegeiß: Harzklub-Zweigverein Hohegeiß e. V. 2004. 256 S., Abb.
313. REINHARDT, Hans: Erinnerungen an meine Kindheit in *HOIERSDORF*. In: Landkr. Helmstedt. Kursbuch 2005. [2004]. S. 11–26, Abb.
314. LEIBER, Christian, Andreas REUSCHEL, Jitta HENZE: *HOLZEN*. Chronik eines Dorfes, hrsg. anlässlich der 1000-Jahrfeier in Holzen. Holzen: Gemeinde Holzen 2004. 319 S., Abb.
315. BLOCK, Jürgen: Stadt der Düfte und Aromen. [*HOLZMINDEN*] In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 180–186, Abb.
316. BRINKHOFF, Ulrich: Holzminden aus der Sicht eines Fotokünstlers. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 187–194, Abb.
317. CORING, Klaus: Kirchen am Fluß. Wir sind mit dabei: Die acht Kirchengemeinden in Holzminden. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 70–80, Abb.
318. JOBMANN, Jörg: Die Holzmindener Pioniere: Wegbereiter und Baumeister. Entwicklung der Pionierverbände und –einheiten in der Garnison Holzminden. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 60–68, Abb.
319. KÄSTNER, Martina: Internationales Straßentheater Festival Holzminden. Die Geschichte eines Kulturprojektes. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 172–179, Abb.
320. KIECKBUSCH, Klaus: Von Ackerleuten, Hexen und Söldnern. Bürgerleben in Holzminden vor und nach Beginn des Dreißigjährigen Krieges, mit einer Liste der Einwohner zwischen 1598 und 1637. Holzminden: Heimat- und Geschichtsverein für Landkreis und Stadt Holzminden 2004. XII, 433 S., Abb.
321. SEELIGER, Matthias: Aus dem Besitz des Holzmindener Stadtmuseums: Reservistenpfeife des Feldartillerie-Regiments 10. Mit 5 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 22. 2004. S. 33–37.
322. SEELIGER, Matthias: Holzminden – ein geschichtlicher Rundgang durch die Altstadt. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 9–19, Abb.

323. STEINMETZ, Wilfried: 18 Jahre Jazz-Club Holzminden e. V. Eine kleine Kulturgeschichte aus der Stadt Holzminden. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminden. Hameln: Niemeyer 2004. S. 167–170, Abb.
324. RÜHE, Birgit: *KLEIN HEERE* in der Kaiserzeit. Ein Brief unter der Fußbodendiele und der Kriegsbeginn Sommer 1914. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 55–58, Abb.
325. LIPPELT, Ottomar: *KÖNIGSLUTTER* lohnt sich! In: Braunschw. Kal. 2005. [2004]. S. 123–125, Abb.
326. AHRENS, Hermann: Von Brunnen und Wasserpumpen in *OHRUM*. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 125–127, Abb.
327. TIMM, Herbert, Dieter LIGNOW: *RHÜDEN*. Aus der Ortsgeschichte. Band 1. Rhüden: Verf. 2003. 228 S., Abb.; Band 2: Rhüden: Verf. 2004. 224 S., Abb.
328. MEYER, Bernd-Uwe: Spurensuche. Die Geschichte des *ROKLUMER* Männergesangsvereins „Arion“. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 128–131.
329. RICHTER-KLICKEK, Anne: Die St. Georgskirche in *ROTENKAMP*. In: Landkr. Helmstedt. Kursbuch 2005. [2004]. S. 173–177, Abb.
330. KÖHLER, Harry: *RUNSTEDT* – von der Landkarte gelöscht, aber nicht vergessen. In: Landkr. Helmstedt. Kursbuch 2005. [2004]. S. 81–86, Abb.
331. GASSOW, Klaus: *SALZGITTER*: Burg Lichtenberg, eine Burg Heinrich des Löwen und seines Sohnes Kaiser Otto IV. In: Braunschw. Heimat. Jg. 90. H. 2. 2004. S. 24–26, Abb.
332. GESCHWINDE, Michael, Andreas WOLFF: Burg Lichtenberg: Monument und Geschichtsquelle. In: Salzgitter-Jb. 2003/2004. S. 7–30, 18 Abb.
333. HEUTGER, Nicolaus: Das Stift Steterburg in Geschichte und Kunst. In: Salzgitter-Jb. 2003/2004. S. 41–48, 2 Abb.
334. KWAN, Elisabeth E.: Ringelheim – verträumt und fast vergessen. In: Braunschw. Kal. 2005. [2004]. S. 84–89, Abb.
335. OERTEL, Ulrich: Arbeitererziehungslager und Luftschutz – das Lager 21 bei Salzgitter-Hallendorf eruiert unter dem speziellen Aspekt der verbliebenen Fragmente der Luftschutzbauten im Hallendorfer Holz. In: IBA-Informationen 40. 2004. S. 3–31, Abb.
- SCHÖNINGEN* s. auch Nr. 66, 100.
336. LÜBBE, Jürgen: Schöningen und die „Schöninger Speere“. In: Braunschw. Kal. 2005. [2004]. S. 79–80, Abb.
337. PAPENDORF, Charlotte, Alexander SCHWARZ: Eulenspiegel auf der Spur. Ein besonderer Besuch im Till-Eulenspiegel-Museum *SCHÖPPENSTEDT*. Schöppenstedt: Samtgemeinde 2004. 70 S., Abb.
338. WACHTER, Gerhard, Kurt BARTELS: Ortsfamilienbücher Börde- und Ohrekreises. Bd. 26. *UTHMÖDEN* 1665 bis 1815. Kappeln : Verf. 2004. 267 S. (Quellen u. Schriften z. Bevölkerungsgesch. Mitteldeutschlands)
339. DELFS, Jürgen: Erinnerungen an das Eislaufen auf dem großen *WEDDELER* Teich. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 151–154, Abb.

340. 130 Jahre Freiwillige Feuerwehr *WENDEN*. 65 Jahre Musikzug der Ortsfeuerwehr Wenden. Wenden: Selbstverl. 2004. 128 S., Abb.
- WOLFENBÜTTEL* s. auch Nr. 80, 85, 95, 104, 187, 190, 191, 206, 216, 223.
341. BERNING, Klaus: Chronik zum 50jährigen Bestehen der Verkehrswacht Wolfenbüttel e. V. (1954–2004). Wolfenbüttel: Verf. 2004. 283 S., Abb.
342. *Divina Officia* : Liturgie und Frömmigkeit im Mittelalter. Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek 2004. 469 S., Abb. (Ausstellungskataloge d. Herzog August Bibliothek 83)
343. Katalog der graphischen Porträts in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 1500–1850. Bearb. v. Peter MORTZFELD. Bd. 37: Biographische und bibliographische Beschreibungen mit Künstlerregister. München: Saur 2004. VI, 435 S.
344. KERTSCHER, Dieter, Georg MAYBAUM, Peter WESELMANN: Festungsbaukunst in Wolfenbüttel. Ein Rundgang um die Befestigungsanlagen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. 1. Aufl. Wolfenbüttel: Aktionsgemeinschaft Altstadt Wolfenbüttel 2004. 63 S., Abb. (Spurensuche 3)
345. KERTSCHER, Dieter: Residenzstadt Wolfenbüttel : ein Streifzug durch die Geschichte. Braunschweig: Braunschweiger Zeitungsverl. 2004. 82 S., Abb., Kt., Pl. (Braunschweiger Zeitung Spezial 9)
346. KIEHLMANN, Madeleine, Wilfried SEYFARTH: Kleiner Führer durch die Präsenzbibliothek der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek 2004. 67 S.
347. KNAUER, Wilfried: Von Menschen, die spurlos verschwinden sollten. Belgische Widerstandskämpfer als „Nacht-und-Nebel-Gefangene“ im Strafgefängnis Wolfenbüttel 1943/44. Wolfenbüttel: Gedenkstätte der JVA Wolfenbüttel 2004. 48 S. (Schriftenreihe d. Fördervereins d. JVA Wolfenbüttel u. d. Gedänkstätte in d. JVA Wolfenbüttel e.V. 2)
348. Kultur in Wolfenbüttel, Halberstadt und Kamenz. Ein Überblick: Ost-West-Gespräche im Lessingjahr 2004 – ein Kulturaustausch der Städte Wolfenbüttel, Halberstadt und Kamenz. Wolfenbüttel: Stadt Wolfenbüttel 2004. 51 S.
349. Lebendige Literatur in Wolfenbüttel. Ein Buch der besonderen Ereignisse. Wolfenbüttel: Stadt Wolfenbüttel 2004. 100 S., Abb.
350. Lessings Bucherwerbungen. Verzeichnis der in der Herzoglichen Bibliothek Wolfenbüttel angeschafften Bücher und Zeitschriften 1770–1781. Bearb. v. Paul RAABE u. Barbara STRUTZ. Göttingen: Wallstein 2004. 374 S.
351. Das Malerbuch des 20. Jahrhunderts. Die Künstlerbuchsammlung der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Bearb. v. Werner ARNOLD. Wiesbaden: Harrassowitz 454 S., Abb. (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 37)
352. SCHMIDT-GLINTZER, Helwig: Herzog August-Bibliothek, ein kulturelles Gedächtnis mit Profil. In: Braunschw. Kal. 2005. [2004]. S. 39–42, Abb.
353. SEEBOTH, Robert: Aus dem Wolfenbütteler Arbeitsleben 1860 bis 1880. Erste Versuche zur Gründung einer Gewerkschaft in Wolfenbüttel. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 92–94.
354. SIEMERS, Viktor-L.: Die Scharffsche Tuchmanufaktur in Wolfenbüttel (1762–1773) und ihr Konkurs. In: Braunschw. Jb. f. Landesgesch. Bd. 85. 2004. S. 119–149.

355. WAGENER, Kerstin, Ulrike ZEUCH: „Mein lieber Herr Lessing...“ Die neue Dauerausstellung im Lessinghaus Wolfenbüttel. In: Braunsch. Kal. 2005. [2004]. S. 91–94, Abb.
356. WEISSLEDER, Dirk: Adersheim. Eine historische Dokumentation. Wolfenbüttel: Stadt Wolfenbüttel 2004. 274 S., Abb., Kt. (Beitr. z. Gesch. d. Stadt Wolfenbüttel 12)
357. Wolfenbüttel 1938–1964. Stadtentwicklung unter Baurat Bernhard Wein. [Zsstellung: Klaus HOMANN]. Wolfenbüttel: Media-Affairs 2004. 61 S., Abb.
- WOLFSBURG* s. auch Nr. 86, 92, 94.
358. GREFFRATH, Bettina: Stadtgeschichte – quicklebendig. In: Braunsch. Kal. 2005. [2004]. S. 73–75, Abb.
359. HERMANN, Klaus: Die wluessborch, Ursprung einer pulsierenden Stadt. In: Braunsch. Heimat. Jg. 90. H. 1. 2004. S. 4–6, Abb.
360. Kulturdenkmale Stadt Wolfsburg. Mit Stadt- und Ortsteilen; mit Landkarte. [Texte: Wilfried BARTELS, Fotos: Jutta BRÜDERN...] Braunschweig: Appelhaus 2004. 96 S., Abb.
361. SCHULENBURG-WOLFSBURG, Frieda von der: Wolfsburg 1741–1941. Ein historisch-kulturgeschichtlicher Schlossführer. Bearb. u. erg. v. Peter STECKHAN. Wolfsburg: Konkol 2004, 59 S., Abb. (Wolfsburger Beitr. z. Gesch. u. Kunstgesch. 1)
362. SIEGFRIED, Klaus-Jörg: Wolfsburg im Wandel. Von der Gründung bis zur modernen Industriestadt. In: Braunsch. Heimat. Jg. 90. H. 1. 2004. S. 3–4, Abb.
363. STECKHAN, Peter: Schloss Wolfsburg. Die historischen Garten- und Parkanlagen. Wolfsburg: Konkol 2004. 59 S., Abb. (Wolfsburger Beitr. z. Gesch. u. Kunstgesch. 2)
364. Wolfsburg – Lust an Entdeckungen. In: Niedersachsenbuch 2004 Holzminde. Hameln: Niemeyer 2004. S. 216–222, Abb.
365. BARTELS, Kurt: Ortsfamilienbücher Ohre- und Bördekreis. Bd. 32. *ZOBENITZ* 1665 bis 1815. Kappeln: Verf. 2004. 162 S. (Quellen u. Schriften z. Bevölkerungsgesch. Mitteldeutschlands)

Bevölkerungs- und Personengeschichte

366. HERLEMANN, Beatrix: Biographisches Lexikon niedersächsischer Parlamentarier 1919–1945. Helga SCHATZ [Mitarb.]. Hannover: Hahn 2004. 460 S., Abb. (Veröff. d. Hist. Komm. f. Nds. u. Bremen 222)
367. KLAUBE, Manfred: Biographisches Lexikon zu verdienten Bürgerinnen und Bürgern der Stadt Bockenem und des Ambergaus. Bockenem: Verf. 2004. 114 S., Abb.
368. MEYER, Ludwig: Niedersächsische Förster und ihre Familien. Hannover: Verf. 2004. 991 S.
369. JOGER, Ulrich: Johann Georg Justus *BALLENSTEDT* und die Anfänge der Paläontologie. In: Braunsch. Kal. 2005. [2004]. S. 98–99, Abb.
370. LOCHTE, Wilfried: Der Automobilpionier Heinrich *BÜSSING*. Nutzfahrzeuge aus Braunschweig. In: Braunsch. Heimat. Jg. 90. H. 1. 2004. S. 10–15, Abb.
371. FELLECKNER, Stefan: Richard *DIETERICHS* – Feldpostbriefe. In: Gifhorner Kreiskal. 2005. [2004]. S. 50–53, Abb.

372. KIEHL, Ernst: Otto Arthur von *DITFURTH* – Berghauptmann und Geheimer Rat in Clausthal. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2005. [2004]. S. 83–87, Abb.
373. BIEGEL, Gerd: „Erst Rechnen, dann Sprechen gelernt“. Der Braunschweiger Mathematiker Carl Friedrich *GAUß* – die Braunschweiger Jahre. In: Braunschw. Kal. 2005. [2004]. S. 17–24, Abb.
374. WELLNER, Axel: Der in Osterode geborene Arzt Lorenz *GIESELER*, Stadtarzt in Braunschweig. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 60. 2004. S. 25–35.
375. HEIDE, Bernd von der: Ein Crammer Landwirt [Heinrich Conrad August Christian *HAGEMANN*] besucht die Weltausstellung in St. Louis 1904. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 64–66.
376. Ludwig *HARMS*. In treuer Liebe und Fürbitte, gesammelte Briefe 1830–1865. Bearb. v. Hartwig F. *HARMS* und Josef *RELLER* nach Vorarbeiten von Hans Otto *HARMS*. Münster: LIT 2004. Bd. 1–2. (Quellen u. Beitr. z. Gesch. d. Hermannsburger Mission u. d. Ev.-luth. Missionswerkes in Nds. 12)
[Braunschweig-Bezug]
377. LAMMERS, Uwe: Syndikus Hugo *KANTER* „...einer der klügsten und stets ein anständiger Mensch“. In: Braunschw. Heimat. Jg. 90. H. 2. 2004. S. 9–11, Abb.
378. LAMMERS, Uwe: Julius de *LATTIN*. Ein Professor auf Abwegen und eine biografische Skizze. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 79–90, Abb.
379. Gottfried Wilhelm *LEIBNIZ*. Schriften und Briefe zur Geschichte. Malte-Ludolf *BABIN* [Hrsg.], Gerd van den *HEUVEL* [Bearb.]. Hannover: Hahn 2004. 1080 S. (Veröff. d. Hist. Komm. f. Nds. u. Bremen 218).
380. EICHHORN, Hans: Als ich mit Gotthold Ephraim *LESSING* und zwei Schachteln geräucherter Fische wieder einmal nach Wolfenbüttel reiste. In: Mit Lessing ins Gespräch. Göttingen: Wallstein 2004. S. 72–78.
381. HÜBNER, Georg: Lessings Flucht von Hamburg nach Wolfenbüttel. Die Rolle Prof. Johann Arnold Eberts dokumentiert anhand des Briefwechsels zwischen G. E. Lessing und Prof. J. A. Ebert. In: Quatuor Coronati. Bd. 41. 2004. S. 169–184.
382. KRÜGER, Matthias: Emil *NEDDEMAYER* – ein Oberkreisdirektor in schwerer Zeit. In: Landkr. Helmstedt. Kursbuch 2005. [2004]. S. 73–76, Abb.
383. NIEMANN, Heinz: Erinnerungen – besonders an meine Zeit bei der AWO [Heinz *NIEMANN*]. In: Landkr. Helmstedt. Kursbuch 2005. [2004]. S. 93–109, Abb.
384. LEHRMANN, Joachim: Justus *OLDEKOP* (1597 bis 1667). Die Flucht Niedersachsens Streiter wider den Hexenwahn an den Wolfenbütteler Hof. In: Heimatbuch f. d. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 51. 2005. [2004]. S. 14–20, Abb.
385. TASSINARI, Gabriella: Lincisore in pietre dure Giovanni *PICHLER* a Pesaro. In: Studia Oliveriana. 3–4. 2003/2004. S. 151–214.
386. IRMSCHER, Klaus: Die *REESE*. Die Geschwister Reese aus Gielde geb. zwischen 1885 und 1901. Darmstadt: Verf. 2004. Bd. 1–2.
387. SCHEEL, Günter, Sybille *WEITKAMP*: Verzeichnis der Veröffentlichungen von Günter *SCHEEL*. In: Braunschw. Jb. f. Landesgesch. Bd. 85. 2004. S. 179–188.
388. THIEL, Theodore: Das Erbe der Domina *SCHRADER* von Schliestedt. Wolfenbüttel: Verf., 2004. 15 S., Anhang.

389. KRIEGER, Heinz-Bruno: Werner *SCHRADER* 1895–1944. In: Landkr. Helmstedt. Kursbuch 2005. [2004]. S. 35–40, Abb.
390. PFINGSTEN, Otto: Das Schicksal der Else *SONNENBERG* im Herero-Krieg. Vom Leben und Sterben in „Deutsch-Südwest“. In: Braunschw. Heimat. Jg. 90. H. 2. 2004. S. 20–21, Abb.
391. MEMPEL, Hans Christian: Ohne Freiheit ist die Einheit wenig werth.. Samuel *SPIER* – ein Vorkämpfer für Demokratie und soziale Gerechtigkeit 1838–1903, Gedächtnis-ausstellung aus Anlaß seines hundertsten Todestages. Wolfenbüttel: Museum im Schloß 2004. 34 S., Abb.
392. KRÜGER, Matthias: Helmstedts Bürgermeister zur Zeit der Weimarer Republik: Vom Aufstieg und Fall des Dr. Hermann *VELKE*. In: Altstadt-Kurier. Jg. 9. 2004. H. 2. S. 10–16, 3 Abb.
393. VELTHEIM, Mechtild von: Charlotte Louise Adelheid von *VELTHEIM*. Domina des Klosters St. Marienberg in Helmstedt 1848–1911. In: Altstadt-Kurier. Jg. 9. 2004. H. 1. S. 13–16, 2 Abb.
394. VOGT, H.: XXXII. Auszug aus der Ahnenliste *VOGT*. Ahnen der Fried. Wilh. Michaelis. Celle: Verf. 2004. 64 S.
395. KRÜGER, Matthias: Richard *VOIGT*. Der erste Landesminister mit Helmstedter Vergangenheit. In: Braunschw. Heimat. Jg. 90. H. 1. 2004. S. 9, Abb.
396. CAPITO, Jürgen: Otto *WERNICKE*, ein Ufa-Star aus Osterode. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 60. 2004. S. 10–24, Abb.
397. GABMANN, Martin: Von herzoglich-braunschweigischen in königlich-westphälische Dienste. Gustav Anton von *WOLFFRADT* (1762–1833). Freiburg: Verf. 2004. 106 S., Anh.
398. KOHLRAUSCH, Alfons: Alfons *ZENGERLING* – Schöpfer der „Harzsymphonie“. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2005. [2004]. S. 148–150, Abb.
399. ZICKERT, Linda: Wo dein Trog steht, ist deine Heimat – Erinnerungen einer Russlanddeutschen [Linda *ZICKERT*]. In: Landkr. Helmstedt. Kursbuch 2005. [2004]. S. 87–92.

Rezensionen und Anzeigen

Johannes Fried und Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), *Heinrich der Löwe. Herrschaft und Repräsentation* (Vorträge und Forschungen 57). Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag 2003, 449 S., 54 €

Im Jahre 1995 führte der Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte „aus Anlaß des Gedenkjahres für Heinrich den Löwen“ (S. VII) ein Kolloquium mit dem Thema „Heinrich der Löwe – Herrschaft und Repräsentation“ durch. Die Beiträge dieser Centenarfeier sind nun, acht Jahre später, als Band in der Reihe „Vorträge und Forschungen“ erschienen. Vergleicht man die Wege und Erträge der Forschung dieses Sammelbandes mit der 1980 von Wolf-Dieter Mohrmann herausgegebenen Veröffentlichung der Niedersächsischen Archivverwaltung unter dem Titel „Heinrich der Löwe“, so zeigt sich, daß jetzt auch über Neues zu berichten ist. Von den Autoren konnte bereits das Katalogwerk „Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125–1235“ (1995) benutzt werden (s. die Rezension im Braunschw. Jb. 77, 1996, S. 337–341). – Hiltrud Westermann–Angerhausen, *Heinrich der Löwe – ein Mäzen?* (S. 1–26), geht zunächst „auf Ursachen und Bedingungen mäzenatischer Aktivität im 12. Jahrhundert“ (S. 2) ein. Mit Blick auf Heinrich den Löwen betont die Vf. dann die „schmale Denkmälerbasis“ (S. 8), und sie sieht „die Gefahr einer Personalisierung regionaler Stilgeschichte“ (S. 8). Für das Mittelalter kann nach ihrer Auffassung unter Mäzenatentum „gezielte Beauftragung von Künstlern oder Kunsthandwerkern und spezifizierte Anforderungen an einzelne Kunstwerke“ (S. 10) verstanden werden. Bei Heinrich dem Löwen möchte die Vf. „eben doch wissen, inwieweit er sich mit der Gestalt, der Schönheit, der Wirkung und der Konzeption der Kunstwerke, die er veranlaßte, auch auseinandergesetzt hat“ (S. 10f.). Zunächst kann festgestellt werden, daß Heinrich der Löwe in den Künsten das Beste gefordert und auch bekommen hat. Deutlich erkennbar ist eine „ausgeprägte Sensibilität für den Einsatz der Künste zum Zweck der Repräsentation“ (S. 21). Versteht man den Mäzen im Sinne von B. Brenk als „concepteur“ (s. S. 11 u. 26), dann kann trotz nur schmaler Denkmälerbasis auch Heinrich der Löwe, bei dem neben dem Ziel der Selbst-Legitimierung durchaus schöpferische Anteilnahme am Werk zu erkennen ist, als Mäzen bezeichnet werden, der „groß und nahezu königlich gedacht hat“ (S. 26). – Bernd Schneidmüller, *Burg – Stadt – Vaterland. Braunschweig und die Welfen im hohen Mittelalter* (S. 27–81), betont einleitend „den Zusammenhang zwischen der Wirklichkeit und dem Wissen von Wirklichkeit“ (S. 28), der als dialektischer Prozeß begriffen werden muß. Der Vf. untersucht zunächst mit Blick auf Braunschweig die „brunonischen Wurzeln“ (S. 37) und handelt dann über die Konzentration Heinrichs des Löwen auf Braunschweig, gekennzeichnet als „Herrschaftsmittelpunkt aus der Bescheidung“ (S. 28 u. 50), die allerdings mehr auf äußerem Zwang zur Beschränkung beruht und nicht so sehr durch „die Faszination der Residenz“ (S. 72) bewirkt worden ist. Für Braunschweig als Hauptort gilt dann: „Der Platz als Herrschafts-, Repräsentations-, Begräbnis- und Gedächtnisort der Welfen war ihr administratives und fortifikatorisches Machtzentrum, also ihre Burg oder Pfalz (*castrum, palacium, domus*), es war ihr wirtschaftliches Zentrum, also ihre Stadt (*civitas, urbs*), und schließlich war er das Zentrum ihrer neuen Lebenswelt zwischen Harz und Heide, also ihre *patria* im Sinne der *terra patrum suorum*, des Vaterlands“ (S. 76). In einem Anhang ist die „Braunschweiger Totenmesse für Heinrich den Löwen“ ediert (s. S. 76–81), die auf dem Formular der Bamberger Totenmesse für Kaiser Heinrich II. aus dem 11. Jahrhundert beruht. – Die-

ter Kartschoke, Deutsche Literatur am Hof Heinrichs des Löwen? (S. 83–134), untersucht erneut die Bedeutung Heinrichs des Löwen für die deutsche Literatur am Hof des welfischen Herzogs und stellt folgende Fragen: „In welchem Horizont erschließbarer Dichtungstraditionen und konkreter Texte hat sich ein literarisches Leben am Welfenhof überhaupt abspielen können? Wie vollzog sich dieses literarische Leben? Welchen Status und welche Funktion hatte Literatur an ihm? Und die Frage aller Fragen: Was überhaupt heißt auch in diesem besonderen Fall wieder ‚Hof?‘“ (S. 85). Die besondere Aufmerksamkeit des Vf. gilt entsprechend dem „Rolandslied“ des Pfaffen Konrad, dem deutschen „Lucidarius“ und dem Versroman „Tristrant und Isalde“ des Eilhart von Oberg. Das „Rolandslied“ gilt dem Vf. „als sicherer Besitz des Welfenhofes“ (S. 102), und es ist vielleicht für die Pilgerfahrt Heinrichs des Löwen nach Jerusalem im Jahre 1172 verfaßt worden, auf der es gleichsam als „Reiselektüre“ (S. 121) gedient haben könnte. Der „Lucidarius“ kann „nur mit Vorsicht (vielleicht auch gar nicht) auf das Interesse Heinrichs des Löwen“ (S. 102) zurückgeführt werden. Der Vf. hält „die Entstehung des ‚Tristrant‘ am oder für den Welfenhof“ (S. 109) für möglich (vgl. S. 128f.). Insgesamt wendet sich der Vf. „gegen jede falsche Psychologisierung des literaturgeschichtlichen Befundes“ (S. 131), und so versteht er besonders das „Rolandslied“ nicht als Werk eines subjektiven Kunstwillens des Herzogs, sondern im Sinne von Karl Bertau als „Repräsentationskunst“ (S. 131), die dann den „Repräsentationswillen“ (S. 132) des Herzogs bezeugt. – Zu Jordan I. von Blankenburg (s. S. 107) s. auch Claus-Peter Hasse, Die welfischen Hofämter und die welfische Ministerialität in Sachsen. Studien zur Sozialgeschichte des 12. und 13. Jahrhunderts (Historische Studien, Bd. 443) Husum 1995, S. 135–137. – Peter Seiler, Richterlicher oder kriegerischer Furor? Untersuchungen zur Bestimmung der primären Bedeutung des Braunschweiger Burglöwen (S. 135–197), will angesichts der semantischen Polyvalenz des Löwenmonuments über eine Analyse des ikonographischen Befundes versuchen, „den von Heinrich dem Löwen mit dem Monument verbundenen Sinn zu erschließen oder zumindest präziser einzugrenzen“ (S. 136). Nach materialreichen Ausführungen zum Sinngehalt mittelalterlicher Löwenbilder an Portalen, Thronen und Gerichtsstätten stellt der Vf. fest, daß der Löwe eine „allegorische Figur“ (S. 194) ist und gelangt schließlich unter Verzicht auf die bisher gesehene Bedeutungsvielfalt zu dem Ergebnis, „daß das Löwenstandbild in den sechziger Jahren des 12. Jahrhunderts in Zusammenhang mit den damaligen Kämpfen gegen sächsische Fürsten als Sinnbild des kriegerischen Furors Heinrichs des Löwen errichtet wurde“ (S. 197). – Auf S. 162 mit Anm. 123 ist nicht „Gilbert“, sondern Guibert von Nogent gemeint. – Olaf B. Rader, Kreuze und Kronen. Zum byzantinischen Einfluß im ‚Krönungsbild‘ des Evangeliars Heinrichs des Löwen (S. 199–238), sucht und findet im Krönungsbild byzantinische Spuren, und zwar in den ikonographischen Motiven des Handkreuzes und der himmlischen Krönung. Die Krone galt in Byzanz als Symbol sowohl der himmlischen als auch der irdischen Herrschaft und wurde ferner zur Segnung bei Hochzeiten benutzt. Der Vf. wendet sich gegen „eine Ausschließlichkeitsdeutung“ (S. 236), sondern meint, „das Bildprogramm gleicht irgendwie einem Puzzle“ (S. 236). In den „byzantinische(n) Assoziation(en)“ (s. S. 231) wird der herrscherliche Anspruch des welfischen Herzogs sichtbar: „Es ist ein Bild, wie sein Hof, nach königlicher Art“ (S. 237). – Jürgen Petersohn, Friedrich Barbarossa, Heinrich der Löwe und die Kirchenorganisation in Transalpingen. Voraussetzungen, Bedeutung und Wirkungen des Goslarer Privilegs von 1154 (S. 239–279), setzt mit dem Wendenkreuzzug von 1147 ein. Heinrich der Löwe erhielt dann von König Friedrich Barbarossa auf dem Goslarer Hoftag Ende Mai/Anfang Juni 1154 das Königsrecht der Bischofsinvestitur im transalpingischen Slawenland („in provincia ultra Albim“), so in Oldenburg-Lübeck, Mecklenburg-Schwerin und Ratzeburg, und das Recht der Bistumsgründung (s. D F I 80; Orig. im Staatsarchiv Wolfenbüttel,

vgl. die Abb. im Katalog *Heinrich der Löwe und seine Zeit*, Bd. 1, München 1995, D 14, S. 167–170). Der Vf. analysiert dieses Diplom neu „im Hinblick auf seine Rechtsaussagen, den Zeitpunkt seines Inkrafttretens, sein Verständnis durch die Beteiligten und seine Wirkungen“ (S. 253) und fragt in diesem Zusammenhang auch „nach den reichsrechtlichen Voraussetzungen der damals dem Sachsenherzog zuerkannten Sonderstellung und ihrem Verhältnis zum Papsttum“ (S. 253). Friedrich Barbarossa beanspruchte mit diesem Verleihungsprivileg „die reichsrechtliche Bindung der sächsischen Herrschaftsrechte jenseits der Elbe“ (S. 260) und war schließlich nach dem Sturz Heinrichs des Löwen der Nutznießer der transalbingischen Kirchenpolitik Heinrichs des Löwen, der sich bei der Kirchenorganisation in Transalbingien in der Nachfolge seines kaiserlichen Großvaters Lothars von Süpplingenburg gesehen hat. Der Stolz auf die erfolgreiche Leistung bei der Organisation des Kirchenwesens in Transalbingien hat das Selbstverständnis Heinrichs des Löwen mitgeformt. – Jürgen Petersohn, *Emmehard von Mecklenburg und Heinrich der Löwe* (S. 281–291), sammelt zum ersten Mal die verstreuten Nachrichten über den im Jahre 1149 von Erzbischof Hartwig I. von Hamburg-Bremen eingesetzten Bischof Emmehard von Mecklenburg († 1155). Bei der Auswertung der Quellen stehen im Mittelpunkt Emmehards Missionsverhalten und seine Beziehungen zu Herzog Heinrich dem Löwen. Der Vf. hält es für möglich, daß Emmehard von Mecklenburg in die Seitenverwandtschaft der Familie der Grafen von Comburg-Rothenburg gehört. – Ulf Dirlmeier, *Heinrich der Löwe und ‚die Wirtschaft‘* (S. 293–309), beachtet auch archäologische und numismatische Forschungsergebnisse und hält für besonders wichtig die Frage, „wie weit Heinrich der Löwe mit ihm zugeschriebenen Eigenschaften – Geldgier, Machtmißbrauch, Gewalttätigkeit – überhaupt aus dem Rahmen seiner Zeit fällt“ (S. 296). Die „Verdichtung der Beziehungen zwischen ‚Staat und Wirtschaft‘“ (S. 304) setzten unter Heinrich dem Löwen zwar in zeit-typischer Weise nur punktuell an, waren aber nicht im negativen Sinne ausschließlich fiskalisch. Wie für Friedrich Barbarossa gilt auch für Heinrich den Löwen: „Das ‚wirtschaftlich verstandene Gemeinwohl (wurde) durchaus unterschieden vom fiskalischen Interesse des Herrschers‘ [J. Fried]“ (S. 309). – Thomas Zotz, *Heinrich der Löwe und Schwaben. Nähe und Distanz in persönlicher und räumlicher Hinsicht* (S. 311–345), stellt die Frage: „Welche Bedeutung hatte Schwaben für den Herzog von Sachsen und Bayern?“ (S. 311). Der Vf. setzt ein mit Heinrich dem Stolzen und Welf VI., betont dann den Anteil Heinrichs des Löwen am „patrimonium Altorfensium“ (S. 323) und geht dann auf Heinrichs Ehe mit Clementia von Zähringen ein. Wichtige Schwaben in der Umgebung Heinrichs des Löwen waren Gerold, der spätere Bischof von Oldenburg und Lübeck, und ferner der Pfaffe Konrad, der Autor des Rolandsliedes. Heinrich der Löwe hat sich wohl zum erstenmal im Jahre 1143 in Schwaben aufgehalten, dann auch wieder 1147, 1151, 1154, 1162 und 1166; er verlor 1179 das Erbe Welfs VI. und schließlich im Zusammenhang mit seinem Sturz auch den süddeutschen Allodialbesitz. Insgesamt wendet sich der Vf. dagegen, „Schwabens Stellenwert für Heinrich den Löwen gering zu achten“ (S. 343). – Matthias Becher, *Der Verfasser der ‚Historia Welforum‘ zwischen Heinrich dem Löwen und den süddeutschen Ministerialen des welfischen Hauses* (S. 347–380), fragt mit Blick auf die zwischen 1167 und 1174/78 entstandene und anonym überlieferte *Historia Welforum*: „Wer aber war dieser Autor, in wessen Auftrag und in welcher Situation verfaßte er sein Werk?“ (S. 348). Der Autor war wohl ein in Oberschwaben lebender Weltgeistlicher, der sich „als Sprachrohr des welfischen Hauses verstand, genauer gesagt, der welfischen Gefolgsleute und Ministerialen“ (S. 372f.); geschrieben hat er wahrscheinlich in der Krisensituation nach dem Tod Welfs VII. (1167), als er in Heinrich dem Löwen den künftigen Herrn des Welfenhauses („dominus noster“, s. S. 377) gesehen hat, um für ihn, der sich 1171 auch in Schwaben aufhielt, die Leistungen und Erfolge der süddeutschen Welfen ge-

bührend zu würdigen. – Werner Hechberger, *Die Vorstellung vom staufisch-welfischen Gegensatz im 12. Jahrhundert. Zur Analyse und Kritik einer Deutung* (S. 381–425), stellt die Frage: „Kann man tatsächlich von einem Gegensatz zwischen Staufern und Welfen im 12. Jahrhundert sprechen?“ (S. 386). Nachdem an vielen Beispielen die Komplexität des adligen Selbstverständnisses im 12. Jahrhundert erläutert worden ist, erscheint es als Anachronismus, bereits im 12. Jahrhundert von den beiden Adelsgeschlechtern der Stauer und Welfen zu sprechen. Der staufisch-welfische Gegensatz erweist sich so als ein Konstrukt, das die historische Erkenntnis behindert hat. Das Ergebnis des Vf. lautet: „Die Vorstellung von einem staufisch-welfischen Gegensatz im 12. Jahrhundert hat demnach nur sehr begrenzten Wert. Sie ist nicht zeitgenössisch, sie kann zur Lösung einzelner Forschungsprobleme nichts beitragen, und sie hat die Geschichtswissenschaft an manchen Stellen sogar in die Irre geführt. Man sollte sie daher besser aufgeben“ (S. 425). – Franz-Reiner Erkens, *Heinrich der Löwe 1995 – Diskussion und Perspektiven. Eine Zusammenfassung* (S. 427–449), charakterisiert Heinrich den Löwen als „Gescheiterte(n)“ (S. 427) und sieht als Hauptergebnis aller Beiträge „das Aufbrechen traditioneller Interpretationsmuster, das Freimachen des Blickes für ein neues Betrachten und vielleicht sogar schärferes Erfassen“ (S. 449).

Goswin Spreckelmeyer

Patrizia Camassi (Bearb.), *Divina Officia. Liturgie und Frömmigkeit im Mittelalter* (Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek 83). Wolfenbüttel: braunschweig-druck, 2004, XIV S., 470 S., Abb., 39 €

„Die Ausstellung will nicht nur den Reichtum der Vergangenheit präsentieren, sondern auch zur aktuellen Debatte über Spiritualität und Ordnung beitragen“ (die Verfasserin in: *Wolfenbütteler Bibliotheks-Informationen* Jg.28/29, 2005, S.58). Im mittelalterlichen Sprachgebrauch waren „missa et alia divina officia“ aber nur verschiedene Teile des kirchlichen Gottesdienstes.

Die Ausstellung, die vom 28. November 2004 bis 31. Juli 2005 in zwei Teilen in der Herzog August Bibliothek (Wechsel am 5. März 2005) gezeigt wurde, ist in Zusammenarbeit mit dem Dom-Museum Hildesheim erarbeitet worden, das in seinen eigenen, von Michael Brandt verantworteten Ausstellungen seit Jahren thematische Vielseitigkeit mit wissenschaftlicher Stringenz und Übersichtlichkeit vereint. Umso erstaunter ist man, daß die Herzog August Bibliothek im Verein mit dem Bistum Hildesheim eine Ausstellung und einen Katalog vorlegt, die sich auch dem besten Willen weder optisch noch im Studium erschließen, vielmehr ein grandioses Mißverständnis dessen, was eine Ausstellung leisten kann (und sollte) und was ein Katalog zu leisten hat, erkennen lassen. Irgendeine kritische Distanz zur eigenen Vorgehensweise kann ich nicht erkennen. Es ist aber sicher, daß die Fehler nicht allein der Verfasserin, einer Stipendiatin, zugeschrieben werden dürfen, die allein im Impressum genannt wird. Kein Register, keine ordentlichen Abbildungsunterschriften, kein Abbildungsverzeichnis, kein Verzeichnis der ausgestellten Handschriften erleichtern die wissenschaftliche Benutzung des sich als „Buch“ verstehenden Kataloges. Die Leihgeber finden sich summarisch auf S.2 über dem Impressum genannt, die an den Katalogeinträgen beteiligten zehn Gelehrten von Rang unter den „Abkürzungen“ S. 463 bei Gelegenheit der Auflösung ihrer Siglen.

Katalog und Ausstellung gliedern sich in vier Kapitel: I Die Anfänge, II Feste und Feiern, III Kirche und Kult, IV Materielle Dimensionen der liturgischen Feier. Letzterer Titel ist eine Anspielung auf den katholischen Lehrbegriff der „materia“, dem in der Lehre die „forma“ für den Wortanteil in der Messe gegenübergestellt ist. Nach der Einleitung der

Autorin führen drei Aufsätze von Enrico Palazzo, Michael Kohlbacher und Arnold Angenendt und Karen Meiners in die vor- und hochromanische liturgische Praxis, die gottesdienstliche Entwicklung in den östlichen Kirchen und die Erscheinungsformen spätmittelalterlicher Religiosität ein, behandeln also disparate Aspekte aus anderthalbjahrtausend Liturgie- und Frömmigkeitsgeschichte der christlichen Kirchen in Ost und West. Als Leitfaden an den Anfang des Katalogs hätte man sich den Aufsatz über „Liturgische Bücher“ von Martin Klöckener und Angelus A.Häußling (OSB) gewünscht, der das IV. Kapitel einleitet. Dann hätte man verstanden, daß nicht nur die am Altar und im Chor benutzten Liturgica, sondern auch Kalender, Kanones-Sammlungen, Annalen, Martyrologien, Predigtsammlungen, didaktische Texte, eine Sammlung historischer Werke (Kat. Nr.9), ein Bücherverzeichnis (Kat.Nr.46), von den Verfassern als „liturgische Bücher“ verstanden werden. Die Pariser Prunkhandschrift das Exameron des Kirchenvaters Ambrosius, Kat. Nr.8, Cod. Guelf. 21 Gud.Lat., hat Claudia Logemann hier zum ersten Mal näher bestimmt. In einem Unterabschnitt von Kap.IV lernt man darüber hinaus S. 414ff., daß Musik im katholischen Sprachgebrauch als „materielle Dimension“ der liturgischen Feier gilt. Die bedeutenden Erörterungen zu Liturgie, Musik und Gesang und historischer Musiktheorie von Wolfgang Hirschmann und Andreas Haug sind in Kap.IV als Anhang versteckt.

Das hochambitionierte Anliegen der Verfasserin kann man nur im geduldigen Studium des Kataloges nachvollziehen. Aber das Urteil bleibt gehemmt, weil für den Leser nicht erkennbar ist, was *Résumé* der angegebenen Literatur und was demgegenüber als neue Beobachtung oder Sicht zu vermerken ist. Kalender- und Litanei-Bestimmungen, sonst nur Hilfsmittel zur Bestimmung von Handschriften, wird unter den inhaltlichen Vorgaben ein besonderer Stellenwert eingeräumt. Da, wo ich mich auskenne, z.B. bei den Arbeiten aus Frauenklöstern, wie dem Prozessionale des 15. Jahrhunderts aus Steterburg, Cod.Guelf. 1028 Helmst. (Kat. Nr. 52), vermisse ich die Bestimmung des Herstellungsortes, der nach den Miniaturen eindeutig ein Frauenkloster ist und nach dem Inhalt nur Steterburg sein kann. In dem dominikanischen Diurnale Kat. Nr. 54, Cod.Guelf. 282 Extrav., ist nur die hl. Katharina mit einer Miniatur ausgezeichnet, ein sicherer Hinweis auf ein Katharinenkloster (Nürnberg?). Das hier um 1300 datierte Graduale Kat. Nr. 87, Cod.Guelf. 491 Helmst., ist ein sehr frühes, charakteristisches Beispiel einer Frauenklosterarbeit, weshalb es nicht nur aus dem Mindener Frauenkloster St.Maria stammen sondern dort auch hergestellt sein könnte. Vorbild für die großen Initialen waren romanische Zierbuchstaben mit Arabeskenschmuck. Kat. Nr. 24, Cod.Guelf. 1.5.1.Aug. 2°, ist nicht nur „Augsburg“ zu lokalisieren, sondern für das Benediktinerkloster St.Ulrich und Afra in Augsburg, nach dem Nürnberger Einband vielleicht in Nürnberg, hergestellt worden. Sowohl die Augsburger wie die Nürnberger, die Regensburger und die Salzburger spätmittelalterliche Buchmalerei sind gut erforscht, hier aber nicht verglichen worden.

Die Wertung der Handschriften, im Katalog im dreispaltigen Layout, ist den inhaltlichen Vorgaben so stark untergeordnet, daß Bedeutung und Größe der Handschriften und ihre Ästhetik unbeachtet bleiben. Gebrauchshandschriften werden von Prunkhandschriften weder optisch noch inhaltlich unterschieden. Im Layout konnte ich irgendwelche Normen für große, kleine oder stillschweigend vergrößerte Abbildungen nicht finden, auch keinen Grund für das heillose Durcheinander bei ihrer Zählung. Dem monumentalen Codex der Homilien des Johannes Chrysostomos aus der 2.Hälfte des 6.(!) Jahrhunderts, Kat. Nr. 11, Cod. Guelf. 75a Helmst., z.B. wird nur eine Abbildung in Oktavformat zugebilligt, was seiner Darbietung am Rand der Augusteerhalle in einer Flachvitrine (bis 4. März) entsprach. Der Ästhetik eines Buch- oder Kapitelbeginns wie fol. 54v/55r in Strabos Viten der Heiligen Gallus und Otmar in der St.Gallener Hs. des 10. Jh., Kat. Nr. 14, Cod.Guelf.

17.5. Aug. 4^o, wird keinerlei Aufmerksamkeit (Abb. 32: fol. 54v) geschenkt. Im Gegenteil, selbst da, wo Abbildungen gegenüberliegender Seiten beigebracht werden wie bei Kat. Nr. 23, dem prunkvollen Breviarium aus St. Marienberg bei Helmstedt, Cod. Guelf. 145.1 Helmst., werden die Abbildungen 54 und 55 auf den Seiten 149 und 150 abgebildet. Da die Ästhetik gerade der in der Ausstellung gezeigten spätantiken und frühmittelalterlichen Handschriften und der illuminierten Prunkhandschriften auch von kunsthistorischer Seite meistens verkannt wird, hätten sich Autoren und Herausgeber in diesem so reich bebilderten Katalog mit einer neuen Sicht ein Denkmal setzen können.

Christian von Heusinger

Eva Schlothuber, *Klostereintritt und Bildung. Die Lebenswelt der Nonnen im späten Mittelalter. Mit einer Edition des ‚Konventstagebuchs‘ einer Zisterzienserin von Heilig-Kreuz bei Braunschweig (1484–1507) (Spätmittelalter und Reformation. Neue Reihe 24)*. Tübingen: Mohr Siebeck 2004, X + 612 S., Abb., 119 €

Den Ausgangspunkt der vorliegenden Studie bildet das ‚Konventstagebuch‘ einer Zisterzienserin aus dem Braunschweiger Heilig-Kreuzkloster. Diese heute in der Herzog August Bibliothek aufbewahrte Handschrift beinhaltet die Aufzeichnungen einer anonymen Nonne aus den Jahren zwischen 1484 und 1507 über Ereignisse, die vor allem ihren Konvent, aber auch die Stadt Braunschweig betrafen. Dieser Umstand allein ist bereits von erheblicher Bedeutung, denn von Frauen verfasste Texte aus dem Mittelalter sind nicht sehr zahlreich. Außerdem herrschen hinsichtlich des alltäglichen Lebens in den Klöstern viele Unklarheiten, wengleich die Lebenswelt mittelalterlicher Frauenklöster und ihr Verhältnis zur Gesellschaft seit einigen Jahren verstärkt in den Blick der Forschung geraten ist (Kap. 1).

Es ist daher ein großes Verdienst von Eva Schlothuber, dass sie in ihrer Münchener Habilitationsschrift den Text mit ausführlichem Kommentar ediert (Kap. 5). Die Arbeit beschränkt sich allerdings nicht auf die Edition der Handschrift, sondern setzt sich zum Ziel, das Verhältnis zwischen Frauenklöstern und städtischer Gesellschaft am Beispiel des Heilig-Kreuzklosters zu beleuchten. Zu diesem Zweck schickt E. S. der Edition zunächst eine Geschichte des bisher wenig erforschten Kreuzklosters voraus (Kap. 2). Den Schwerpunkt bildet allerdings die daran anschließende Untersuchung über den Eintritt von jungen Mädchen ins Kloster als einer „Schnittstelle zwischen Kloster und Welt“. Der Klostereintritt zog sich über viele Stationen und einen größeren Zeitraum hin und wurde von verschiedenen Ritualen begleitet, die hier analysiert werden (Kap. 3). Für diese Untersuchungen wird die Quellenbasis erheblich ausgeweitet, und wenn auch das Konventstagebuch im Zentrum steht, so werden doch weitere Braunschweiger Quellen und Texte aus nahezu allen wichtigen niedersächsischen Frauenklöstern ergänzend herangezogen.

Auf der Grundlage dieser beeindruckenden Quellenbasis kann E. S. die bisherige Forschung zu den spätmittelalterlichen Frauenkonventen in Norddeutschland an einigen wesentlichen Punkten korrigieren (Kap. 4): So zeigt sie, dass die Mädchen sehr früh von ihren Familien ins Kloster gegeben wurden und damit das seit dem Frühmittelalter bestehende Verfahren der Oblation noch sehr lange fort dauerte. Außerdem waren die Mädchen, die zur Erziehung ins Kloster kamen, in den allermeisten Fällen auch für ein geistliches Leben bestimmt. Daher fungierte das Kloster nicht, wie oft angenommen, als Ausbildungsstätte auch für adlige und bürgerliche Töchter, denen von ihren Familien ein Leben „in der Welt“ zgedacht war. Der Umstand, dass das Tagebuch in lateinischer Sprache abgefasst wurde, verweist schließlich darauf, dass bei den norddeutschen Zisterzienserinnen – wie auch bei

den Benediktinerinnen – im Gegensatz zu den süddeutschen Frauenklöstern eine intensive sprachliche Ausbildung vorgenommen wurde, die es ihnen ermöglichte, in die gelehrten Diskurse ihrer Zeit einzutreten.

Neben diesen für die Erforschung weiblichen Religiosentums im späteren Mittelalter wichtigen Ergebnissen weist das Buch auch eine Reihe interessanter und wesentlicher Beobachtungen für die Geschichte Braunschweigs und seiner Klöster auf. Für die Frühgeschichte des Heilig-Kreuzklosters gelingt es E. S., eine vermutlich aus dem 14. Jahrhundert stammende, im Staatsarchiv Wolfenbüttel überlieferte Gründungslegende fruchtbar zu machen, die sie auch ediert. So stellt es sich als sehr wahrscheinlich heraus, dass das Kloster unmittelbar nach dem Ministerialenaufstand von 1227 als Sühneleistung für die Familie von Campe auf dem Rennelberg, einem ehemaligen Turnierplatz, der vermutlich auch Ort kriegerischer Auseinandersetzungen gewesen war, gegründet wurde. Dies erklärt auch die Lage nordwestlich vor den Mauern Braunschweigs an der Heerstraße nach Celle. Die Versöhnung zwischen Niederadel und städtischem Patriziat zeigte sich darin, dass die Töchter dieser beiden sozialen Gruppen in den Konvent aufgenommen wurden. Über die Zusammensetzung des Konvents informiert ein ausführlicher prosopographischer Anhang, der alle Nonnen erfasst, die sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts für das Kloster nachweisen lassen (Kap. 6). Die Umstände der Gründung erklären auch, warum das Kloster von Anfang an unter maßgeblichem städtischen Einfluß stand, auch wenn es nicht wie die innerhalb der Mauern gelegenen kirchlichen Einrichtungen exempt war, sondern der Diözesangewalt des Bischofs von Hildesheim unterstand.

An vielen Stellen des Konventstagebuchs werden nicht nur der Alltag innerhalb der Klostermauern und die Beziehungen zwischen Kloster und Stadt bzw. Bistum, sondern auch wichtige Ereignisse der Stadt an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert beleuchtet – so etwa der Besuch des päpstlichen Legaten Raimund Peraudi im Jahr 1503 und der Beginn der Pestepidemie von 1507, der vermutlich auch die Autorin des Tagebuchs zum Opfer fiel. Die Studie leistet somit auch einen wesentlichen Beitrag für die Geschichte Braunschweigs am Vorabend der Reformation.

Thomas Scharff

Heinz A. Behrens (Hrsg.), *Zwischen Herrschaftsanspruch und Schuldendienst. Beiträge zur Geschichte der Grafschaft Regenstein* (Nordharzer Altertumsgesellschaft). Jena u. Quedlinburg: Verlag Dr. Bussert & Stadelers 2004, 95 S., Abb., 14,90 €

Im Jahr 1999 jährte sich zum 400. Mal der Todestag des letzten Grafen von Regenstein, mit dem das Grafengeschlecht ausstarb. Das Herrschaftsgebiet der Grafen fiel 1599 an das Haus Braunschweig-Wolfenbüttel der welfischen Herzöge und führte als Grafschaft (später auch Fürstentum) Blankenburg innerhalb des Landes Braunschweig ein beachtliches Eigenleben. Im Jubiläumsjahr wurde in Blankenburg eine Sonderausstellung gezeigt, zu der ein Katalog erschien, und es wurde eine Veröffentlichung über die Münzen der Grafschaft vorgelegt (s. Braunschw. Jb. 81, 2000, S. 275). Am 10. Juli 1999 wurde ferner eine Tagung abgehalten. Vier der dort gehaltenen Vorträge sind erst jetzt im Druck erschienen.

Dem bedeutendsten Regensteiner Grafen des späten Mittelalters widmet der Herausgeber unter dem Titel Graf Albrecht II. von Regenstein (Heimburg) S. 9–38 einen Beitrag und stellt insbesondere Belege aus der schriftlichen Überlieferung zu den Burgen im Herrschaftsbereich des Grafen und seines Bruders Bernhard um die Mitte des 14. Jh. zusammen. Ulrich Schwarz, *Die Vögte der Grafen von Regenstein und ihre Abrechnungen im 15. Jh.*, S. 39–55, geht auf die Ausbildung der territorialen Verwaltung in der Grafschaft ein und stellt einzelne Amtsrechnungen vor, von denen einige früher als im benachbarten

Land Braunschweig überliefert sind, so die Rechnung des Vogts von Derenburg von 1432 und des Vogts von Blankenburg von 1436 und 1437. Peter Aufgebauer, *Das Schuldenwesen der Grafen von Regenstein und der Hoffaktor Michel von Derenburg* (gest. 1549), S. 57–72, skizziert den Weg des jüdischen Hoffinanziers, der sich in den Dienst verschiedener Reichsfürsten wie der welfischen Herzöge, des Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und des Kurfürsten von Brandenburg stellte. Für das Regensteiner Grafenhaus war er zwischen 1525 und 1534 tätig und verschlimmerte durch hohe Umschuldungen die finanzielle Situation der Grafen anstatt den Schuldenberg abzutragen. Christof Römer, *Die Grafen von Regenstein-Blankenburg als Stand des Reiches und des Niedersächsischen Reichskreises*, S. 73–90, arbeitet heraus, was die Mitgliedschaft der Grafenschaft im Reichskreis (Einrichtung der Reichskreise 1512) in der Praxis bedeutete. Zusammen mit den Reichsstädten Goslar, Nordhausen und Mühlhausen hielten sich die Grafen an den Niedersächsischen Reichskreis, während die übrigen Harzgrafschaften sowie Walkenried und Quedlinburg dem Obersächsischen Kreis angehörten. Die Grafen schickten in der zweiten Hälfte des 16. Jh. zunächst Adlige als Gesandte auf die Kreistage oder erschienen in eigener Person, später beauftragten sie als Vertreter Regierungsbeamte anderer Kreisstände.

Ulrich Schwarz

Gilbert Hess, *Literatur im Lebenszusammenhang. Text- und Bedeutungskonstituierung im Stammbuch Herzog Augusts des Jüngeren von Braunschweig-Lüneburg (1579–1666)* (Mikrokosmos. Beiträge zur Literaturwissenschaft und Bedeutungsforschung 67). Frankfurt a. M.: Peter Lang 2002, 375 S., Abb., 56,50 €

The study of *Stammbücher* – the small handwritten collections of greetings and bonmots from friends so popular among students in the early modern era – has taken an interesting new direction in recent decades. From having been treated primarily as almost inexhaustible sources of personal history, they are now increasingly subjected to literary analysis. With their many voices speaking to one addressee and drawing on a common reservoir of ancient wisdom, *Stammbücher* lend themselves to communicative and intertextual analysis. This is what Gilbert Hess has set out to do in his discussion of the *Stammbuch* of Herzog August the Younger of Braunschweig-Lüneburg – the founder of the Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel. In many ways Hess's enterprise is a fruitful one.

The *Stammbuch* (which is kept in the Wolfenbütteler Bibliothek) belongs to the early years of Herzog August's life. It was begun in 1594 when the young man at the age of 15 came to the university of Rostock. After about six months he moved to Tübingen where he studied theology, law, astronomy etc until 1597/98. During this period the *Stammbuch* was in use, and it contains 126 contributions. Its contributors are mostly professors and fellow students and only to a lesser extent members of his family and other nobles (in the same period he also kept another *Stammbuch* reserved for people of noble stock).

The *Stammbuch* was originally a copy of Alciato's *Emblemata* (Frankfurt am Main: Feyerabend, 1567). This was common practice – blank leaves were inserted to serve its purpose as *Stammbuch* – and indeed a close connection can be observed between emblematic wisdom and the contributions to *Stammbücher*.

In the introductory part Hess accounts for his theoretical point of departure. A basic concept is intertextuality, the relationship between a text and the texts behind it. In Hess's terminology *Phänotext* is the text as it appears, and *Prättext* denotes a text that is in some way alluded to. This turns out to be a functional pair. Refraining from finer distinctions between quotation, paraphrase, allusion etc. Hess makes the point that this simple pair,

Prätexit and *Phänotext*, paves the way for new insights into ‚die funktionalen Aspekte solcher Fremdtextrerferenzen‘ and ‚ihre Wirkungsweise als Phänomen der Sinnkonstitution‘.

This analysis takes up the main part of the book. The *Stammbuch* reveals itself as a dynamic text with a complex and intriguing communication code. We are offered a rich amount of observations on the order in which the single contributions are placed in the *Stammbuch*, on internal relations between the individual contributions, on their references to the printed emblems, on the ways in which August's princely status is reflected in the various contributions, on the connection between the personal situation of a contributor and his contribution etc.

The naming of the author of the *Prätexit* – typically a classical author – adds of course to the authority of a given statement, as Hess notes p. 91 in connection with a passage from Horace. A more complicated pattern arises when the Rostock professor Johannes Freder in his contribution to the *Stammbuch* quotes a passage by the late-classical poet, Claudianus (ca. 400 AD) (p. 211). Here Claudianus exhorts his addressee, the young Honorius, son of Emperor Theodosius, to cultivate Greek and Roman wisdom. In the context of the *Stammbuch*, of course, the addressee is the young August and the exhortation is given by Johannes Freder; the authority of Freder's contribution is strengthened by its *Prätexit*, the Claudianus passage. Claudianus here functions as classical authority and at the same time he delivers, in line with the Renaissance educational programme, the exhortation to gain wisdom from classical literature. Furthermore, the learning that is thus recommended to the young prince, is demonstrated in practice by Freder.

Hess has a keen eye for such points. Sometimes he is perhaps a little too optimistic in his attempts to interpret the contributions in the light of what is known about the personal situation of the contributor (e.g. p. 124). Turning however to the contribution of Caspar Schoppe (p. 131f) it does seem that we are here given an interesting glimpse into a private dispute between Schoppe and Joseph Scaliger.

In his theoretical introduction Hess, as noted above, rather emphatically dismisses previous interest in distinctions between allusion, quotation, paraphrase etc. To some extent he seems to underestimate the value of these distinctions not only to other kinds of literary investigation but also to his own project. David Chytræus, the wellknown Rostock professor, ‚verwendete ein Martialzitat als Eintrag‘, we learn (p. 115), and these words are followed by the contribution itself: *Principis est Virtus maxima, NOSSE DEUM, Principis est virtus proxima, NOSSE SUOS*. The accompanying note gives the reference to Martial (8,15,8) and a translation. On this basis the reader must assume that these were indeed Martial's words. But Martial only says: *Principis est uirtus maxima nosse suos*. Chytræus turned the statement into a protestant maxim, and surely he expected his reader to grasp this alteration. Here a closer attention to varying degrees of closeness to the original wording would have helped Hess. His insistence on using the term ‚Zitat‘ broadly seems to have made him less attentive to significant changes of wording from Prä- to *Phänotext*.

This may reflect conscious terminological freedom on Hess's part. But it is perhaps more likely to be an instance of his careless handling of Latin quotations. This is indeed a general problem in Hess's book. Its amount of Latin errors is unacceptably high. I shall limit myself to a few examples. On page 170 a rendering of sentence written in the *Stammbuch* by Nicolaus Varnbühler, Rechtsprofessor in Tübingen:

Vincit amor pudorem castus mors vincit vtrumque Mortem fama, D(omi)n(u)s famam, Deus o(mn)ia vincit.

This is a somewhat strange – if not ungrammatical – statement. Usually one would not expect that *pudor* was something to be conquered, and the repetition of God – *Dominus, Deus* – seems clumsy. The accompanying note provides a translation and further informs

the reader that this is a sentence also used by Christoph Lasser in the *Stammbuch* of Marcus Thenn. Lasser's wording is even quoted, and it turns out to make considerably better sense (also metrically):

Vincit amor; pudor hunc castus, mors vincit vtrumque,
Mortem fama: dies famam: deus omnia vincet.

These two hexametres form an elegant couplet, alluding to Virgil's famous tag *omnia vincit amor*, but piously correcting the original statement by a series of briefly expressed 'victories' from *amor* to *Deus*. *Pudor* is here superior to *amor*, and *dies*, not *Dominus*, conquers *fama*. The victor of everything, *omnia*, is not Virgil's *amor*, but God.

Since Hess does not comment upon the difference in the wording between the two versions, and since the version in the main text is rather strange, it seems fairly certain that he simply made a wrong transcription of the text in the *August-Stammbuch*. (This error in turn leads to a misunderstanding of the relationship between this text and the emblem placed beside it).

Other quotations can be more immediately recognized as ungrammatical, e.g. *Quae bonos mores sunt, nec facere nos posse credendum est* (p. 99) – where a control in the Prätext (*Corpus juris civilis, Digesta*) reveals a *contra* before *bonos*, probably forgotten in Hess's transcription. Indeed, also in this case the note gives contemporary examples where the wording is correct. The meaning is therefore not, as stated in the note, 'Man muss darauf vertrauen, was die guten Sitten sind, und nicht, was wir tun können', but rather 'we must trust that we are not able to do what is against decent behaviour'.

The sentence *sicut medicina apud aegros usus, etiam apud sanos honor, ita clementiam, quamvis poena digni invocent, etiam invocentes colunt* (p. 98) is difficult to understand until Seneca's wording in the *De Clementia* is consulted: *sicut medicinae apud aegros usus, etiam apud sanos honor est, ita clementiam, quamvis poena digni invocent, etiam innocentes colunt*, where it turns out that *invocentes* should be *innocentes* and *medicina* should be *medicinae*. However, in this case the translation follows the correct Latin version, not the version given in the book, and the following discussion also makes good sense.

In some cases the Latin is correct but translated wrongly. Heinrich Runge's observation (p. 89): *Felix quem virtus generosa exornat avarum, Et virtute suis, adjicit ipse decus* is taken to mean: 'Glücklich ist der, den die grosszügige Tugend mit Vorzeichen schmückt, und aufgrund seiner Tüchtigkeit fügt sich der Ruhm selbst hinzu', and Hess explicitly refrains from seeing a particular connection between this sentence and its addressee, Herzog August. But the text is in fact a tribute to the young prince, indeed to the very idea of nobility (*avarum* being genitive not of *avis*, bird or 'omen' / 'Vorzeichen', but of *avus*, 'grandfather').

Apart from these and several other misunderstandings in the Latin quotations a considerable number of smaller Latin spelling errors are also found. Altogether the amount of errors is high enough to seriously flaw the text. They are of course due to sloppiness on the part of the author, but one cannot help wondering how they could have passed unnoticed by the university system that accepted the work as a doctoral thesis, and later by the publishing house. It is a shame, since Hess's interpretations and theoretical considerations are often both interesting and eye-opening. As it is, the textual foundation on which his observations rest, must be checked in each case. However, having issued this *caveat*, I will certainly recommend the book for its many inspiring insights into the intertextual workings within the early-modern *Stammbücher*.

Karen Skovgaard-Petersen

Heinrich Medefind (Bearb.), Die Kopfsteuerbeschreibungen der Stadt Braunschweig von 1672 und 1687 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 221). Hannover: Hahnsche Buchhandlung 2004, 362 S., Abb., 29 €

Im Niedersächsischen Staatsarchiv in Wolfenbüttel sind im Aktenbestand „Geheimer Rat“ handschriftlich erstellte Erhebungslisten für die steuerpflichtigen Bewohner der Stadt Braunschweig von 1672 und 1687 erhalten, die nun von der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen in einer Edition durch Heinrich Medefind (Sabine-Dorothea Pingel besorgte die Durchsicht des Textes) vorgelegt werden. Es ist mittlerweile die vierte Publikation dieser als „Kopfsteuerbeschreibung“ bezeichneten Quellengattung. Die der ehemaligen Fürstentümer Calenberg-Göttingen und Grubenhagen und des Hochstifts Hil-desheim liegen bereits lange vor, seit dem Jahr 2000 auch die von Braunschweig-Wolfenbüttel (ohne die Stadt Braunschweig), so dass mit dem Erscheinen des stadtbraunschweigi-schen Bandes die Edition der Kopfsteuerbeschreibungen für den welfischen Raum vervollständigt werden konnte.

Die Steuerbeschreibung von 1672, nur ein Jahr nach der Eroberung Braunschweigs durch den Wolfenbütteler Herzog angefertigt, erfasst nicht nur die Bürger, sondern auch die Einwohner ohne Bürgerrecht. Die Steuerlisten geben genaue Auskunft über alle Steuerpflichtigen der Jahre 1672 und 1687, nach den fünf Weichbildern und ihren Bauerschaften Haushalt für Haushalt erfasst. Die Familienoberhäupter erscheinen unter ihren vollständigen Vor- und Zunamen, klassifiziert nach Stand und Beruf, die Ehefrauen und steuerpflichtigen Kinder dagegen ohne Namensangabe. Aufgelistet sind auch weitere Bewohner wie etwa Eltern, Verwandte oder Häuslinge (Untermieter), die den Wohnraum mit der Familie teilten. Außerdem ist die genaue Anzahl des Gesindes der Haushalte festgehalten, bei den Handwerkern die der Gesellen und Lehrlingen. Sie alle wurden mit einer festgelegten Taxe in Taler und Gutegroschen veranlagt. Kinder unter zwölf Jahren sind nicht registriert, ebenso Prediger, Kirchen- und Schuldiener. Den beiden Steuerlisten sind jeweils die überlieferte Ausschreibung für das gesamte Fürstentum und der Steuerspiegel vorangestellt. Die Kopfsteuerbeschreibung von 1672 beginnt mit den Steuerlisten aus dem Bereich der fürstlichen Burg und der Stifte St. Blasius und St. Cyriacus. Es folgen die der adligen Landstände und der Weichbilde Altstadt, Hagen, Neustadt, Altewiek und Sack. Bei den Steuerlisten von 1687 fehlt eine Veranlagung der Stifte und der Burgbewohner, dafür sind die steuerpflichtigen Hofbediensteten und Angehörigen der fürstlichen Hofstatt sowohl in Wolfenbüttel als auch in Braunschweig erfasst. Sie werden im Anhang vollständig aufgeführt. Veranlagt wurden 1672 in der Stadt Braunschweig 8504 Steuerpflichtige, 1687 war deren Zahl bereits auf 9377 gestiegen. Durch die vom Bearbeiter wiedergegebenen herzoglichen Steueraussschreiben und die eingestreuten wörtlichen Zitate wird der schematische Charakter der Listen immer wieder durchbrochen und es fließt Zeitkolorit in die Edition. Wie bei den bereits erschienenen Kopfsteuerbeschreibungen ist auch der vorliegende Band mit einer Reihe von Indices versehen. So gibt es einen Index der Orte, der Personennamen und aller angegebenen Berufe. Das letztgenannte Register mit mehr als 700 (!) verschiedenen Berufs- und Standesbezeichnungen zeigt die ganze Vielfalt und Differenziertheit städtischen Lebens. Ein Glossar sowie ein Fundstellenverzeichnis und zwei Karten der Stadt Braunschweig von 1671 und 1804 beschließen das sorgfältig erstellte Werk.

Die vorliegende Veröffentlichung, so das Geleitwort, soll zur Beschäftigung mit der Sozial- und Bevölkerungsgeschichte Braunschweigs anregen. Diese Intention wird sicherlich erreicht werden. So ist dem Historiker (insbesondere dem Sozialhistoriker) mit den Steuerlisten eine genaue Beschreibung der Einwohnerschaft der Stadt als Momentaufnahme aus zwei Jahren des 17. Jahrhunderts an die Hand gegeben, wobei schon der Vergleich der

beiden Listen interessante Aufschlüsse bringen dürfte. Dem Ahnenforscher wiederum steht bei der Suche nach seinen Vorfahren neben den Kirchenbüchern nun eine weitere umfangreiche Quelle zur Verfügung. Die Edition der Kopfsteuerbeschreibung der Stadt Braunschweig von 1672 und 1687 ist als historische Quelle vielseitig auswertbar und ihr ist ein großer Benutzerkreis nur zu wünschen.

Joachim Schmid

Margot Ruhleⁿder, *Die Damen vom Stift Steterburg. 1000 Jahre Stift Steterburg* (Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums 106). Braunschweig: Joh. Heinr. Meyer Verlag 2003, 336 S., 69 Abb., 14,80 €

Im Jahr 2001 wurde das 1000-jährige Bestehen des Stiftes Steterburg begangen. Anlässlich dieses Jubiläums erschien die vorliegende Publikation; sie ist vor allem auch an Leser gerichtet, die sich für die Geschichte des Stiftes, des Ortes und der Region interessieren, ohne besondere Vorkenntnisse zu haben. Die Autorin versucht, die komplexen Herrschaftsstrukturen des Mittelalters und der Neuzeit anschaulich und in einfachen Worten bzw. Schlagworten zu beschreiben. Eingebettet werden darin die Geschichte der Welfen und vor allen Dingen die des Stiftes und seiner Bewohnerinnen. So erleben wir die Gründung des Stiftes durch Frederunda und ihre Mutter Hathewig im Jahre 1001, unterstützt durch Bernward, Bischof von Hildesheim, dem das Stift unterstellt wurde. Frederunda war auch die erste Äbtissin in Steterburg. Ein Damenstift diente in dieser wie auch in späteren Zeiten vor allem dazu, adelige Töchter, die man nicht verheiraten konnte oder wollte, standesgemäß zu versorgen.

Die wechselvolle Geschichte des Stiftes Steterburg wird in den folgenden Jahrhunderten durch Reformen, vielerlei Einflussnahmen sowie durch Krieg resp. Zerstörung und Wiederaufbau geprägt. Die Autorin lässt in spannenden Geschichten die Ereignisse am Leser vorüberziehen. So wurde Steterburg im 12. Jh. zu einem Augustinerchorfrauenstift reformiert, was auch bedeutete, dass die Stiftsdamen über keinerlei Privateigentum mehr verfügen durften. Der bis zu seinem Tode am katholischen Glauben festhaltende Herzog Heinrich der Jüngere setzte 1515 seine Schwester Elisabeth zur Domina des Klosters ein, wofür das Stift im Schmalkaldischen Krieg teuer bezahlen musste. Der Übertritt zum Luthertum war natürlich Pflicht. Die Kriegswirren führten dazu, dass Elisabeth erst 1562 nach Steterburg zurückkehrte. Die wirtschaftliche Sanierung der durch die Kriege stark in Mitleidenschaft gezogenen Klöster erfolgte durch den Herzog. Die Aufsicht über die Klöster wurde in die Hände eines neu geschaffenen Konsistoriums gelegt. Nichtsdestotrotz bestimmte die Herzogin mit über die Installierung einer neuen Domina, wobei diese zu jener Zeit nicht aus der rebellischen – d.h. dem Herzog nicht ergebenen – Stadt Braunschweig kommen durfte. Im Dreißigjährigen Krieg hatten sich die Bewohnerinnen des Stiftes sicherheitshalber – wie der Herzog auch – in eben diese Stadt zurückgezogen. Das Stift wurde mehrmals geplündert und zerstört, so dass die Damen erst 1667 nach Steterburg zurückkehren konnten. 1691 kam es zum Neubau, und der Gründungsakt wurde im Beisein der herzoglichen Familie durchgeführt. Das bedeutete auch, dass sich von nun an der Herzog persönlich um die Besetzung der Stiftsstellen kümmerte, wo durchaus auch Prinzessinnen untergebracht werden sollten oder sogar Freundinnen des Herzogs wie Luise von Hertefeld, die 1777 als Stiftsdame eingeführt wurde. Sie wohnte aber nicht in Steterburg, sondern in Braunschweig, zum Schluss sogar im Schloss. In westfälischer Zeit kam es zur Auflösung des Stiftes, was aber 1814 rückgängig gemacht wurde. Im 19. Jh. war das Stift die einzige noch rein adelige Einrichtung im Herzogtum, die dazu diente, bedürftigen

adligen Damen den erforderlichen Lebenswandel zu gewährleisten. Der religiöse Bezug hingegen hatte immer mehr an Bedeutung verloren.

Die Geschicke im 20. Jahrhundert wurden wieder durch die Politik maßgeblich beeinflusst. Für die NSDAP war das Stift als Versorgungsanstalt bedürftiger, unverheirateter Töchter des braunschweigischen Beamten- und Landadels anachronistisch; vielmehr wollte man hier jetzt Töchter verdienter NSDAP-Amtsträger unterbringen. Es kam jedoch anders, weil der Stiftskomplex 1938 an die Reichswerke verkauft wurde; die Stiftsdamen zogen in ein Haus nach Blankenburg um. Das Stift war nun außerdem in alleiniger Trägerschaft der Ritterschaft des Landes Braunschweig und diente der Unterbringung unverheirateter weiblicher Familienangehöriger der Ritterschaft. Als nach dem Krieg das Stiftshaus in Blankenburg 1947 in ein Krankenhaus umgewandelt wurde, zogen die verbliebenen sieben Stiftsdamen in den Westen.

Die Gebäude des Stiftes Steterburg sind heute – bis auf das Pfarrhaus – privat vermietet, die Stiftskirche ist Pfarrkirche von Steterburg. Das „Stift Steterburg“ existiert als gemeinnützige Einrichtung der Ritterschaft des ehemaligen Landes Braunschweig und ist Körperschaft des öffentlichen Rechts.

Neben den wechselvollen Läufen des Stiftes zeichnet die Autorin auch das Bild einzelner Stiftsdamen, erzählt Anekdoten und verweist zugleich auf die bedeutenden Pröpste des Stiftes wie Gerhard von Steterburg im 12. Jh. – Verfasser der „Annales Stederburgenses“ – oder Nicolaus Decius in der Reformationszeit.

Alles in allem ist Margot Ruhlender ein anschaulicher Bericht über die wechselvolle Geschichte des Stiftes Steterburg und seiner Bewohnerinnen gelungen, der auch den interessierten Laien in seinen Bann ziehen wird. Die populärwissenschaftliche Abhandlung sei jedem empfohlen, der sich mit der Geschichte dieses Stiftes und der Region beschäftigen will – und der dies wissenschaftlich korrekt, aber auf unterhaltsame Weise tun möchte! Wer sich forschend der Stiftsgeschichte zuwenden möchte, sei darauf verwiesen, dass der von der Autorin im Landesarchiv Oranienbaum (nachmals Dessau) benutzte Archivbestand jetzt im Staatsarchiv Wolfenbüttel aufbewahrt wird.

Erika Eschebach

Stephan Kraft, *Geschlossenheit und Offenheit der „Römischen Octavia“* von Herzog Anton Ulrich. „der roman macht ahn die ewigkeit gedencken, den er nimbt kein endt“ (Epistemata. Würzburger Wissenschaftliche Schriften. Reihe Literaturwissenschaft 483). Würzburg: Königshausen & Neumann 2004, 214 S., 36 €

Gern wird für die „Römische Octavia“ die Metapher des „Textgebirges“ gebraucht. Das ist verständlich, zählt doch allein die zweite Fassung sieben Bände mit über 7.200 Seiten, die von mehr als 1.800 namentlich genannten Personen bevölkert werden. Inhaltlich geht es in diesem als exemplarisch eingestuften höfischen Barockroman um die Christenverfolgung. Die Handlung spielt in Rom und dem Vorderen Orient zur Zeit Neros und danach. Das dem Genre gemäß kaiserliche und königliche Führungspersonal ist verstrickt in ein sich nach und nach lichtendes Dickicht aus Irrungen und Wirrungen, Täuschungen, Missverständnissen und ungläublichen Zufällen. Weitere Komplikationen entstehen durch Doppelgänger beiderlei Geschlechts oder nur scheinbar hingemeichelten Opfern neronischer Mordlust.

Zu den wenigen, die sich durch dieses labyrinthische Werk hindurchgearbeitet haben, gehört der Germanist Stephan Kraft. Um seine Leistung würdigen zu können, sei daran erinnert, dass jede ernsthafte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit des Herzogs Riesenroman aufgrund der Quellenlage fünfzehn verschiedene Textschichten berücksichtigt

muss, ganz abgesehen von deren hölzerner Diktion. Es ist bewundernswert, wie Kraft diese wahrlich überbordende Materialfülle meistert und analytisch durchdringt. Seine in einer klaren Sprache verfasste Untersuchung ist nicht nur erfreulich schlank gehalten, sondern ihre Lektüre stellt durchweg ein intellektuelles Vergnügen dar. Durch kluge Fragestellungen gelingt es ihm, dem herzoglichen Opus magnum neue, unvermutet moderne Seiten abzugewinnen.

Die zweite, ab 1712 zum Druck beförderte Fassung der „Römischen Octavia“ ist ja das Spätwerk Anton Ulrichs (1633–1714) und steht zwischen Barock und Aufklärung – ohne allerdings als Verbindungsglied zu fungieren. Dennoch kündigt sich die heraufziehende neue Weltsicht in der dem greisen Herzog geglückten Überwindung traditioneller Positionen an, z.B. im Hinblick auf die Religion oder die Person des Herrschers. Kraft thematisiert dieses außerordentlich interessante Wechselspiel von beharrenden und fortschrittlichen Ansätzen in acht Kapiteln, denen er noch ein hilfreiches Register über die 205 wichtigsten Romanfiguren hinzufügt. Das zentrale Begriffspaar seiner Abhandlung nennt er bereits im Buchtitel: „Geschlossenheit“ und „Offenheit“. Beide Begriffe umfassen sowohl inhaltliche als auch formale Elemente, ebenso ästhetische wie solche der Weltanschauung.

In jedem der acht Kapitel kann Kraft seine These von der zunehmenden „Offenheit“ des Großromans schlüssig belegen, sowie mit einer Vielzahl neuer Erkenntnisse aufwarten: Sei es ob er um die Elemente „Komik und Lachen“ oder um das „Konzept der vernünftigen Liebe“ kreist, oder sich im Zusammenhang mit der „Erosion christlicher Dogmen“ der Idee der natürlichen Religion und der Überwindung des Konfessionalismus widmet. Auch führt Kraft u.a. einprägsam vor, wie die Realpolitik mehr und mehr die sonst im höfischen Roman dominierenden Idealvorstellungen über Herrscher und Staat verdrängt. Der verklärende Blick weicht dem nüchternen Betrachten.

Die bislang überschätzte Bedeutung der Schlüsslepisoden relativiert er deutlich. Obwohl der Wolfenbütteler Hof aus Besorgnis vor skandalösen Enthüllungen einen Teil des Manuskriptes für den noch nicht veröffentlichten achten Band nach des Herzogs Tod verbrennen ließ, enthalten diese Episoden erstaunlich wenig Brisanz. Von den in dem Werk erzählten rund 60 Lebensgeschichten fand man bislang überhaupt nur für sechs ein greifbares Vorbild aus dem 17. und frühen 18. Jahrhundert.

Kraft schließt seine Publikation mit einem überzeugendem Resümee ab. Man kann ihn zu dieser Veröffentlichung nur beglückwünschen. Dank der von ihr geleisteten Horizonsweiterung ist seine Arbeit zukünftig für das Verständnis von Anton Ulrichs „Römischer Octavia“ unverzichtbar.

Hans Christian Mempel

Sabine Ahrens, Die Lehrkräfte der Universität Helmstedt (1576–1810) (Veröffentlichungen der Kreismuseen Helmstedt 7). Helmstedt: Roco Druck 2004, 270 S., Abb., 20 €

Eine Gesamtgeschichte der von 1576 bis 1810 bestehenden Universität Helmstedt existiert bis heute nicht, nur mehrere Abrisse von unterschiedlichem Umfang und Wert sowie einige gründlichere wissenschaftliche, aber z.T. nur zeitlich begrenzte Darstellungen zu einigen Fakultäten (besonders Jus, Medizin) bzw. Fächern (u.a. Klassische Philologie, Poesie, Geschichte, Physik). Die Edition der Helmstedter Studentenmatrikel ist erst 1979 abgeschlossen worden. Ein Professorenkatalog als wichtigstes Fundament der gesamten Universitätsgeschichte fehlte bislang. Einige von Ahrens aber nicht erwähnte Anläufe dazu in Form von Professorenbiographienreihen sowie Professorenlisten gehen bis ins 18. Jahrhundert zurück (Chrysander 1746, Du Roi 1788 und von Strombeck 1822). Paul Zimmermann hat

dann 1926 in seiner exzellenten Matrikeledition alle 108 Professorenbiographien bis 1636 nach Fakultäten getrennt erschöpfend ausführlich und mustergültig beschrieben, doch die Fortsetzung unterblieb. Diese bestehende und für alle Forschungen äußerst hinderliche große Kenntnislücke füllt nun dieses ausdrücklich als wissenschaftliches Nachschlagewerk wie für interessierte Laien konzipierte Buch in sehr begrüßenswerter Weise aus. Es werden darin anzahlmäßig Strombeck weit übertreffend rd. 400 Kurzbiographien von Professoren, Privatdozenten und „Universitätsverwandten“, d.h. sonstigen Lehrpersonen, alphabetisch vorgestellt. Neben den Lebensläufen werden, wenn möglich, die wissenschaftliche Bedeutung umrissen und die Eltern, Ehefrau(en), Kinder(zahl), die Wohnung(en) in Helmstedt, die Grabstätte sowie die wichtigsten – größtenteils natürlich lateinischen – Werke genannt. Sehr reichhaltige, aber nicht immer vollständige Literaturangaben zu diesen Personen, z.T. aus entlegenen und auch neuestem Schrifttum, sind für die weitere Forschung besonders wertvoll. Fast 50 Porträtabbildungen aus dem Bestand der ehemaligen Universitätsbibliothek Helmstedt (was von Ahrens leider nicht erwähnt wird!) lockern das auch für breitere Kreise interessante und abwechslungsreiche Werk auf. Die trotz aller Knappheit reichhaltigen Kurzbiographien sind lobenswert gut und leichtflüssig geschrieben. Sie erschließen in der Summe ungeheuren Stoff für die braunschweigische und deutsche Wissenschafts-, Kultur-, Familien- und Sozialgeschichte sowie im Hinblick auf die Staatsbeamte ausbildenden führenden Fakultäten Theologie und Jus auch für die politische und Verwaltungsgeschichte des Landes Braunschweig. Das Erscheinen dieser Akademikerbiographiensammlung wird sich als höchst nützlich erweisen und zeichnet das geistige Profil einer bis zu ihrer Erstarrung (Ende des 17. Jahrhunderts) besten damaligen Universitäten nach: etwa 170 Helmstedter Professoren erhielten einen Artikel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ (1875–1910), was viel über deren überregionale Bedeutung besagt.

Bei einer so weit ausgreifenden und schwierigen Arbeit wie bei einem Professorenkatalog sind Ungleichmäßigkeiten und Fehler kaum zu vermeiden. So wurde bedauerlicherweise das Standardwerk von Kundert (*Juristische Disputationen* 1984) mit den Kurzbiographien der insgesamt 82 Helmstedter Juraprofessoren nicht herangezogen. In den Literaturangaben zu den Einzelartikeln wird gelegentlich Schrifttum genannt, das im Siglenverzeichnis nicht oder anders lautend auftaucht (z.B. S. 79, 82, 142, 155, 189, 218, 242): besonders lästig beim Standardwerk von A. Behse (*Juristische Fakultät* 1920). Neben dem Siglenverzeichnis, das die allerwichtigste biographische Literatur enthält, fehlt ein Verzeichnis der sonstigen zahlreichen grundlegenden und biographisch belangvollen Literatur zur Universitätsgeschichte (z.B. Schikora: *Spruchpraxis* 1973, Alschner: *Universitätsgeschichte* 1998). Bei manchen Artikeln hätte man mehr erwartet: Chryсандers Professorenliste wird nur in einem Satz und seine 37 äußerst ausführlichen Theologieprofessorenbiographien („*Dyptica*...“ 1746) überhaupt nicht erwähnt (S. 49f.). Das führt zur Problematik der Aufführung von Veröffentlichungen der Dozenten: Ahrens zitiert oft eine Vielzahl von Schriften, aber ob es Hauptwerke waren, ist häufig schwer und nur von spezialisierten Wissenschaftshistorikern zu entscheiden. Die Abgrenzung des hier vorgestellten Lehrkörpers von den sonstigen Hochschulbeamten und nicht gelehrten sogenannten Universitätsverwandten hätte im Vorwort genauer beschrieben werden müssen. Im Katalog tauchen neben Sprach-, Tanz- und Zeichenlehrern auch Stallmeister (Reitlehrer) sowie Fechtlehrer auf. Ahrens erhebt vernünftigerweise keinen Anspruch auf Vollständigkeit. So bestehen bei den schwer ermittelbaren Privatdozenten weiterhin Lücken. In der Namenszeile der Artikel fehlt leider eine Angabe über die jeweilige Fakultät oder Fachrichtung des jeweiligen Dozenten, sodass man bei der fakultätsbezogenen Suche nach Personen weiterhin auf die älteren o.g. Listen von Strombeck, Kundert, Trieb (Medizin 1995) usw. zurückgreifen

muß. Mit Ahrens' Katalog in Form von kurzen Lebensbildern ist jedoch endlich ein unverzichtbares Grundlagenwerk geschaffen, das aber das Themenfeld keineswegs wissenschaftlich erschöpft.

Dieter Lent

Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig. Kunstmuseum des Landes Niedersachsen. 250 Jahre Museum. Von den fürstlichen Sammlungen zum Museum der Aufklärung. Ausstellung in der Burg Dankwarderode, Braunschweig 29. April bis 22. August 2004. München: Hirmer 2004, 320 S., Abb., 34,90 €

Das Herzog Anton-Ulrich-Museum feierte 2004 sein zweihundertfünfzigjähriges Bestehen. Es gilt damit als das älteste Museum auf dem europäischen Festland überhaupt und ist nur wenige Jahre jünger als das Britische Museum. Der zu besprechende Band zeigt die Entwicklung des Museums in seinem Anfangszeitraum 1754–1806, also vom Gründungsjahr bis zur Entnahme zahlreicher Exponate durch die französische Besatzungsmacht unter Napoleon. Wer den Titel nur flüchtig liest, erwartet sicher eher einen Gesamtüberblick zur Geschichte des Museums als diese Konzentration auf das erste halbe Jahrhundert seines Bestehens. Die vielleicht aufgrund dieser Missverständlichkeit eingetretene kleine Enttäuschung des Lesers verwandelt sich aber rasch in Dankbarkeit. Denn in einer Gesamtgeschichte des Museums, die im übrigen 2004 nur wenige Monate später erfreulicherweise ebenfalls erschienen ist, hätten sich die Autoren nicht so anschaulich und ausführlich mit der Frühgeschichte des Museums befassen können. Dem Katalogteil sind neun wissenschaftliche Beiträge verschiedener Autoren vorangestellt. Dabei wird die Vorgeschichte der Sammlungen dargestellt und deren europäischer Kontext beleuchtet. Man erfährt, welche Herzöge welche Sammlungen in den späteren Museumsbestand eingebracht haben. Ausgangspunkt waren für die meisten Herzöge Geschenke, die sie von Gästen des Hofes erhielten oder die sie auf ihren Kavaliertouren im Rahmen ihrer Ausbildung erhielten. Beiträge über die Organisation des Museumsbetriebs, die Bibliothek und die Besucherbücher runden die anschaulichen Aufsätze zur allgemeinen und besonderen Sammlungsgeschichte ab. Auch für den Landeshistoriker kommen hier interessante kulturpolitische Fragestellungen in den Blick. Immer wieder wird betont, dass Kultur von den Herzögen gezielt eingesetzt wurde, um ihr Ansehen und damit ihr politisches Gewicht zu stärken. Konnte militärische Mindermacht durch höfischen Glanz wirklich kompensiert werden? Hier könnte eine intensive Auswertung von Besucherbüchern und Schenkern wertvolle Aufschlüsse liefern. Allerdings deutet der Band schon an, dass das Museum hier eher eine untergeordnete Rolle spielte. Hauptmotiv für die Öffnung der Sammlungen war zunächst vor allem, dem nur ein Jahrzehnt zuvor gegründeten Collegium Carolinum Anschauungs- und Lehrmaterial zu bieten.

Dem Aufsatzteil folgt ein gleichfalls etwa hundert Seiten starker Katalog mit meist farbigen Abbildungen bester Qualität. Höhepunkte unter den Ausstellungsstücken sind der bereits von Goethe bewunderte, scheinbar lächelnde Elefantembryo, ein zeitgenössisches Modell eines Indianerkanus sowie die Haut eines der ersten Ballons der Welt. Die Faszination, welche von den in der Ausstellung gezeigten Originalen ausgeht, kann auch der Katalog erwecken. Und das ist keine Selbstverständlichkeit. Dazu tragen aber nicht nur die Abbildungen bei, sondern auch die ausführlichen Texte, die nicht nur die gezeigten Exponate vorstellen, sondern vielmehr Sammlungsschwerpunkte, wie Kunstwerke, Münzen, Naturalien, Graphiken erläutern. Gattungsgeschichtliche Aspekte, mit denen sich die einzelnen Exponate verknüpfen lassen, werden auch für den Laien verständlich präsentiert. Der Band beweist auch an vielen Stellen, wie sehr er von der erst vor kurzem abgeschlos-

senen Erschließung des Museumsarchivs profitiert. Insgesamt bietet das von Alfred Walz hauptverantwortlich gestaltete Werk eine vorbildliche Kombination von Abbildungen und wissenschaftlichen Texten. Man kann dem Herzog-August-Museum nur gratulieren, dass es innerhalb seines Jubiläumsjahres gleich zwei hervorragende Bände zur eigenen Hausgeschichte herausbringen konnte.

Martin Fimpel

D. Fischer, U. Ostmann und R. Künzl, Digitale Karte der Historische Landnutzung, erstellt im Niedersächsischen Landesamt für Bodenforschung (NLFb); Musterblatt (Stadt Hannover) im Internet: <http://www.nlfb.de/boden/bilder/karten/historische-landnutzung.pdf>, dazu Erläuterungen

In den Jahren 1956 bis 1964 wurde mit der „Historischen Karte des Landes Braunschweig im 18. Jahrhundert“ erstmals der Versuch unternommen, das Landschaftsbild des alten Landes Braunschweig aus der Zeit vor Industrialisierung, Straßenbau und Bevölkerungsexplosion zu rekonstruieren. Grundlage dafür waren zum größten Teil die sog. Feldrisse der General-Landesvermessungs-Kommission, die in den Jahren 1746–1784 die Aufgabe hatte, alle Feldmarken des Landes zu vermessen. Das Ergebnis waren detaillierte Dorf-, Feld- und Wiesenbeschreibungen und über 450 Karten im Maßstab 1:4.000. 432 Karten sind noch überliefert und lagern mit den Dorf-, Feld- und Wiesenbeschreibungen im Niedersächsischen Landesarchiv – Staatsarchiv Wolfenbüttel. Diese Ergebnisse der Landesvermessung wurden in den genannten Jahren 1956–1964 in der „Historischen Karte des Landes Braunschweig im 18. Jahrhundert“ auf den Maßstab der Topographischen Karte 1:25.000 in moderner Darstellungsweise und mit gängiger Zeichenerklärung reduziert; 41 Blätter entstanden dabei, die von der Historischen Kommission für Niedersachsen herausgegeben wurden und heute noch über den Landesbetrieb Landesvermessung und Geobasisinformation Niedersachsen (LGN) bezogen werden können. Sowohl Historikern als auch Laien bietet das Kartenwerk eine gut lesbare Darstellung der ursprünglichen Landnutzung, der Dorflagen und wichtiger Details wie etwa ein Galgen in der Communion-Holzung nordwestlich, ein Gewässer „Schweinepfuhl“ nordöstlich oder die Wüstung Reindagerot südöstlich von Braunschweig (Bl. 3729 Braunschweig).

Hatte man damals aus Kostengründen auf Mehrfarbigkeit verzichtet, ist dies in der Digitalen Karte der „Historischen Landnutzung“ das hervorstechendste Merkmal, dessen thematische Grundlage für das alte Land Braunschweig eben die Arbeiten der Historischen Kommission für Niedersachsen sind. Seit 1980 werden im Niedersächsischen Landesamt für Bodenforschung (NLFb) für ganz Niedersachsen die Ergebnisse der Landesvermessungen des 18. Jahrhunderts von D. Fischer, U. Ostmann (Thematische Bearbeitung) und U. Ostmann und R. Künzl (Digitale Bearbeitung) zum Zwecke der Erstellung einer Flächendatenbank „Niedersächsisches Bodeninformationssystem“ (NIBIS) ausgewertet und ebenfalls auf den Maßstab 1:25.000 reduziert. Die größtenteils bereits erstellten Karten für das Land Braunschweig, die auf der „Historischen Karte des Landes Braunschweig im 18. Jahrhundert“ basieren, sind käuflich zwar nicht zu erwerben, Ausdrucke mit Stichjahr 2003 können aber im Niedersächsischen Landesarchiv – Staatsarchiv Wolfenbüttel unter der Signatur „K 15024“ sowie im Hauptstaatsarchiv Hannover unter der Signatur „Mappe 1564“ eingesehen werden. Auf diesen Karten werden die Landnutzungsarten rein farblich dargestellt und auf die jeweils aktuelle, heutige Topographische Karte 1:25.000 projiziert. War es schwierig, den oben genannten Galgen, den Teich und die Wüstung anhand der Historischen Karte des Landes Braunschweig im 18. Jahrhundert genau zu lokalisieren, so ist dies nun, wenn man beide Kartenwerke nebeneinander liest, zumindest in

den Ortschaften spielend einfach. Zwar ist der Galgen auf der Karte der Historischen Landnutzung nicht eingezeichnet – historische Zusatzinformationen fehlen leider gänzlich –, trotzdem kann er durch den Vergleich an der Celler Straße in Braunschweig ebenso leicht lokalisiert werden wie der Teich an der Wodanstraße und die Wüstung am Rangierbahnhof.

Ein großes Problem stellen die siedlungsfreien Gebiete wie etwa die Bergwälder dar. Da im Fürstentum Blankenburg im 18. Jahrhundert kartographische Schwierigkeiten die Vermessungsarbeiten unmöglich machten, müssen für die noch nicht vorliegenden Blätter Braunlage und Zorge Informationen wesentlich neueren Datums, nämlich der Königlich Preußischen Landesaufnahme aus den Jahren 1880–1913, herangezogen werden. Auch sonst verlangt die Arbeit von den Herausgebern ein erhebliches Maß an Mut zur Lücke. Die 13 Landnutzungsarten des Kartenblattes Braunschweig lauten: 1: Garten, Siedlung; 2: Wüstung; 3: Acker; 4: Hopfen; 5: Wiese; 6: Anger, Trift, Koppelhude; 7: Anger, Trift, Koppelhude – Bäume; 8: Bruch; 9: Wald mit unbekanntem Bestand; 10: Steinbruch, Mergel-, Ton-, Sandgrube; 11: Gewässer; 12: Sonstiges (Wege etc.); 13: Nicht identifizierbare Signatur. Einen großen Teil des Karteninhalts macht allein der Wald mit unbekanntem Bestand aus. Auf der Karte Oebisfelde kann bezüglich der Bäume genauer differenziert werden zwischen 5: Anger, Trift, Koppelhude – Bäume; 9: Heide-Laubbäume; 10: Nadelwald; 11 Laubwald und 12: Wald mit unbekanntem Bestand. Letzterer macht jedoch auch hier einen großen Teil des Karteninhalts aus.

Daraus wird deutlich, dass die Legende für jedes Kartenblatt den jeweiligen Gegebenheiten entsprechend neu festgelegt wurde. Dem Kartenblatt Ottenstein etwa liegen drei Landesaufnahmen zu Grunde: die Historische Karte des Landes Braunschweig, die Kurhannoversche Landesaufnahme und die Königlich Preußische Landesaufnahme. Die Legende zu diesem Blatt wurde für jede der drei Landesaufnahmen neu gefasst, wobei die Farben für gleiche Landnutzungen jeweils identisch sind. Der konsequent erste Punkt jeder Legende ist jeweils in rot „Garten, Siedlung“. Um ersichtlich zu machen, aus welcher Landesaufnahme die jeweilige Information der Landnutzung stammt, wurde die Farbe jeweils mit einer anderen Zahl versehen. Beispielsweise erscheinen auf der genannten Karte Ottenstein die Orte Ottenstein, Polle und Neersen jeweils in rot. Durch die jeweilige Kennzeichnung mit Zahlen jedoch kann man anhand der Legende erfahren, dass die Information zu Ottenstein, mit einer 1 versehen, der Historischen Karte des Landes Braunschweig, die Information zu Polle, mit einer 14 versehen, der Kurhannoverschen Landesaufnahme, und die Information zu Neersen, mit einer 32 versehen, der Königlich Preußischen Landesaufnahme entstammt.

Das verwaltungsinterne Kartenwerk ist nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, es dient in erster Linie dem NLFB bei aufkommenden Fragen der Bodenkartierung, des Bodenschutzes und der Landschaftsplanung. Darüber hinaus stellt es aber im Hinblick auf das alte Land Braunschweig eine wichtige Ergänzung zur „Historischen Karte des Landes Braunschweig“ dar, weil es Letztere auf den Stand des Jahres 2003 (Ausdrucke in den Staatsarchiven) bringt.

Jürgen Diehl

Ursula Fuhrich – Grubert, „öffentlich und ungehindert“. 300 Jahre Evangelisch-reformierte Gemeinde Braunschweig, Wuppertal: foedus-verlag 2004, 478 S., Abb., 19.80 €

Die vorliegende Studie beschäftigt sich anlässlich des 300-jährigen Jubiläums der Evangelisch-reformierten Gemeinde in Braunschweig ausführlich mit deren Genese (drei Wurzeln), deren Geschichte sowie mit dem heutigem Erscheinungsbild. Die Autorin versucht

in ihrer Analyse nicht nur das gegenseitige Verhältnis der drei reformierten Stränge zu klären, sondern auch die Beziehungen zu lutherischer Gemeinde und Obrigkeit zu beschreiben sowie den mentalen, sozialen, politischen, kirchenpolitischen und theologischen Wandel der reformierten Gemeinde über 300 Jahre nachzuvollziehen. Einen besonderen Schwerpunkt legt sie auch auf die Untersuchung der Gemeindestruktur, die sie als eine wichtige Basis für die Wahrung der presbyterial-synodalen Selbstständigkeit einschätzt.

Reformierte waren bereits seit dem 17. Jahrhundert in Braunschweig sporadisch aufgetaucht – als Soldaten, Kaufleute, Gewerbetreibende und Hofbedienstete. Sowohl reformierte Deutsche wie auch reformierte Franzosen, die so genannten Hugenotten, sind hier nachgewiesen. Zwölf deutsch-reformierte Familien waren es schließlich, die von Herzog Anton Ulrich das Privileg zur freien Religionsausübung erbat und 1704 erhielten. Dem Herzog ging es dabei vor allem um die Ansiedlung von vermögenden Kaufleuten und Gewerbetreibenden, um den Messestandort Braunschweig zu stärken. Herzog Karl I. bestätigte diese Privilegien 1747. Die Gemeinde hatte sich bis dahin eine eigene Kirche (Zuweisung der Bartholomäuskirche), ein eigenes Pfarrhaus, eine eigene Schule sowie eine eigene Kirchenordnung geschaffen.

Auch die französisch-reformierten Gläubigen erhielten 1705 ein Privileg des Herzogs, das ebenfalls in erster Linie aus wirtschaftspolitischen Erwägungen erteilt wurde. Genauso wie ihre deutschen Glaubensbrüder mussten sie sich mit der Ablehnung durch die lutherische Stadtgeistlichkeit auseinandersetzen. Die Hugenotten verfügten über eine Schule, ein Predigerhaus und durften die Bartholomäus-Kirche der deutsch-reformierten Gemeinde mit nutzen. Auf Grund ihrer zunehmenden Integration in die deutsche Gesellschaft kam es jedoch rund 100 Jahre später, nämlich 1811, zur Verschmelzung mit der deutsch-reformierten Gemeinde. Seit 1708 hatten beide Braunschweiger reformierte Gemeinden zur 1703 gegründeten Niedersächsischen Konföderation gehört, der reformierten Landeskirche der welfischen Herzogtümer. Neben diesen beiden reformierten Stadtgemeinden entwickelte sich nahe Braunschweig – in dem Dorf Veltenhof – mit den 1750 angesiedelten Pfälzern eine dritte reformierte Wurzel. Zwar war die Dorfgemeinde der Stadtgemeinde unterstellt, nutzte ebenfalls die Braunschweiger Kirche, jedoch entwickelte sie ihre eigene Identität vor allem über die reformierte Schule in Veltenhof.

Im 19. Jh. versuchte die Verwaltung von Stadt und Herzogtum in Verbindung mit dem lutherischen Konsistorium, die Selbstverwaltungsrechte der reformierten Gemeinde zu beschneiden, was aber nicht im gewünschten Umfang gelang, sicher auch, weil einflussreiche reformierte Familien wie die Löbbbeckes oder Viewegs – zur politischen und gesellschaftlichen Elite Braunschweigs gehörig – dies zu verhindern wussten. Die Eigenständigkeit der Braunschweiger Gemeinde ließ auch einen Anschluss an die Ende des 19. Jh. gegründete Evangelisch-reformierte Kirche der Provinz Hannover nicht zu. Wichtig war den Braunschweiger Presbytern (Mitglieder des Gemeindegemeinderats) in dieser Zeit das in der Kirchenordnung von 1839 festgelegte für die Gemeindeelite machterhaltende Kooptationsprinzip, die Festlegung des Presbyteramts primär auf die Finanzverwaltung – die Presbyter kamen meist aus wirtschaftlich einflussreichen Familien – sowie das relativ offene Lehrverständnis.

Im 20. Jahrhundert wurde die Veltenhöfer Gemeinde noch stärker an die Stadtgemeinde angebunden; eine zweite Pfarrstelle zur Mitbetreuung Veltenhofs entstand. In der Weimarer Republik stand zunächst die materielle Existenz der Gemeinde auf dem Spiel; der Anschluss an die reformierte Landeskirche von Hannover schien dabei ein Ausweg zu sein, was jedoch von einflussreichen Presbytern wie Hermann Schmidt (Handelshaus Pfeiffer & Schmidt) abgelehnt wurde, da sie um die Selbstbestimmungsrechte der Braunschweiger

Gemeinde fürchteten. Stattdessen erfolgte ein Anschluss an den neu gegründeten „Bund freier evangelisch-reformierter Gemeinden“.

Veltenhof wurde 1931 eingemeindet, und seine reformierten Bewohner galten nunmehr als gleichberechtigter Teil der Braunschweiger Gemeinde. In der Zeit des Nationalsozialismus war allein der Pfarrer Eberhard Frielinghaus ein erklärter Gegner des Regimes, während Gemeinde und Presbyterium teilweise die Annäherung suchten und auch vor Antisemitismus nicht gefeit waren. Nach dem Zweiten Weltkrieg konnte die finanzielle Misere und das Ende der Gemeinde nur durch einen Wirtschaftsvertrag mit der lutherischen Landeskirche in Braunschweig aufgefangen werden.

Während die Zusammensetzung des Presbyteriums sich schon in der NS-Zeit gewandelt hatte – nicht mehr die Wirtschafts-, sondern die Bildungselite hielt Einzug –, war die Wahl von finanzkräftigen Presbytern seit 1945 nur noch selten der Fall. Die Gemeinde finanzierte sich nun beinahe ausschließlich über die Kirchensteuern ihrer Gemeindeglieder und war nicht mehr auf Gedeih und Verderb von der Finanzkraft der Presbyter abhängig. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts traten zudem einschneidende Reformen in Kraft wie das Mitbestimmungsrecht der Gemeindebasis bei Finanzfragen, die Gleichberechtigung der Frau in Hinblick auf Pfarr- und Presbyterstellen sowie auch die Gleichstellung von Stadtgemeinde Braunschweig und Ortsgemeinde Veltenhof. Dass die reformierte Gemeinde Braunschweig sich bis heute ihre Eigenständigkeit sichern konnte, hat sie vor allem der starken Stellung des Presbyteriums zu verdanken, welches in finanzieller, theologischer, aber auch kirchenpolitischer Hinsicht die Selbständigkeit zu wahren versuchte.

Das vorliegende Buch – in modernem Design gestaltet – ist mit einem umfangreichen Anmerkungsapparat und zahlreichen Fotos versehen. Aufgrund seiner detaillierten Quellenangaben und Verzeichnisse eignet es sich vorzüglich als Nachschlagewerk, ist aber aufgrund seines flüssigen Stils trotz der Ausführlichkeit doch sehr gut lesbar, wenngleich vielleicht auch nicht jedes Detail für den allgemein historisch interessierten Leser von Belang ist. Auf jeden Fall ist es der Autorin gelungen, mit dieser Studie ein Standardwerk zur Geschichte der reformierten Gemeinde in Braunschweig vorzulegen.

Erika Eschebach

Klaus Wolff, Braunschweigische Medizinalgeschichte(n). Von Medicis, Badern und Apothekern, von Hebammen, Scharfrichtern und andern, item von Rescripten, Ordnungen und Verfügungen im Herzogthum, in specie im Amte Calvörde, das 18. und 19. Jahrhundert betr. Eilsleben: Selbstverlag 2004, 488 S., 69 € (Bestellung beim Verfasser, Bahnhofstraße 9a, 39365 Eilsleben. E-mail: bestellung@etiketten-wolff.de)

Das Interesse an Medizingeschichte ist seit einiger Zeit merklich angewachsen und hat zu zahlreichen Publikationen mit unterschiedlichsten Themenstellungen geführt. Mit der Monographie des Apothekers Klaus Wolff gesellt sich nun in diese Reihe ein andersartiger Baustein. Die „Braunschweiger Medizinalgeschichten“ baut der Autor bewusst von der Seite der Alltagspraxis auf und nennt sie eine Darstellung „von unten“. Erst der Untertitel erhellt, dass es sich nicht um eine auf die Stadt Braunschweig bezogene Arbeit handelt und auf welchen Weg der Leser geschickt wird: anhand der an der medizinischen Versorgung der Bevölkerung beteiligten Personengruppen wird für das 18. und 19. Jahrhundert die Entwicklung des Medizinalwesens in Flecken und Amtsbezirk Calvörde, eine zum Herzogtum Braunschweig gehörende Exklave, ausgebreitet. Konzentrierte und umfassende Ermittlung der Archivalien haben zu diesem faktenreichen Band geführt: ‚Geschichten‘ aus dem Alltag anhand zahlreicher, zum Teil vollständig offengelegter Dokumente machen die

Beziehungen zwischen den Fachrichtungen deutlich und zeigen dem Leser unmittelbar, welch vielfältigen Einfluss die Obrigkeiten hatten.

Informativ ist die Einführung in das Thema anhand der Geschichte der Region. Das ausgesuchte, teils farbige Kartenmaterial schmückt die gründlichen Erläuterungen der geographischen Verhältnisse von Calvörde aus, das auch den Nicht-Braunschweigern die Frage beantwortet, wo Calvörde liegt. Wie es dort mit den Verhältnissen in der Hausmedizin bestellt war, lässt Wolff anhand persönlicher Aufzeichnungen ansässiger Familien sprechen. Da der Verbreitung des Aberglaubens in Gesundheit und Krankheit vor Ort offenbar eine Rolle spielte, ist diesem ein separater Abschnitt gewidmet.

Die folgenden acht Kapitel der „Medizinalgeschichten“ sind eingeteilt nach den zur Heilkunde ausübenden ‚Berufen‘ und werden ‚von unten‘ kommend gleichwertig beschrieben. Wolff bezieht auch fahrende Händler und Heiler mit ein, was seinem Konzept entspricht. Jeder dieser Abschnitte wird eingeleitet durch die zur vergleichenden Orientierung der lokalen Verhältnisse gedachte Beschreibung der Situation im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel; dabei stützt sich der Autor auf die einschlägig bekannten wissenschaftlichen Arbeiten. Der Bogen spannt sich von den Laien (fahrende Heiler, Händler, Scharfrichter, Abdecker), den handwerklich ausgebildeten (Hebammen, Badern, Barbier, Chirurgen, Wundärzte) zu den studierten Berufen (Ärzte, Physici) und auch die Tierärzte werden – als Bestandteil zur Bewältigung des damaligen Lebens-Alltags – mit einbezogen; das umfangreiche Schlusskapitel ist den Apothekern gewidmet.

Die sehr breite Wiedergabe von Originalschrifttum macht dem Leser die medizinische Versorgung personeller und institutioneller Art lebendig, wie diese vor allem durch die Apotheken ausgeübt wurden. Somit wird für die Region auch ein unmittelbarer Einblick in den Umgang mit Arzneimitteln auf behördlicher und fachlicher Ebene im 18. und 19. Jahrhundert gegeben. Ebenso sind die personellen Verflechtungen auf den Ebenen innerhalb des Gesundheitswesens mittels Briefen, Verträgen und ähnlichen Dokumenten ausgesprochen transparent gemacht.

Hilfreich ist das Glossar mit Erklärungen von in Dokumenten der behandelten Zeit üblichen Abkürzungen, sowie mit Wiedergabe der Münzen, Maße, Gewichte und eine Auflistung kirchlicher Feiertage. Das erspart manche Recherchen. Als Anhang runden der Abdruck der Braunschweig-Wolfenbüttelschen Medizinalordnung (1721) sowie der Halberstädtischen Apotheken-Ordnung und Taxe (1697) den Band ab.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass hier für die Medizinalgeschichte der Region Calvörde aus der Perspektive der alltäglichen Praxis ein gründlich erarbeiteter, aus vielen Quellen genährter, informativer Band vorliegt. Mit den hier erstmals aufgearbeiteten zahlreichen Biographien hat der Autor eine verdienstvolle Arbeit geleistet. Anhand der Biographien werden die medizinischen und pharmazeutischen Leistungen und Lebensverhältnisse der einzelnen Berufsgruppen aufgezeigt. Schon deshalb kann dieser Band eine kleine Fundgrube für Medizin- und Pharmaziehistoriker werden. Auch Dank des ausführlichen, übersichtlich gestalteten Registers ist er ein für Fachhistoriker nützlich Werk, das sicher gerne zur Hand genommen werden wird.

Gabriele Wacker

Frank Zadach-Buchmeier, *Integrieren und Ausschließen. Prozesse gesellschaftlicher Disziplinierung: Die Arbeits- und Besserungsanstalt Bevern im Herzogtum Braunschweig auf dem Weg zur Fürsorgeerziehungsanstalt (1834–1870)* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 212). Hannover: Verlag Hahnsche Buchhandlung 2003, 544 Seiten, Abb., 48 €

Frank Zadach-Buchmeiers 2001 an der Universität Hannover angenommene Dissertation ist nicht allein eine wichtige Studie zur Sozialgeschichte im Herzogtum Braunschweig des 19. Jahrhunderts; seine umfangreiche Untersuchung der Arbeits- und Besserungsanstalt Bevern von der Gründung 1834 bis zur Umwandlung in die Fürsorgeerziehungsstätte für Heranwachsende „Wilhelm-Stift“ 1871 ist zudem eine im doppelten Sinne gewichtige Arbeit zur Vorgeschichte sowohl der modernen Fürsorgeerziehung als auch der strafrechtlichen Arbeitshaushaft im Deutschen Reich.

Die Anstalt hatte die Aufgabe, „diejenigen an ein thätiges und arbeitsames Leben zu gewöhnen und sittlich zu bessern, welche der Bettelei, dem Vagabondiren, dem Trunke, dem Müßiggange oder andern Arten der Unsittlichkeit sich in dem Maße ergeben haben, daß sie die öffentliche Ordnung gefährden“ (S. 15). Dazu wurden hier in den Anfangsjahren nur Erwachsene, ab 1840 auch Kinder und Jugendliche untergebracht, insgesamt 2 458 Personen, die meist um die drei Jahre in Bevern bleiben mussten. Mit Einführung des Reichsstrafgesetzbuches 1870 und der daraus resultierenden geänderten Strafrechtslage wurde das Arbeitshaus aufgehoben und in eine Erziehungsanstalt für Kinder und jugendliche Heranwachsende umgewandelt.

Sorgfältig strukturiert Zadach-Buchmeier seine Arbeit in drei untergliederte Hauptkapitel: Zunächst erläutert er die „Kontexte“, in denen die Einrichtung der Arbeits- und Besserungsanstalt in Bevern im heutigen Landkreis Holzminden stand, geht dann auf die sozialstrukturelle Zusammensetzung der „Insassen“ ein, um schließlich den „Vollzug“ von der baulichen Einrichtung über die Personalstruktur und den Aufenthalt der Insassen von der Einweisung bis zur „Entlassung und das Leben ‚draußen‘“ darzustellen. Um die große Zahl der Insassen analytisch bewältigen zu können, wertet Zadach-Buchmeier einen Sample von 188 Einzelfällen aus (S. 138–143), wobei ihm das Fehlen von Selbstaussagen von Insassen bewusst ist; ein im Anhang vollständig dokumentiertes Selbstzeugnis eines Ausnahmeinsassen kann die Insassenperspektive lediglich eingeschränkt nahe bringen. – Am Ende eines jeden Hauptkapitels erfolgt eine Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse (S. 46ff.). So gelingt ihm aufgrund der „außerordentlich dichten Quellenlage“ (S. 43) eine methodisch auf Ansätzen der Mikrohistorie beruhende (S. 39ff.), umfassende Gesamtdarstellung der komplexen Strukturen der Anstalt und ihrer Veränderungen.

Einleitend umschreibt Zadach-Buchmeier die vorgefundene, „außerordentlich disparat[e], vielfältig[e] aber insgesamt unzureichend[e]“ Forschungslage in einem „vernachlässigten“ Untersuchungszeitraum (S. 17–27). Auch in der landeshistorischen Forschung ist die Geschichte der Anstalt bislang kaum bearbeitet worden (S. 27ff.). Allein das 28-seitige Literaturverzeichnis belegt bereits, dass der Autor die einschlägige Forschungsliteratur sehr breit rezipiert hat.

Als theoretische Grundlage für seine Arbeit wählt Zadach-Buchmeier das „Konzept der Sozialdisziplinierung“, weil er darin sein erkenntnisleitendes Interesse, die „Produktivität“ des Disziplinierungssystems in Bevern und die Motive zu seiner Veränderung zu hinterfragen, am besten verankert sieht (S. 29–35). Dabei lehnt er sich besonders an die These Michel Foucaults („Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses“, 1975) an, nach der das Gefängnis in dem historischen Moment zur zentralen Strafinstitution des Staates wird, in dem die Disziplinierungstechniken für das an die Macht gelangte Bürgertum produktiv geworden sind. Den Bezug seiner mikrohistorischen Untersuchung der An-

stalt zu Foucaults makrohistorischer Herleitung seiner These aus dem Gefängnisdiskurs erachtet Zadach-Buchmeier als tragfähig, weil damit eine Verortung des Bevernschen Disziplinierungssystems in den gesamten Kontext der Sozialdisziplinierung im Untersuchungszeitraum möglich sei (S. 35–43). Dieser Gedanke wird am Schluss der Untersuchung in leider nur recht reduzierter Form resümierend bestätigt (S. 446–453).

Begründet sieht Zadach-Buchmeier seinen interpretatorischen Ansatz in den Diskursen, die zur Einrichtung der Bevernschen Anstalt im Kontext des politischen Wechsels von der restaurativen Regentschaft Herzog Karls II. zur bürgerlich dominierten Herrschaft unter Herzog Wilhelm nach der Revolution von 1830 vor dem Hintergrund des auch im Herzogtum Braunschweig wachsenden Pauperismus führten (S. 53–100): Weil „kurzfristige sozialpolitische Maßnahmen für Notleidende in Krisenzeiten nicht mehr richtig griffen“, mussten „neue Formen der Fürsorgepolitik gefunden werden“ (S. 132), die Zadach-Buchmeier im Diskurs der bürgerlichen Autoren im „Braunschweigischen Magazin“ und im Gesetzgebungsverfahren der Ständeversammlung im Kontext der Gefängnisreformbewegung entdeckt. Mit der neuen „Wohlfahrtseinrichtung“ in Bevern sollten vielfältige Interessen bedient werden: Durch die von Amts wegen verfügte Einweisung devianter Personen sollte die überforderte kommunale Armenfürsorge entlastet werden und zugleich Generalprävention, Besserung bzw. Sicherungsverwahrung oder Strafe bzw. „korrektionale Nachhaft“ erfolgen, um die Insassen als Korrigenden zu disziplinieren und in die Gesellschaft zu integrieren. Dabei wurde der Fürsorgecharakter der Zwangsmaßnahme betont, um den verordneten Freiheitsentzug (zunächst) nicht als „straferichtlich anzuordnende Maßnahme“ betrachten zu müssen (S. 83–97). Das zeigt sich auch in der Co-Finanzierung (zunächst) durch den Kloster- und Studienfonds, denn realistischerweise wurde ein erheblicher Zuschussbedarf eingeplant, weil jetzt keine Rentabilitätsersparungen an ein Arbeitshaus mehr gestellt wurden. Tatsächlich lag der Zuschussbedarf der Anstalt immer bei mehr als 75 Prozent. Arbeit diene hauptsächlich der Erziehung und Qualifizierung der etwa 150–300 Insassen sowie der Selbstversorgung der Anstalt (S. 100–115). Die Wahl des ziemlich verfallenen vierflügeligen Renaissance-Schlusses im äußersten Westen des Herzogtums als Anstaltsgebäude erfüllte „wesentliche funktionale Ansprüche“, nicht zuletzt durch die (allerdings eingeschränkten) Möglichkeiten der „hierarchischen Überwachung“ von Insassen und Personal (S. 258ff.). Bevern war eine Anstalt im fürsorglichen Gewande neuen Typs, die jedoch noch immer Grundzüge der Zucht- und Werkhäuser der frühen Neuzeit besaß: Fürsorglich kaschierten so „bürgerliche und altständische Gruppen [...] die faktisch repressive Konfrontation mit dem ‚Pöbel‘“ (S. 132ff.).

Die Einzelergebnisse der Studie (Kap. II. und III.) zeigen, dass das anfängliche Anstaltskonzept letztlich nicht aufging: Für die erwachsenen Insassen musste der Besserungsgedanke aufgegeben werden, in den 1840er-Jahren entledigte man sich ihrer gern durch Abschiebung in die Neue Welt und schuf damit Platz für die Aufnahme von weiteren Kindern. Das Durchschnittsalter und die Aufenthaltsdauer der Erwachsenen stieg, ihre Einweisung dient allein der Sicherungsverwahrung. Demgegenüber war das familienorientierte Erziehungs- und Ausbildungssystem für Kinder und Heranwachsende wesentlich erfolgreicher. Konsequenterweise war das auch nach 1870 ein Grund der Fortführung Beverns als Fürsorgeerziehungsanstalt und die Anbindung der Sicherungsverwahrung für Erwachsene an die Strafanstalt in Wolfenbüttel. Die Arbeit Zadach-Buchmeiers bietet somit auch die Grundlage für eine fortführende Studie über die Fürsorgeerziehungsanstalt Wilhelm-Stift.

Die Studie ist mehr als die Darstellung einer zentralen Institution im Herzogtum Braunschweig; sie ist ein wichtiger Beitrag zur Diskussion des Beziehungsgeflechts von Armut, deviantem Verhalten einschließlich Kriminalität und deren Repression in der bürgerlichen

Gesellschaft: Sie bietet außerdem eine Fülle von Anregungen zu weiteren Forschungen, denn Zadach-Buchmeier konnte natürlich wichtige weiterführende, vor allem die Insassenpopulation betreffende Fragen nicht tiefergehend erörtern: Vor allem unter Heranziehung weiterer lokaler Quellen, z.B. aus Pfarrarchiven, ist nach der Lebenssituation der Stereotyp als „liederlich“ bezeichneten Frauen zu fragen; eingehender problematisiert werden sollte der häufigste, nur moralisch bewertete Verelendungsgrund der Männer, die „Trunksucht“, unter sozialmedizinhistorischer Perspektive als Suchterkrankung; bildungshistorisch zu untersuchen wäre das offenbar erfolgreichere Erziehungs- und Schulprogramm für die Kinder und Heranwachsenden unter den Insassen, grundsätzlich wären hier auch die zeitgenössischen Konzepte von Kindheit und Erwachsensein zu hinterfragen.

Viele Probleme der Arbeits- und Besserungsanstalt Bevern erinnern geradezu auf frappierende Weise an heutige Diskussionen um die zunehmende ‚fürsorgliche Vernachlässigung‘ der Unterschichten mit armutsbedingtem deviantem Verhalten: Kinder aus unvollständigen Familien, Bildungsferne und ungelernete Arbeitslose, Sucht- und psychisch Kranke, minderjährige Kleinkriminelle etc. Die Studie von Frank Zadach-Buchmeier ist daher auch ein sehr gutes Beispiel dafür, dass die Kärntnerarbeit historischer Grundlagenforschung fern von Verwertungsinteressen wichtige Impulse für gegenwärtige gesellschaftspolitische Diskurse geben kann.

Thomas Krueger

Bernhard Kiekenap, Karl und Wilhelm. Die Söhne des Schwarzen Herzogs. Band 3: Braunschweig nach 1848. Herzog Wilhelm und die Regenten. Braunschweig: Appelhaus Verlag 2004, 400 S., Abb., 19,50 €

Niemand wird in dem zu besprechenden Buch wohl Äußerungen Adenauers zum Rentensystem der Bundesrepublik erwarten oder Reflexionen über die heutige Wirtschaftslage im Zeitalter der Globalisierung. Beides wird er jedoch finden. Er findet auch die Mitteilung, der 1939 geborene Michael Munte sei 20 Jahre Präsident der Niedersächsischen Bauindustrie gewesen. Erwarten würde er eher einiges zur braunschweigischen Verfassung, zu den Einflussmöglichkeiten Braunschweigs im Reich und zu den Wahlergebnissen auf Landes- und Reichsebene. Dazu findet er jedoch nichts oder fast nichts. Der Leser von Kiekenaps Werken muss sich darauf einstellen, seiner Führung zu folgen, und er hat dann eine immer interessante, oft vergnügliche, kurzweilige und informative Lektüre vor sich.

Der erste Teil des vorliegenden dritten Bandes ist der großen Politik gewidmet, vor allem der Reichsgründung. Nur mit einigem Glück entging Braunschweig dem Schicksal des Königreichs Hannover, denn der Herzog sympathisierte, damals wie später, mit Hannover und Österreich. Die braunschweigischen Truppen, 1866 nur sehr zögerlich auf preußischer Seite in Marsch gesetzt, kamen zu jeder Kampfhandlung zu spät. Auf den Gang der Ereignisse hatte der Kleinstaat niemals irgendeinen Einfluss.

Ein zweiter großer Teil ist der braunschweigischen Wirtschaftsentwicklung gewidmet. Zunächst stellt Kiekenap einen Überblick über die in der Stadt und im Herzogtum wichtigeren Firmen zusammen und wendet sich dann einzelnen Firmen und Unternehmern zu, unter ihnen Max Jüdel, was sehr verdienstvoll ist, und selbstverständlich Heinrich Büssing. Das Ergehen dieser Firmen verfolgt er bis zu ihrem oft unruhlichen Ende im 20. Jahrhundert. Ein Überblick über die Entstehung der braunschweigischen Arbeiterbewegung schließt sich an.

Darauf folgt ein fast amüsanter Kapitel: Herzog Wilhelm und seine Geliebten. Es fallen vor allem die hohen Zuwendungen auf, die der alternde Fürst seinen Damen zukommen ließ, von denen im Übrigen immer nur eine gleichzeitig in Gunst stand. Sie stammten alle

aus der Sphäre des Theaters. Zutreffend bemerkt Kiekenap, dass dem Fürsten die Damen des Adels und des höheren Bürgertums nicht erreichbar waren und das Dienstpersonal kulturell zu tief stand, so dass nur Tänzerinnen, Sängerinnen und Schauspielerinnen für ihn in Frage kamen.

Ein letztes „politisches“ Kapitel über die Thronfolge und die Regenten schließt sich an, gefolgt von einem größeren Quellenteil.

Auch der Kenner der braunschweigischen Geschichte trifft, wenn er Kiekenap auf seinem Wege folgt, immer wieder auf Überraschungen. So erfährt man, dass Herzog Wilhelm anscheinend dem preußischen Prinzen Wilhelm, dem späteren König und Kaiser, 1848 auf dessen Flucht von Berlin nach London 60 000 Taler geliehen hat. Der Hohenzollernfürst scheint das nie vergessen zu haben, was eine begrenzte Rücksichtnahme auf den braunschweigischen Staat erklären würde. Der Abschluss einer Militärkonvention (d. h. die formelle Unterstellung unter preußisches Kommando auch in Friedenszeiten) wurde zu Lebzeiten Herzog Wilhelms nicht erzwungen, Braunschweig wurde nach Herzog Wilhelms Tod nicht von Preußen eingezogen. (Es stockt einem der Atem, wenn man sich vorstellt, Braunschweig wäre dann womöglich Teil der Provinz Sachsen und später der DDR geworden.)

Ein weiteres Detail: Man erfährt aus den Tagebüchern, dass der Herzog den Frieden mit Frankreich als zu hart empfand. Mit anderen Worten: Der Herzog und „sein“ braunschweigischer Sozialdemokrat Wilhelm Bracke stimmten in dieser Hinsicht überein.

Um schließlich noch einen dieser zahlreichen interessanten Punkte herauszugreifen: Als die Braunschweiger (nach dem Einverständnis Berlins) dem preußischen Prinzen Albrecht die Regentschaft antrugen, bestand die braunschweigische Delegation aus vier Personen: außer einem Minister dem Präsidenten der Landesversammlung, nämlich dem Freiherrn von Veltheim, sowie „dem Braunschweiger Oberbürgermeister Wilhelm Pockels für die Städte und dem Abgeordneten Christian Rosenthal, Großbauer in Dettum, für die Landgemeinden“ (S. 290). Verwundert reibt sich der Leser die Augen: Adel, Städte, Landgemeinden! Ist nicht schon in der Französischen Revolution die Ständische Ordnung zusammengebrochen? Sind nicht seitdem die Parteien die bestimmenden Kräfte in einer parlamentarischen Körperschaft? Aber Braunschweig leistet sich 100 Jahre später eine so völlig antiquierte Zusammenstellung der Delegation. Halb ist der Leser gerührt, halb schüttelt er den Kopf. Offensichtlich konnte der Kleinstaat machen, was er wollte, es hatte keine praktische Bedeutung mehr.

Wenn das schon für eine Delegation der Landesversammlung gilt, welche ja nach der braunschweigischen Verfassung das entscheidende Machtzentrum des Staates war, dann gilt das noch mehr für den Fürsten und für die Regenten. Herzog Wilhelm weilte, so stellt Kiekenap fest, im Jahre 1883 nur an 160 Tagen in seiner Hauptstadt, nur an 169 Tagen im Lande. Man hat den Eindruck, er hätte auch länger wegbleiben können. Er hatte nichts mehr zu bestimmen. Er konnte sich noch weigern, die Militärkonvention mit Preußen abzuschließen, aber das war eine reine Formsache. Tatsächlich machte der Kaiser mit dem braunschweigischen Militär, was er wollte, und stationierte z. B. das Braunschweigische Infanterie-Regiment gegen den Willen des Herzogs in Pfalzburg/Lothringen. Die auf Wilhelm folgenden Regenten waren offenbar ebenso lange abwesend, ohne dass man sie im Herzogtum gebraucht hätte. Kiekenap kommentiert das nicht, wie er sich überhaupt weit hin zurückhält, wo Erläuterungen oder Kommentare hätten angebracht werden können.

Wer dem Autor auf seinem informativen und amüsanten Weg durch die braunschweigische Geschichte folgt, sollte allerdings wissen, dass die Basis der Darstellung ungleich ist. Das liegt nicht nur an dem naturgemäß ungleichmäßigen Forschungsstand. Manchmal stützt sich Kiekenap auf zweitrangige Literatur oder auf fragwürdige Quellen, die nur Sei-

tenaspekte beleuchten. Die Benutzung von Kanzow für die Industrialisierung statt der Dissertation von Theissen und ergänzend der von Traupe herausgegebenen Handwerks-geschichte sind Beispiele dafür, ebenso die Heranziehung der Briefe von Kronprinzessin Viktoria, einer wenig unterrichteten Frau. Selbstverständlich stützt sich Kiekenap oft auch auf die Standardliteratur und auf aussagekräftige, mit großem Engagement aufgespürte Quellen (z. B. das Tagebuch Herzog Wilhelms).

Wie auch immer: Wir haben mit dem 3. Band von Karl und Wilhelm jetzt ein material-reiches, gut lesbares, von der Liebe zur braunschweigischen Geschichte geprägtes Werk vor uns, das vielen Lesern Freude bereiten und dem Wissenschaftler noch lange als Fund-grube für viele Details dienen wird.

Gerhard Schildt

Reinhard Bein, Ewiges Haus. Jüdische Friedhöfe in Stadt und Land Braunschweig, Braunschweig: dörringDruck 2004, 264 S., Abb., 19,80 €

„Ewiges Haus“, „Haus des Lebens“, „Guter Ort“ – derartige Bezeichnungen jüdischer Friedhöfe stehen in einem eigentümlichen Gegensatz zu dem oft beklagenswerten Erhal-tungszustand dieser eigentlich für die Ewigkeit gedachten Orte. Während die meisten von ihnen zur Zeit des Dritten Reichs Opfer gezielter Schändungen und Zerstörungen wurden, litten sie in den darauf folgenden Jahren eher unter Vernachlässigung in einer Umgebung, wo keine Juden mehr lebten, welche die Pflege hätten übernehmen können. Auf diese Weise sind viele Grabdenkmäler unrettbar verloren gegangen oder unleserlich geworden.

Seit den 1990er Jahren ist jedoch ein Bewusstseinswandel zu verzeichnen; die meisten Kommunen besinnen sich wieder auf ihre Verantwortung gegenüber diesen alten Kultur-denkmälern, die meistens die letzten Zeugnisse des jüdischen Lebens in den jeweiligen Or-ten und zugleich Mahnmale seiner Zerstörung darstellen. Zugleich ist das Interesse an der Dokumentation und Erforschung der Friedhöfe und ihrer Grabdenkmäler gestiegen. Seit dem Jahr 2000 lassen sich etwa dreißig Publikationen zu jüdischen Friedhöfen in Deutsch-land nachweisen, noch einmal so viele sind in den zehn Jahren davor erschienen.

Mit dem vorliegenden Buch von Reinhard Bein über die jüdischen Friedhöfe im gesam-ten Land Braunschweig wird nun eine weitere Lücke geschlossen. Der Autor, der bereits 1983/1988² eine Publikation zu Braunschweig und seinen Juden vorgelegt hat, wendet sich – wie auch in seinen Zeitzeugen-Veröffentlichungen – nicht an ein Fachpublikum, sondern an einen breiten Leserkreis.

In das Thema führt auf 30 Seiten eine kurze Darstellung jüdischen Friedhofs- und Ber-edigungswesens ein, gefolgt von einem historischen Überblick zur Geschichte der Juden im Land Braunschweig seit ihrer Wiederansiedlung im 18. Jahrhundert. Schwerpunkte bil-den dabei die Zeit des Absolutismus, Franzosenzeit, Assimilation und NS-Zeit einschließ-lich der jeweiligen Friedhofsentwicklung. Aus der Zeit vor der Vertreibung der Juden im 16. Jahrhundert im Zuge der Reformation sind im Lande Braunschweig keine jüdischen Friedhöfe mehr bekannt. Die ältesten bei Bein nachgewiesenen Friedhöfe sind jene in Wol-fenbüttel und Holzminden von 1724. Einen tiefen Einschnitt bildete überall die NS-Zeit, in der es zu weitgehenden Zerstörungen, vielfach auch völligen Vernichtungen der Fried-höfe kam. Anfang der 1950er Jahre gingen die Grundstücke an die Jewish Trust Corpora-tion for Germany, die sich als Treuhänderin der ehemaligen Gemeinden verstand. Mit Grabsteinen besetzte Flächen wurden in der Regel behalten und gingen an den Landesver-band der jüdischen Gemeinden von Niedersachsen über, dem heute alle noch existieren-den Friedhöfe gehören. Seit 1950 wurden im Auftrag des Niedersächsischen Innenminis-

teriums umfangreiche Sanierungsarbeiten durchgeführt. Die dabei entstandene Dokumentation des vorgefundenen Zustandes bildet eine wichtige Quelle für den Autor.

Im rund 120 Seiten umfassenden Mittelteil geht Bein auf die einzelnen Friedhöfe ein, beginnend mit Kapiteln über die beiden größten Friedhöfe in Braunschweig (der ältere an der Hamburger, der jüngere an der Helmstedter Straße). Als Voraussetzung zum Verständnis dieser und der folgenden Kapitel werden Besonderheiten wie Grabsteinform und religiöse Symbole (z. B. segnende Hände als Zeichen für die priesterliche Abstammung der Kohanim oder die Kanne als Zeichen für die Leviten), die unterschiedlichen Formen der Namensnennung der Verstorbenen sowie die Anordnung der Steine erläutert. Gut kann man dabei beobachten, wie sich die zunehmende Assimilation auch bei der Grabsteingestaltung niederschlug. Traditionell wurde bis dahin die hebräische Schrift verwendet. Das Formular eines solchen Steins enthielt Name, Vatersname, Lob des Verstorbenen, Sterbedatum und Segensspruch. Im Laufe des 19. Jahrhunderts aber weisen die Steine zwei Sprachen auf: Der hebräischen wurde eine deutsche Beschriftung gegenüber gestellt, die weniger aussagekräftig war, aber die Einordnung in die bürgerliche Welt betonte. Genannt wurden der vollständige bürgerliche Name und das Geburts- und Sterbedatum, später auch noch Geburts- und Sterbeort als Ausdruck der Zugehörigkeit zur jeweiligen Kommune.

Weitere Einzelkapitel sind den Friedhöfen in Wolfenbüttel, Seesen, Holzminden und Stadtdoldendorf gewidmet. Kleinere Orte des Braunschweiger Landes einschließlich der Exklaven werden in einem gemeinsamen Kapitel in alphabetischer Reihenfolge behandelt: Arholzen, Bad Gandersheim, Bad Harzburg, Bevern, Bisperode, Blankenburg, Boffzen, Calvörde, Delligsen, Golmbach, Goslar, Halle, Hehlen, Helmstedt, Hornburg, Kemnade, Klein Rhüden, Kirchbrak, Königslutter, Merxhausen, Ottenstein, Salzgitter (Bad), Schöningen, Thedinghausen, Wangelstedt und Wenzen. Beeindruckend ist die Fülle des Materials, das der Autor ermittelt hat. So erwähnt er auch Friedhöfe, die als solche gar nicht mehr erkennbar sind und an die heute allenfalls noch ein Gedenkstein oder ein schriftlicher Hinweis erinnert (Golmbach, Halle). Ferner werden Gemeinden ohne Friedhöfe, aber mit ehemaliger jüdischer Einwohnerschaft (Bad Harzburg, Blankenburg, Klein Rhüden, Königslutter) behandelt. Deutliche Worte findet Bein immer dann, wenn er den unsensiblen Umgang mancher Gemeinden mit ihrem jüdischen Erbe kritisiert, so bei Holzminden, wo man die Synagoge abriß, um Platz für einen Parkplatz zu schaffen, in Stadtdoldorf, wo bis heute kein Hinweis, kein Straßenschild an die Familie Rothschild erinnert, der die Stadt wesentlich ihren Aufstieg zur prosperierenden Industriestadt verdankte, oder auch generell bei mangelnder Friedhofspflege.

Im dritten Abschnitt mit ca. 116 Seiten kehrt der Autor noch einmal auf die beiden Braunschweiger Friedhöfe zurück. In einer Liste stellt er eine Auswahl von Gräbern und Kurzbiographien bedeutender Gemeindemitglieder vor. Einen besonderen Reiz gewinnt das Buch dadurch, dass es nicht nur die Vergangenheit behandelt, sondern, wo es möglich ist, eine Brücke in die Gegenwart schlägt. Mit bewundernswertem Fleiß ist Bein den Schicksalen der einzelnen Familien nachgegangen und hat nicht nur eine Fülle von biographischen Details, sondern auch zahlreiche Zeitzeugen und Nachfahren ausfindig gemacht. So dokumentiert er neben den Schrecken des Holocausts zugleich Emigration, Überleben und Neuanfänge von Familienmitgliedern.

Hier und auch schon in den vorangegangenen Kapiteln erfahren die Leser mancherlei Interessantes über so bedeutende Persönlichkeiten wie Dr. jur. Adolf Aronheim, Eisenbahndirektor der braunschweigischen Landeseisenbahn und ersten jüdischen Landtagsabgeordneten, den Industriellen Max Jüdel, der in Braunschweig als Inhaber zahlreicher öffentlicher Ämter und Wohltäter in Erinnerung blieb, die Lehrer an der liberalen Seesener Jacobsonschule, den Justizrat Victor Heymann, der der erste jüdische Notar im Land

Braunschweig wurde, oder auch Bertha Magnus, Leiterin und Mitbegründerin des Nationalen Frauendienstes in Braunschweig.

Vervollständigt wird das Buch durch einen Anhangteil mit Karten der Braunschweiger Friedhöfe, Abkürzungen, nützlichen Erläuterungen der Monatsnamen und Feste sowie einem Literaturverzeichnis und Personenregister. Hilfreich sind auch die in gesonderten Kästchen im ersten Teil erklärten Begriffe, wie Juden-Eid, Stolgebühren, Schutzjuden u.a. Die Anmerkungen finden sich jeweils im Anschluss an die Kapitel.

Hervorzuheben ist die reiche Bebilderung. Während die Friedhofsfotos wohl von Bein selbst stammen, hätte man sich bei manchen anderen allerdings einen Hinweis auf die Fundstelle gewünscht. Zusätzlich aufgelockert wird die wichtige und ansprechend gestaltete Publikation durch 27 Porträtzeichnungen von Felix Pestemer.

Es wäre zu wünschen, dass das von Bein nicht verwendete Material, insbesondere zu den Braunschweiger Grabsteinen, später einmal in eine vollständige Dokumentation einfließt, wie sie unlängst für den Wolfenbütteler Friedhof erschienen ist. Andernfalls könnte eine Deponierung im Archiv weitere Forschungen anstoßen. Angesichts der Vergänglichkeit der Monumente drängt die Zeit.

Silke Wagener-Fimpel

Markus **Mittmann**, Bauen im Nationalsozialismus. Braunschweig, die „Deutsche Siedlungsstadt“ und die „Mustersiedlung der Deutschen Arbeitsfront“ Braunschweig-Mascherode. Ursprung – Gestaltung – Analyse. Mit Architektur-Handbuch Siedlungen und Wohnungsbau in Braunschweig 1933–1945. Hameln: CW Niemeyer 2003. 370 S., Abb., 39 €

Markus Mittmann verbindet Architektur mit den Entstehungsbedingungen und ideologischen Zielen in der NS-Diktatur. Im ersten Teil steht das politische Umfeld, das Stadterweiterungskonzept Braunschweigs und eine Einteilung der regionalen Bautätigkeit in verschiedene Phasen im Mittelpunkt. Der zweite Teil versteht sich als Architektur-Handbuch, in dem sorgfältig Details zu sämtlichen Baugebieten, Siedlungen und Projekten zwischen 1933 und 1945 dargestellt werden.

Eindrucksvoll unterstreicht allein die Aufzählung der von 1933–1942/43 entstandenen Bauprojekte, wie sehr das heutige Stadtgebiet während des Dritten Reiches geprägt worden ist. Neben Altstadtsanierung und Umgestaltung der historischen Mitte wurde das Stadtgebiet erweitert. Mittmann hat 36 neue Baugebiete gezählt, die in drei Phasen entstanden sind, und die Braunschweig im ‚Dritten Reich‘ den Ruf als ‚Deutsche Siedlungsstadt‘ eingebracht haben. Es ging wie in der Weimarer Republik um bezahlbaren Wohnraum für die weniger vermögende Bevölkerung, aber unter dem Vorzeichen der NS-Ideologie. Zur ersten, frühen Phase zwischen 1933 bis 1935/36 („Fortführung des Kleinsiedlungsbaus“) gehören u.a. die Fritz-Alpers-Siedlung, heute Wabetalsiedlung und die NS-Gemeinschaftssiedlung Lehndorf. In der Hauptphase bis Kriegsbeginn 1939 („Wohnungsbau im Zeichen von Vierjahresplan und Rüstungswirtschaft“) wurden beispielsweise gebaut die mit Blick auf die Industrieansiedlung in Salzgitter errichtete Gemeinschaftssiedlung Mascherode sowie die VW-Vorwerksiedlung. Während der Kriegsjahre 1939 bis 1943 („Wohnungsbau und Planungen während des Krieges“) ging die Bautätigkeit bis auf den kriegswichtigen Wohnungsbau u.a. an im Ringgebiet zurück. In den letzten beiden Kriegsjahren prägte einerseits der Barackenbau für Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, andererseits der Bunkerbau das Baugeschehen.

Die typische NS-Architektur, so stellt Mittmann fest, hat es dabei nicht gegeben. Erprobte Muster seien nach Bedarf und Belieben ausgewählt, neu zusammengestellt und

ideologisch verbrämt worden. Während Industrieanlagen durchaus noch im Stil der funktionalen Moderne gebaut wurden, habe man im Siedlungs- und Wohnungsbau auf konservative Muster zurückgegriffen, die sich unter dem Sammlungs-begriff der ‚Gartenstadt‘ seit der Jahrhundertwende als Kritik an einer rein großstädtischen, kapitalistisch ausgerichteten Bauweise orientierten. Anhand der Gemeinschaftssiedlung Braunschweig-Mascherode als „Musterprojekt des nationalsozialistischen Wohnungsbaus“ (S. 7) führt Mittmann die Haustypen vom Kleinsiedlungshaus über Eigenheime zu den Miet- und Volkswohnungen vor. Dass der Bau neuer Wohngebiete selbstverständlich in hohem Maße den ideologischen Zwecken der NS-Diktatur diene, macht der Autor deutlich. So sollte die Siedlerstelle mit Nutzgarten nicht nur Heimatgefühl vermitteln, sondern in Kriegszeiten die Ernährung sichern. Einziehen durften nur „politisch und charakterlich“ zuverlässige Bewerber. Sie wurden geprüft durch die Ortsgruppen der NSDAP und die örtlichen Gruppen der Deutschen Arbeitsfront (S. 24).

Durch die Analyse der Dynamik des Siedlungs- und Wohnungsbaus in Braunschweig kann Mittmann die Anstrengungen des NS-Ministerpräsidenten Klagges aus architekturhistorischer Sicht verdeutlichen, Braunschweig bei der anstehenden Reichsreform¹ als Hauptstadt eines künftigen Gaues ‚Ostfalen‘ mit den Regierungsbezirken Lüneburg, Hildesheim, dem Land Braunschweig und dem Kreis Wernigerode indirekt zu positionieren. Auch die von Berlin aus initiierten Industrieansiedlungen spielten dabei eine Rolle. Die neu erbauten Stadtteile sollten neben Arbeitern der bereits vor dem Krieg expandierenden Braunschweiger Rüstungsunternehmen vor allem die des Braunschweiger Vorwerkes von Volkswagen und der Reichswerke Hermann Göring in Salzgitter unweit der Stadtgrenzen aufnehmen. Die architektonische Oberleitung aller Planungen für die NS-Gemeinschaftssiedlung Mascherode wurde überregional durch das ‚Architekturbüro der Deutschen Arbeitsfront‘ gesteuert und dem ehemaligen Nürnberger Stadtbaurat Julius Schulte-Frohlinde übertragen. Schulte Frohlinde habe mit Albert Speer zusammen am Reichsparteitagsgelände zusammengearbeitet und sei dann stellvertretender Leiter des DAF-Amtes ‚Schönheit der Arbeit‘ geworden (Leiter Albert Speer). Ziel des Engagements in Braunschweig sei die Erarbeitung „allgemeiner und überall anwendbarer technischer, insbesondere jedoch ästhetischer Leitlinien“ gewesen, die verbindlich im deutschen Reich eingeführt werden sollten. Bei dem Gemeinschaftshaus, das anstelle einer Kirche die Siedlung beherrscht, handle es sich um das in dieser Form einzige ‚NSDAP-Gemeinschaftshaus‘ (Bauleitung Reichsamt ‚Schönheit der Arbeit‘).

Mittmanns Arbeit ist beeindruckend. Sie bietet eine weitere Differenzierung der Rolle Braunschweigs im NS-Staat und ergänzt damit die bisherigen historischen Forschungen aus einer bisher eher weniger beachteten Perspektive. Sehr positiv anzumerken ist, dass hier nicht nur die braunschweigische Sicht präsentiert wird, sondern auch das reichsweite Geschehen. Es bietet nicht nur den heutigen Einwohnern der entsprechenden Stadtteile die Möglichkeit zu rascher und profunder Information.

Gudrun Fiedler

¹ Vgl. eingehend anhand der Akten analysiert durch B. Stubenvoll, Das Raumordnungsgeschehen im Großraum Braunschweig zwischen 1933 und 1945. 1987.

Jens Binner (Hrsg.), „...und trug das Zeichen OST.“ Zwangsarbeit in Stadt und Landkreis Peine (Schriftenreihe des Kreisheimatbundes Peine e.V. Bd. 4). Peine: Geffers 2002, 220 S., Abb., 9,80 €

Claus Heinrich Gattermann, Der Ausländereinsatz im Landkreis Osterode 1939–1945 (Harzforschungen 18). Berlin: Lukas Verlag 2003, 132 S., Abb., 15 €

Bernhild Vögel, „Wir waren fast noch Kinder“. Die Ostarbeiter vom Rammelsberg (Rammelsberger Forum 2). Goslar: Verlag Goslarsche Zeitung 2003, 239 S., Abb., 19,95 €

Diese drei Veröffentlichungen zur Zwangsarbeit im „Dritten Reich“ verdichten die Zahl der Städte und Landkreise, in denen sich mit dieser aus vielen und sehr unterschiedlichen Gründen schwierigen Thematik auseinander gesetzt wird. In Ausgangssituation, Herangehensweise, Schwerpunkt und Darstellung unterscheiden sie sich erheblich von einander. In „Zwangsarbeit in Stadt und Landkreis Peine“ haben zehn Autoren in elf Beiträgen von Quellenrecherchen bis Zeitzeugeninterviews in einem bislang „unbeackerten“ Feld unmittelbar Greifbares zusammengetragen und damit etliche Facetten der Zwangsarbeit und ihrer Nachwirkung angesprochen. Das Ergebnis geht zurück auf eine im Druck geförderte Initiative der 2001 gegründeten AG Stadtgeschichte innerhalb des Kreisheimatbundes Peine. „Ausländereinsatz im Landkreis Osterode“ ist aufgrund des Kreistagsbeschlusses vom 12. März 2001 entstanden von August 2001 bis Oktober 2002 als AB-Maßnahme und zeigt das Ergebnis intensiver und solider Archivrecherchen. „Die Ostarbeiter vom Rammelsberg“ ist hervorgegangen aus der Erweiterung eines ursprünglichen Auftrages (Mai 1999) zur Quellenrecherche für einen Ausstellungsbeitrag, deren Ergebnis bei der Autorin „ein schales Gefühl“ (S. 16) hinterließ, und sie entschloss sich und erhielt die Möglichkeit, einige der Menschen hinter den Akten aufzuspüren und aufzusuchen. Es entstand „im Spannungsfeld zwischen den Berichten der Opfer und den Aktenvermerken der Täter“ (S. 8) eine an einen breiten Leserkreis gerichtete Reportage (s. S. 8). Eines wird bei allen drei Veröffentlichungen deutlich: der Zwangsarbeiter, die Zwangsarbeiterin war in „der deutschen Kriegsgesellschaft“ (Binner, S. 8) präsent und allgegenwärtig, ist jedoch aus dem Bewusstsein der deutschen Bevölkerung weitgehend verdrängt worden (s. Gattermann, S. 128).

Der Sammelband „Zwangsarbeit in Stadt und Landkreis Peine“ weist im Haupttitel „... und trug das Zeichen Ost“ auf die seit dem Frühjahr 1942 eingesetzte Hauptgruppe der Zwangsarbeiter, auf die zwei der Beiträge besonders eingehen: die von Jens Binner dargelegte Ausnahmesituation von 28 „Ostarbeiterinnen“ der Armaturenfabrik und Metallgießerei Gäbler, eines „kriegswichtigen Betriebs“, und die Erinnerungen zweier ehemaliger, im Landkreis Peine gebliebener „Ostarbeiterinnen“, aufgezeichnet von Peter Baumeister. Darüber hinaus werden bis auf KZ-Häftlinge – hier erfolgt die Nennung einer Veröffentlichung zum KZ Vechede (S. 10, Anm. 1) – auch Zivilarbeiter und Kriegsgefangene anderer Nationalitäten, insgesamt mehr als 3.100–3700 in der Stadt bzw. über 7.000 im Kreis Peine (S. 43ff.), berücksichtigt, allerdings nicht systematisch, sondern nach gegebenen Möglichkeiten. Im umfangreichsten Beitrag „Feind bleibt Feind“ (S. 13–60) stellt Jens Binner die Lebens- und Arbeitsbedingungen ausländischer Zwangsarbeiter in der Stadt Peine vor und diese in den Gesamtzusammenhang. In dem mit „Auf der Flucht erschossen“ überschriebenen Beitrag von Michael Utecht wurde „ein erster Schritt, die relevanten Quellen zu erfassen,“ unternommen (S. 73). In „Zwangsarbeit und deutscher Alltag“ spüren Jens Binner und Ralf Holländer den Unterkünften polnischer und sowjetischer Zwangsarbeiter im Stadtgebiet nach, die Ralf Holländer dann noch, unterschieden nach Großlager (17), Gaststätten (12) und Sonstige Lagerunterkünfte (die ungezählte Mehr-

zahl), auf einem beigegeführten Stadtplan lokalisiert hat. Unter dem Titel „Gottesdienstregeln und Entlausung“ beschreibt Andreas Warmbold, wie sich Zwangsarbeit in der öffentlichen Verwaltung niederschlug. Die Beiträge zur Stadt Peine enden mit von Siegrid Albertshauer gesammelten Berichten deutscher Zeitzeugen. Zur Situation der Zwangsarbeiter nicht nur in der Landwirtschaft, sondern auch in Konserven-, Zuckerfabriken und weiteren Bereichen verbindet Alexander Rose exemplarisch Episoden aus einigen Dörfern (Oberg, Groß Lafferde, Edesse, Abbensen, Groß Ilsede) mit Verhaltensmaßregeln, Vorschriften und Richtlinien, während Claudia Koch anhand einer im Jahr 2000 wiederentdeckten Akte (S. 161f.) der Zwangsarbeit in der Landwirtschaft am Beispiel Clauen und dem mitverwalteten Bründeln nachgeht. Mit der Situation der am Kriegsende zunächst auf sich allein gestellten einstigen Zwangsarbeiter, den Displaced Persons (DPs) der Nachkriegszeit, die in Ortschroniken fast nur als bedrohliches Element auftauchen (s. S. 154f.), setzt sich Martina Staats auseinander. Unter „Spuren der Zwangsarbeit“ erstellte Thomas Kuczniars zum einen eine Übersicht der Ehrengräber, zum anderen berichtet er über Kontakte zwischen ehemaligen Zwangsarbeitern und ihren einstigen Arbeitgebern in vier Dörfern.

Die Monografie zum Ausländereinsatz im Landkreis Osterode 1939–1945 befasst sich in der Hauptsache mit den 14.000–15.000 (S. 127) dortigen zivilen ausländischen Arbeitskräften (Begründung S. 9) und in einem Exkurs mit weiteren 5.000–6.000 Zwangsarbeitern (S. 127): KZ-Häftlinge, Kriegsgefangene und OT-Arbeiter (S. 116–126). Nach Einleitung, Quellenlage und Forschungsstand werden in sechs Kapiteln (Politische und demographische Rahmenbedingungen, Arbeitgeber, Rekrutierung, Lebensbedingungen, Kontakte zwischen deutscher Bevölkerung und Ausländern, Überwachung und Repression) wichtige Aspekte des Ausländereinsatzes dargelegt wie 1. Zahl, Herkunft, Geschlechterverteilung und Alter, 2. Arbeitgeber und Schwerpunkte des Arbeitseinsatzes, 3. Unterbringung, 4. Versorgungssituation, 5. Gesundheitszustand, 6. Familiäre Beziehungen, Schwangerschaften, Kinder, 7. Beziehungen zwischen Ausländern und eingessener deutscher Bevölkerung und 8. Überwachung und Behandlung durch deutsche Institutionen (s. S. 10). Es gibt keine Abbildungen (Fotos oder Dokumente), jedoch zahlreiche aussagekräftige Diagramme (10) und Tabellen (22), z. B. zur schwankenden Zusammensetzung der Zivilarbeiter nach Nationalität 1942, 1943, 1944 (S. 25, 27, 28), zur Herkunft aus insgesamt 21 Ländern am Stichtag 31. Dezember der Jahre 1939–1944 (S. 28), zur Anzahl der Arbeitgeber je Ort (S. 42), zu Anzahl und Nationalität je Arbeitgeber (S. 43–46), zur Steigerung der Anzahl 1942–1945 in acht großen Betrieben (S. 49–52, 54f., 57f.), zu den Lagern (S. 72–74), zu Todesfällen und Todesursachen (S. 95, 95f.) oder zu Kriegsgefangenenlagern (S. 118). Die beiden vom Konzept her interessanten Karten sind leider wenig aussagekräftig: der Karte zur Überlieferung der Arbeitgeber (S. 40) fehlen, abgesehen von fünf, die Namen der Orte; bei der Karte mit den neun Orten mit Arbeitgebern mit mehr als 50 ausländischen Arbeitern (S. 53) bleibt im Kartenbild unklar, ob es sich je Ort um einen oder mehrere Arbeitgeber handelt; eine Zahl im jeweiligen Kästchen, dem Ortssymbol, hätte es präzisiert.

Bernhild Vögel verfolgt das Schicksal der „Ostarbeiter vom Rammelsberg“, dem Erzbergwerk bei Goslar, und zwar nicht nur während der Zeit ihrer Zwangsarbeit, d.h. von der Rekrutierung bis zur Rückkehr, sondern den weiteren und früheren Lebensweg einiger der Überlebenden. Insgesamt waren es 145, darunter 21 Frauen, die zwischen dem 7./8. Mai 1942 und Dezember 1943 am Rammelsberg eintrafen (S. 15, 16). Die Autorin schildert auch den mühevollen Weg, Überlebende ausfindig zu machen, zu kontaktieren und ihre schwierigen gegenwärtigen Lebensverhältnisse. Darin eingebettet wird ihre sie prägende und behindernde Zeit der Zwangsarbeit im Rammelsberg-Bergwerk mit der harten Arbeit, den Schikanen, Spannungen untereinander, den Versuchen, auch diesem Leben ein Stück

Qualität zu geben. Während die Beiträge im Peiner Sammelband Schlaglichter werfen, die Monografie über den Ausländereinsatz im Landkreis Osterode eine nüchterne Bilanz zieht, werden die „Ostarbeiter vom Rammelsberg“ in der Abfolge von – auch widersprüchlich und nicht genau verifizierbar – Erlebtem und Recherchiertem lebendig, ohne dass die sachlich-korrekte Information verloren geht oder auch nur zurücktritt.

Die drei unterschiedlichen Darstellungen (Sammelband, Monografie, Reportage) handhaben auch die Nachweise von Literatur und Quellen unterschiedlich. Bernhild Vögel verzichtet auf eine Zusammenstellung der in den Anmerkungen genannten Quellen und Literatur, der Peiner Sammelband enthält ein knappes Literaturverzeichnis, Claus Heinrich Gattermann schließt mit einem üblichen, um Internetveröffentlichungen erweiterten Quellen- und Literaturverzeichnis.

Gudrun Pischke

Chronik des Braunschweigischen Geschichtsvereins

vom Oktober 2004 bis Oktober 2005

von

Johannes Angel

1. Allgemeines

Die Mitgliederversammlung am 21. April 2005 im Gemeindesaal der St. Katharinenkirche Braunschweig wurde von 100 Mitgliedern und Gästen besucht. Der Vorsitzende stellte die Beschlussfähigkeit fest und gedachte der seit der letzten Jahreshauptversammlung verstorbenen Mitglieder. Er teilte mit, dass das Protokoll der Mitgliederversammlung vom 22. April 2004 mit dem Kassenbericht von 2003 zur Einsichtnahme ausliegt und informierte über das Braunschweigische Jahrbuch 2004, das in einer Auflage von 1.000 Exemplaren erschienen ist.

Das Vorstandsmitglied Frau Dr. Boldt-Stülzebach berichtete über die Vortragsreihe des Winterhalbjahres 2004/2005, die nach der Mitgliederversammlung abgeschlossen wurde. Dank der großen Bandbreite der Themen und der Verknüpfung mit einigen Studienfahrten konnte eine große Zahl von Besuchern begrüßt werden. Das Vorstandsmitglied Frau Dr. Fiedler informierte dann über die Studienfahrten des Sommerhalbjahres 2004 und die geplanten Studienfahrten des Sommerhalbjahres 2005. Knapp 400 Mitglieder nahmen an den neun Exkursionen des Jahres 2004 teil, eine erfolgreiche Bilanz!

Der Schatzmeister Herr Köckeritz legte den Abschluss per 31. Dezember 2004 vor und erläuterte die Einnahmen und Ausgaben. Der Kassenbestand betrug am Jahresende 15.180,63 €, wobei die Bezahlung des Jahrbuches 2004 noch ausstand. Frau Dr. Strauß berichtete dann über die Rechnungsprüfung durch sie und Herrn Medefind. Die Unterlagen seien geordnet und die Buchführung korrekt gewesen, die Kasse habe gestimmt. Auf Antrag aus der Mitte der Mitglieder wurde dem Vorstand einstimmig bei Enthaltung der Vorstandsmitglieder Entlastung erteilt.

Unter dem Tagesordnungspunkt Verschiedenes berichtete der Vorsitzende über die laufenden Projekte des Vereins, das sind die Erarbeitung von Publikationen über mittelalterliche Siegel in den Beständen des Staatsarchivs Wolfenbüttel und die Erarbeitung eines vom 8. Jahrhundert bis 1800 reichenden Braunschweigischen Biographischen Lexikons. Frau Dr. Fiedler teilte mit, dass im Zusammenhang mit der Bewerbung Braunschweigs als Kulturhauptstadt Europas 2010 von vier Vorstandsmitgliedern eine „Kleine braunschweigische Landesgeschichte für eine europäische Region“ erarbeitet worden sei.

Der Gesamtvorstand trat am 12. April 2005 zu einer Sitzung zusammen. Die Mitgliederzahl betrug im Oktober 2005 insgesamt 611 Personen und Institutionen.

Aus Anlass der Auflösung der Bezirksregierung Braunschweig zum 31. Dezember 2004 lud der Braunschweigische Geschichtsverein am 22. Dezember 2004 in das Altstadtrathaus in Braunschweig ein. Nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden unseres Vereins sprach Herr Dr. Hoffmann, Oberbürgermeister der Stadt Braunschweig, über die „Rolle und Bedeutung der braunschweigischen Mittelinstanzen von 1946 bis 2004“. Herr Schröder, Abteilungsdirektor der Bezirksregierung Braunschweig, hielt das Schlusswort.

2. Veröffentlichungen

- Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte Band 85, 2004.
Besondere Aufmerksamkeit riefen die Aufsätze „Herzogliche Scharfrichter und Abdecker des Landes Braunschweig in der Frühen Neuzeit“ von Gesine Schwarz und „Lauern auf den Vasallentod. Das Ende der Herren von Bartensleben auf Schloss Wolfsburg 1742“ von Martin Fimpel sowie „Kirchen im Bombenkrieg. Folgen des Luftkriegs von 1940–1945“ von Birgit Hoffmann hervor.
- „Von Otto bis Phaeno. Kleine braunschweigische Landesgeschichte für eine europäische Region“ von Horst-Rüdiger Jarck mit Annette Boldt-Stülzsch, Gudrun Fiedler und Bettina Schmidt-Czaia. Diese Veröffentlichung wurde finanziell unterstützt von der Richard-Borek-Stiftung und dem Braunschweigischen Vereinigten Kloster- und Studienfonds.

3. Vorträge

a) im Städtischen Museum Braunschweig

Donnerstag, 28. Oktober 2004: Frau Dr. Erika Eschebach, Braunschweig: Bunker in Braunschweig.

Donnerstag, 25. November 2004: Frau Dr. Eva Schlothel, München: Leben und Sterben im spätmittelalterlichen Braunschweig. Das „Konventstagebuch“ einer Zisterzienserin von Heilig-Kreuz (1484–1507).

Donnerstag, 20. Januar 2005: Herr Söhnke Thalmann, Göttingen: „Erschreckliche Krämerey in dieser Stadt.“ Rehtmeyers „Kirchen-Historie“ und der Ablass im spätmittelalterlichen Braunschweig.

Donnerstag, 24. Februar 2005: Frau Dr. Barbara Klössel-Luckhardt, Wolfenbüttel: Mittelalterliche Siegel im Braunschweiger Land am Beispiel des Klosters Walkenried.

Donnerstag, 17. März 2005: Herr Jürgen Huck, Wolfenbüttel: Die Schlachten von Jena und Auerstedt 1806 und Herzog Carl Wilhelm Ferdinand als preußischer Oberkommandierender.

Donnerstag, 21. April 2005 (mit Jahreshauptversammlung): Herr Claus-Eduard Hecker, Braunschweig: Historische Orgeln in der Braunschweiger Region. Einführung am Beispiel der Orgel zu St. Katharinen.

b) im Theatersaal des Schlosses Wolfenbüttel

Donnerstag, 17. Februar 2005: Frau Prof. Dr. Ruth-E. Mohrmann, Münster: Der braunschweigische Samenhändler Ernst Christian Conrad Wrede. Ein bürgerliches Leben der Goethezeit.

4. Studienfahrten

1. Fahrt: Donnerstag, 3. März 2005, Tagesfahrt „Architektur und Kunst in den Berliner Botschaften“

Am Vormittag Führung zu Architektur, Kunst und Botschaftsarbeit in der britischen Botschaft. Am Nachmittag Besichtigung der Nordischen Botschaften (Finnland, Schweden, Norwegen, Dänemark und Island). Besichtigt und erläutert wurden alle fünf Botschaften von außen sowie das Foyer der Schwedischen. Anschließend Besuch und Empfang in der niedersächsischen Landesvertretung.

Leitung: Frau Dr. Fiedler

2. Fahrt: Sonnabend, 23. April 2005, Tagesfahrt „Auf den Spuren des Mittelalters in Aschersleben und Quedlinburg“

Im Rahmen eines geführten Stadtrundgangs wurde die mittelalterliche, fast vollständig erhaltene Stadtbefestigung von Aschersleben erkundet. Weitere Höhepunkte sind das Rathaus (Renaissancebau), die Franziskanerkirche, das Kriminalpanoptikum, der einzige in Deutschland noch erhaltene Freimaurertempel mit Erläuterung und Besteigung eines Stadtturms. Anschließend Besichtigung von Quedlinburg.

Leitung: Frau Frobese M. A., Herr Dr. Siemers

3. Fahrt: Sonnabend, 30. April 2005, Führung „Von Herzögen und Mätressen“ im Herzog Anton Ulrich Museum Braunschweig

Die Führung zeigte anhand von Portraits Ausdruck und Selbstverständnis der Herrschaft braunschweigischer Herzöge, u.a. Anton Ulrich, Karl I. und Karl Wilhelm Ferdinand. Stellvertretend für die im 18. Jahrhundert bei Hofe übliche „Maitresse en titre“ wurde das Leben der Frau von Branconi, Mätresse Carl Wilhelm Ferdinands, erläutert.

Leitung: Frau Dr. Klössel-Luckhardt, Frau Dr. Fiedler

4. Fahrt: Sonnabend, 21. Mai 2005, Tagesfahrt „Mit Goethe und Schiller in Leipzig“ Mit einer Spezialführung durch das Gohliser Schlösschen begann der Besuch. Herr Dr. Eberle, Städtisches Museum Braunschweig und früherer Leiter des Gohliser Schlösschens, zeigte das im 18. Jh. als Sommersitz für einen Leipziger Kaufmann erbaute Rokokoschlösschen, das Friedrich Schiller 1785 besuchte, mit Einblicken über heiter, elegante Räume und wunderschöne Möbel. Nach einer kurzen Fahrt durch Leipzig und einem geführten Rundgang durch die Leipziger Innenstadt bildet die Besichtigung des von Goethe erbauten Theaters in Bad Lauchstädt den interessanten Abschluss der Exkursion.

Leitung: Herr Dr. Eberle, Frau Dr. Fiedler

5. Fahrt: Freitag, 10. Juni 2005, Tagesfahrt ins Thüringische mit dem Thema „Ende und Frühzeit des Alten Reiches – die Schlacht bei Auerstedt (1806)“ danach Besuch des Naumburger Doms.

Mit der Niederlage in den Schlachten von Jena und Auerstedt (Thüringen) am 14. Oktober 1806 ging das alte friderizianische Preußen und mit ihm das Ancien Régime endgültig unter. Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der als preußischer Generalfeldmarschall die Heere der Verbündeten führte, wurde während der Schlacht schwer verwundet und starb auf der Flucht. Herr Huck M. A., Oberstleutnant a.D., erläuterte an Ort und Stelle die militärgeschichtliche Bedeutung der Schlacht von Auerstedt. Am Nachmittag wurde in Naumburg der spätromanisch-frühgotische Dom St. Peter und Paul besichtigt.

Leitung: Herr Huck M. A., Herr Dr. Jarck

6. Fahrt: Mittwoch, 15. Juni 2005, Tagesfahrt „Magdeburg 1200 – Ausstellung des Kulturhistorischen Museums in Magdeburg mit Spezialführung“

Die Ausstellung zeigte, dass Magdeburg in besonderer Weise die Brüche und Neuanfänge in der europäischen Kultur- und Herrschaftsgeschichte widerspiegelt. Der Bogen spannte sich von der karolingischen Grenzfestung bis zur heutigen Landeshauptstadt, die nach dem Verlust der alten Industrien eine neue Identität sucht.

Leitung: Herr Dr. Jarck

7. Fahrt: Sonnabend, 2. Juli 2005, Halbtagesfahrt „Erinnerungsstätte an die Zwangsarbeit bei Volkswagen/Kunstmuseum Wolfsburg“

Der Leiter der Historischen Kommunikation der Volkswagen AG, Dr. Manfred Grieger, führte durch die „Erinnerungsstätte an die Zwangsarbeit auf dem Gelände des Volkswagenwerks“. Es schloss sich eine Führung durch die Ausstellung „Retrospektive“ – James Rosenquist – im Kunstmuseum Wolfsburg an. James Rosenquist zählt zu den bekanntesten Künstlern der amerikanischen Pop Art.

Leitung: Herr Dr. Grieger, Frau Dr. Fiedler

8. Fahrt: Sonnabend, 9. Juli 2005, Tagesfahrt „Holzverarbeitung im Weserbergland“

Im Museum Uslar stellte Museumsleiter Dr. Wolfgang Schäfer die Uslarer Geschichte und speziell die Möbelindustrie vor. Mit preiswerten Ilse-Möbeln begann für die

Bundesbürger nach Flucht und Vertreibung wieder ein Stück bürgerliche Normalität. Mit bis zu 3.000 Beschäftigten waren die Ilse-Werke bis in die 1960er Jahre hinein ein großer Arbeitgeber im Solling. Am Nachmittag gab Herr Reuter, Revierförster in dem teils auf hannoverschem teils auf braunschweigischem Gebiet liegenden Forstamt Brüggefeld, auf einem ausgedehnten Waldspaziergang Erläuterungen zur Waldwirtschaft und Holzproduktion. Dabei wurden auch bronzezeitliche Hügelgräber, Wölbäcker und Relikte (u.a. Kapelle) der Wüstung Schmeersen gestreift. Danach Besuch in Fürstenberg.

Leitung: Herr Krueger, Herr Dr. Siemers

9. Fahrt: Freitag, 23. September 2005, Tagesfahrt „Historische Orgeln in der Braunschweiger Region“

Die Tagestour zum Besuch ausgewählter Kirchen mit bedeutenden Orgeln und jeweils erlesenen musikalischen Vorführungen dieser Instrumente begann in der Hauptkirche BMV in Wolfenbüttel mit ihrer aus dem 17. Jh. stammenden Orgel. Weiter ging es zur Rokokokirche von Samleben. In dieser Kirche befindet sich die einzige Orgel der Braunschweigischen Landeskirche, die in der Substanz der Manualwerke fast vollständig erhalten blieb (gebaut um 1776). In Bad Harzburg stand ein Besuch der 1902 fertig gestellten Luther-Kirche mit ihrer Sauer-Orgel auf dem Programm.

Nachmittags wurde die Papenius-Orgel (gebaut 1746) in der Kirche St. Maria in Vienenburg-Lochtum besichtigt. Das Programm wurde mit dem Klang einer großen Orgel abgeschlossen, der Christoph-Treutmann-Orgel aus dem Jahr 1734 in der Klosterkirche in Goslar-Grauhof. Herr Landeskirchenmusikdirektor Claus-Eduard Hecker führte zunächst theoretisch ein in den Aufbau und den Klang der Orgeln und gab dann bei dieser ganz außergewöhnlich inspirierenden Exkursion jeweils ein kleines Konzert.

Leitung: Herr Hecker, Herr Dr. Jarck

Verstorbene Mitglieder

deren Namen seit dem Erscheinen des letzten Jahrbuchs 2004
der Redaktion bekannt wurden

Herr Hans-Erich Armerding, Helmstedt

Herr Dr. med. Harald Behme, Braunschweig

Herr Dr. med. Günter Chemnitius, Wolfenbüttel

Frau Ilse Dedekind, Wolfenbüttel

Herr Helmuth Siebers, Braunschweig

Herr Hubertus Wachter, Wolfenbüttel

Nachruf auf Ottokar Israel

1919 – 2004

Der langjährige Geschäftsführer des Braunschweigischen Geschichtsvereins, Archivdirektor i. R. Dr. phil. Ottokar Israel, ist am 13. September 2004 im Alter von 85 Jahren nach langer schwerer Krankheit in Süsel (Kreis Ostholstein) verstorben. Auch über seine vorzeitige Ruhestandsversetzung hinaus hat er als Beisitzer dem Vorstand unseres Vereines, dem bis zuletzt seine volle Aufmerksamkeit und sein lebhaftes Interesse galten, angehört und durch sein ehrenamtliches Wirken die vielfältige Vereinsarbeit wesentlich gefördert.

Ottokar Israel wurde am 14. Juni 1919 in Königsberg geboren, dem geistigen Zentrum Ostpreußens im 18. Jahrhundert, wofür der Name des weltberühmten Philosophen Immanuel Kant (1724–1804) stellvertretend für viele andere Geistesgrößen stehen möge. Hier verlebte er eine relativ unbeschwerte Kindheit, die indessen mit der 1932 nach Görlitz erfolgten Versetzung des Vaters Alfred Israel, der als Obersteuerinspektor in preußischen Verwaltungsdiensten stand, ein abruptes Ende fand. Bereits im Sommer 1933 verschlechterte sich die familiäre Situation sehr dramatisch. Denn der Vater wurde aufgrund seiner jüdischen Herkunft im Zuge der von den Nationalsozialisten rigoros betriebenen „Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ (Reichsgesetz vom 7. April 1933) aus dem Staatsdienst entlassen und musste äußerst mühsame Anstrengungen unternehmen, um die Familie notdürftig zu ernähren. Ebensowenig blieb der Sohn nach seinem 1937 am Görlitzer Gymnasium Augustum abgelegten Abitur von den nationalsozialistischen Drangsalierungen verschont. Ottokar Israel durfte zunächst kein ordentliches Universitätsstudium mit seinem geliebten Fach Geschichte aufnehmen. Als Notbehelf begann er, Evangelische Religion an der Kirchlichen Hochschule in Bethel zu studieren. Gleichzeitig mit seiner wenig später erfolgten Einberufung zum Reichsarbeitsdienst und zur Wehrmacht wurde ihm offiziell mitgeteilt, dass ihm keine Beförderungen zuerkannt sowie möglicherweise seine verliehenen Orden und Tapferkeitsmedaillen sofort von der nächsthöheren militärischen Dienststelle kassiert würden.

Nachdem er 1946 aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft entlassen worden war, wurde es ihm trotz gesundheitlicher Probleme ermöglicht, das langersehnte Universitätsstudium an der Georgia – Augusta zu Göttingen in Geschichte, Germanistik und Evangelischer Theologie zu beginnen und mit der Promotion zum Dr. phil. abzuschließen. Der Titel seiner vom Mediävisten Hermann Heimpel (1901–1988) betreuten Dissertation lautet: „Das Verhältnis des Hochmeisters des Deutschen Ordens zum Reich im 15. Jahrhundert.“ Diese materialienengesättigte Studie ist bis heute ein Standardwerk für die wechselseitigen Bedingtheiten zwischen beiden Institutionen im reichsgeschichtlich überaus turbulenten 15. Jahrhundert geblieben.

Nach dem 1. Staatsexamen für das Lehramt an Gymnasien (1952) entschloß sich Dr. Israel, aufgrund seiner ausgeprägten historischen Interessen die wissenschaftliche Ausbildung für den höheren Archivdienst am 1949 wieder eröffneten Institut für Ar-

chivwissenschaften in Marburg/Lahn zu absolvieren. Seine ersten praxisbezogenen Aufgaben erledigte der Staatsarchivassessor seit 1954 im Niedersächsischen Staatsarchiv in Aurich. 1959 wurde er an das Niedersächsische Staatsarchiv in Osnabrück versetzt, wo 1965 seine Ernennung zum Archivoberrat und seine Berufung zum Stellvertreter des Direktors Dr. Theodor Penners (1912–1994) erfolgte. In Osnabrück hat er die wertvolle Dienstbibliothek betreut und sich mit vielfältigen Themen zur komplexen Geschichte dieser Stadt sowie des Emslandes beschäftigt, das zu seinem Archivsprengel gehörte. Er ordnete und verzeichnete die Akten der spanischen, oranischen und preußischen Verwaltung der Grafschaft Lingen/Ems (1702–1815) und hat mehrere grundlegende Untersuchungen über die historischen Strukturen des Emslandes angeregt sowie bei älteren, meist nicht mehr allgemein zugänglichen Standardwerken deren Neuauflagen betrieben.

Mit seiner Berufung zum Archivdirektor nach Braunschweig am 1. April 1970 eröffneten sich dem Historiker völlig neue Perspektiven. Neben den ihm vertrauten archivarischen Verrichtungen in einem der beständereichsten deutschen Stadtarchive musste er sowohl die wissenschaftliche Stadtbibliothek als auch die Öffentliche Bücherei samt deren Zweigstellen leiten – ganz gewiß eine für jeden leidenschaftlichen Archivar nicht sonderlich vorteilhafte Kombination dreier städtischer Kultureinrichtungen. Zweifellos hat diese eminent zeit- und kraftaufwendige Inanspruchnahme die archivarischen Fähigkeiten von Ottokar Israel nicht zur vollen Entfaltung gedeihen lassen.

Sein persönliches Engagement galt den wissenschaftlichen Publikationen vornehmlich zur stadt- und landesgeschichtlichen Thematik in der bundesweit renommierten Reihe „Braunschweiger Werkstücke“ (11 überwiegend voluminöse Bände sind während seines Direktorates erschienen) sowie der mit seinem Nachfolger und Verfasser dieses Nachrufes im Herbst 1977 gemeinsam begründeten Serie „Kleine Schriften“ (bisher wurden 37 Hefte publiziert) sowie schließlich der ehrenamtlichen Mitarbeit in mehreren Vorständen regionaler Gremien. So leitete er unter anderem die Arbeitsgemeinschaft Niedersächsischer Kommunalarchive (ANKA), 1963 in Braunschweig von seinem Amtsvorgänger Dr. Richard Moderhack (geb. 1907) ins Leben gerufen, und die weltweit agierende Arbeitsgemeinschaft genealogischer Verbände. Außerdem oblag ihm jahrelang die Geschäftsführung für den Braunschweigischen Geschichtsverein mit mehr als 700 Mitgliedern im Gebiet des alten geschichtsträchtigen Landes und Freistaates Braunschweig, der im Jahre 1946 aufgrund der Verordnung seitens der britischen Militärregierung als integraler Bestandteil in das neu geschaffene Bundesland Niedersachsen aufgegangen ist.

Aus gesundheitlichen Gründen hat Dr. Israel um seine Versetzung in den Ruhestand zum Jahresende 1979 gebeten, den er – von der drückenden Bürde immer schwieriger werdender Rahmenbedingungen finanzieller, personeller und räumlicher Art in den 3 städtischen Kultureinrichtungen befreit – zu weitgespannten landesgeschichtlichen, auf archivalischen Überlieferungen beruhenden Forschungen und – soweit es seine oft lähmenden Herzinsuffizienzen noch zuließen – zu genealogischen Recherchen sinnvoll genutzt hat. Seine sich in den letzten Jahren verstärkenden gesundheitlichen Beeinträchtigungen hat er mit vorbildlicher Haltung tapfer ertragen,

immer rührend umsorgt von seiner Frau sowie seinen Kindern und Enkelkindern. Ein plötzliches Herzversagen setzte seinem schaffensreichen Leben ein rasches Ende.

Mit dem Tode des Königsbergers Dr. Ottokar Israel haben der Braunschweigische Geschichtsverein sein jahrelang aktives Vorstandsmitglied und die Stadt Braunschweig eine ihrer bedeutenden Persönlichkeiten verloren.

Wir werden dem Verstorbenen stets ein ehrendes Gedenken bewahren und uns in großer Dankbarkeit seiner loyalen Mitarbeit erinnern.

Braunschweig

Manfred R. W. Garzmann

